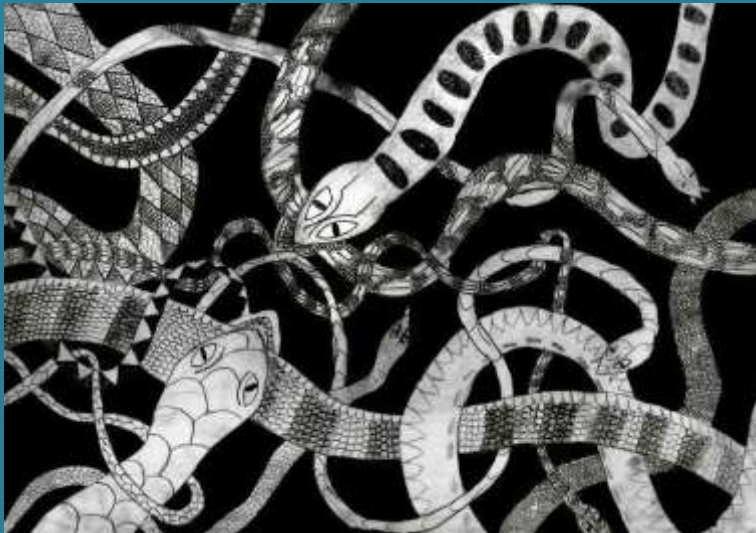


MARY JANE WARD

Schlängengrube



www.autonomie-und-chaos.berlin

Der Roman **THE SNAKE PIT** erschien 1946 bei Random House, Inc.
Das Buch wurde 1948 aufgenommen in die Taschenbuchreihe Signet
der New American Library of World Literature.

Diese Taschenbuchausgabe war, in der 4. Auflage 1949,
Grundlage der hier vorliegenden revidierten Übersetzung. –
Die deutsche Erstausgabe (**DIE SCHLANGENGRUBE**) erschien 1948 im
Artemis Verlag Zürich. Grundlage der Wiederveröffentlichung 2020 ist
die Lizenzausgabe für Deutschland bei der Keyzerschen
cVerlagbuchhandlung Heidelberg (Ausgabe Herbst 1950).

Nachwort des Herausgebers (Mondrian v. Lüttichau) Seite 215.

Mit Literaturliste und zwei Anhängen.

Titelbild © 2016 M.M.

© 2020 für diese Neuausgabe
Verlag Autonomie und Chaos Berlin
ISBN 978-3-945980-47-7

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

In alten Zeiten warf man Wahnsinnige in Schlangengruben; man glaubte, daß das Grauen, das einem gesunden Menschen den Verstand rauben könnte, einen Wahnsinnigen vielleicht wieder zur Vernunft bringe...



Umschlagbild von *The Snake Pit* (Signet, 1949)

Erstes Kapitel

I

"Hören Sie Stimmen?" fragte er.

Meinen Sie, ich bin taub? "Natürlich – Ihre Stimme höre ich." Es war schwer, höflich zu bleiben. Sie war müde, und so lange schon hatte er sie ausgefragt, tagelang die gleichen, unbeschreiblich naiven Fragen.

Jetzt erklärte er, sie habe ihn mißverstanden; er meinte gar keine wirklichen Stimmen. Er sprach von Stimmen, die nicht wirklich seien, er vermute aber, daß sie solche Stimmen höre. Er schien sicher, daß sie sie hören müsse. Dieser Mann war eine Plage, aber ihr fiel keine anständige Weise ein, ihn loszuwerden. Er meinte es ja gut, und so versuchte man eben, auf sein Spiel einzugehen, wie auf ein empfindsames Kind.

"Aus Wasser können Sie alles heraushören", sagte sie. Das mußte doch seiner kindlichen Phantasie gefallen, die von Kiesel zu Kiesel sprang, in der Sonne tanzte, in den glitzernden Tropfen kicherte.

Jetzt stürzte das Wasser aus dem ruhigen Teich seiner Stimme in ein steiniges Bachbett, das für Fische zu seicht war. Der Gesang des Baches schwoll zu einem hektischen Sopran und seine Stimme verwandelte ihn in einen kleinen Jungen. Gräßlich. Sie versuchte, nicht hinzuschauen, aber schließlich konnte sie nicht widerstehen, und da sah sie mit Schrecken, daß er ein Mädchen war. Sie hatte vermutet, er könnte ein Zauberer sein, jetzt war sie sicher.

Wenigstens stellte er keine Fragen mehr. Ein Schwall von Wörtern strömte aus seinem Mund, und es wäre schwerer gewesen, darin einen Sinn zu finden, als aus einem wirklichen Wasserlauf Wörter herauszuhören. Vielleicht war er es gar nicht.

Sie drehte den Kopf. Er hatte eine merkwürdige Art, hinter einem herumzuschleichen. War er im Gebüsch? Wer war er überhaupt? Man trifft so viele Menschen, sie kommen und gehen, bevor man sie richtig eingereicht hat. Einen Augenblick zuvor war er noch da und sprach ernsthaft von Stimmen, die keine wirklichen Stimmen seien, und man wußte, daß er traurig wäre, wenn er merkte, daß man seinen Namen nicht weiß. Macht nichts. Die Sonne ist das wichtigste.

Der Sonnenschein war ein warmes, fast heißes Bad aus schwerem Gold. Es hatte keine Übergangszeit gegeben, absolut nicht. Es wurde einfach allmählich wärmer. Man froh, und dann war einem heiß. Geht das also in New York auch so? New York hat

Chicago vieles voraus; aber ich hasse an ihm, daß es Chicagos Fähigkeit auch hat, den Winter in einem Moment in Sommer zu verwandeln. Vielleicht bin ich wieder in Chicago.

Aber nein. Er hat mich gefragt, wo ich sei, und wie freute er sich, als ich antwortete, in New York. Er sagte *gut, gut*. Ich fügte hinzu, daß ich kürzlich zu Besuch in Chicago gewesen sei und wieder antwortete er: *Gut, gut*. Als ob er der Lehrer wäre und ich, die Schülerin, hätte die richtige Antwort auf eine komplizierte Frage gegeben. Ja, er fragte nicht, um Auskunft zu erhalten. Er prüfte mich, Gott weiß warum.

Jetzt ist er fort, wenigstens ist er nicht mehr zu sehen, Stimmen nachjagend, die gar keine richtigen Stimmen sind, der arme Kerl, und auf der Bank sitzt eine junge Frau. Ein hübsches Mädchen. Das helle, lockige Haar liegt ihr in Kinderlöckchen um die Stirn, und ihre Wimpern sind dicht. Sie könnte schön sein, wen sie nicht so bleich wäre. Wenn ich sie kennen würde, könnte ich ihr vorschlagen, Leber zu essen; vielleicht haßt sie die aber wie ich. Robert mag Leber gern. Ich sollte ihm häufiger Leber braten. Ich kann ja den Speck essen. Ich könnte auch Einspritzungen vorschlagen. Die sind zwar teuer, und sie sieht arm aus. Nur ein sehr armes Mädchen geht in einer Kittelschürze in einen öffentlichen Park. Aber eine Kittelschürze hätte einen Kragen.

Liebe Emily Post!¹ Schickt es sich, in einer Kittelschürze in einem Park zu sitzen? Antwort: Mir ist eine solche Sitte ganz unbekannt, aber wenn sie in Ihrer Gemeinde allgemein üblich ist, sollten Sie sich anpassen. Ich nehme an, daß die Kittelschürze immer frisch gewaschen ist, daß Sie sie nicht umwenden, wenn sie schmutzig ist, um falsche Tatsachen vorzuspiegeln...

Während sie zufrieden an ihre Ratgeber-Ecke in der *Virginia Quarterly* dachte: *Virginia-ausgeweidet-und-gevierteilt*², blickte Virginia-der-Witz an sich hinunter auf ihr Kleid. Nein – diese alten Lumpen!

Virginia Stuart Cunningham, Mrs. Robert P. Cunningham für die Allgemeinheit und Miss Stuart für eine Handvoll Leser – jene literarisch Interessierten, die ihre Bücher als Freixemplare beziehen . . . Diese junge Schriftstellerin aus der sehr ehrbaren und intelligenten Stadt Evanston, Illinois, wo nur die Intelligenz nur unter der Ehrbarkeit

¹ Emily Post (1872–1960) war eine war eine US-amerikanische Autorin, die vor allem durch Veröffentlichungen zur Etikette bekannt wurde. Emily Post steht in den USA synonym für Etikette und gute Manieren. Im Jahr 1950 bezeichnete das Magazin *Pageant* sie nach Eleanor Roosevelt als einflussreichste Frau Amerikas. Ihre Nachkommen veröffentlichen bis in die Gegenwart Bücher zu Benimmfragen.

² im Original: *Virginia-Drawn-and-Quarterlied*. Bezieht sich auf die alte englische Hinrichtungsart *hanged, drawn and quartered* (Hängen, Ausweiden und Vierteilen). *Quarterlied* heißt vierteljährlich (adj.), demgegenüber wird *quarterly* eher substantivisch gebraucht.

steht . . . Hör mal, Rotschopf, du würdest doch in diesem alten Fetzen in keinen Park gehen, nichtmal in einen New Yorker Park.

Wo habe ich nur meine Gedanken gehabt, als ich loslief? Ich muß in Eile gewesen sein, aber warum sitze ich dann jetzt in der Sonne? Sie trug diese Ruine von Kleid nur, wenn sie die größte Hausarbeit machte, und sie hatte längst begriffen, daß man in New York nicht auf die Straße gehen kann, wenn man irgendwie abgerissen aussieht. Immer trifft man jemanden aus Evanston. Komisch, zuhause konnte man die ganze Promenade runtergehen und keinen Menschen treffen, aber kaum verließ man seine New Yorker Wohnung, schien die ganze Stadt überschwemmt von Evanstonern, die alle ihre ehrbarsten und intelligentesten Kleider trugen.

Immerhin, das blonde Mädchen auf der Bank war nicht aus Evanston. Man hatte sie noch nie gesehen. Man war einander nicht vorgestellt worden, aber sie schien mit einem zu sprechen. Diese Stadt, voll von Menschen, die einen bei der ersten Gelegenheit ansprachen, brachte einen in Verwirrung. Aber Virginia Stuart Cunningham war nicht der Typ, Fremde in einem Park aufzulesen. Diese New Yorker Parks – was kommt als Nächstes?

Gestern oder vorgestern sah ich eine Katze an einer Leine. Die kam so würdevoll daher wie ein Dobermann. Wahrscheinlich haben sie ihr niemals gesagt, daß sie eine Katze ist. Wie Margaret. Als ich *Pussy, Pussy* rief, sagte Margaret: *Hör auf, er weiß nicht, daß er eine Katze ist.* An dem Tag, als ich die Katze an der Leine sah, habe ich auch einen Hund in einem Tuchmäntelchen gesehen, er trug eine Mütze wie Sherlock Holmes und hatte eine Pfeife im Maul. Immerhin haben sie ihn nicht dazu bringen können, sie zu rauchen. Zum Glück für ihn. Es war auch gut für Mags Katze. Die bestand nicht nur darauf, eine Katze zu sein, sie hatte sogar Junge – obwohl Margaret sie immer vorsorglich "er" nannte, wenn sie von ihr sprach, sie nannte sie sogar Coolidge³. Als die Jungen da waren, sagte Robert, man hätte ihm beibringen sollen, daß man davonlaufen kann. Familienspäße, niemand findet sie lustig außer der Familie. Vor kurzem habe ich sie noch alle gesehen. Ich habe gar keinen Grund zu so einem komischen Gefühl. Denk an den Hund mit der Pfeife, sonst fängst du an zu heulen.

Das arme Tier ließ den Kopf hängen, aber hinter ihm marschierten, von Stolz geschwellt, ein Mann und eine Frau . . . In diesem Park hier gibt es keine Hunde. Man würde nicht glauben, daß man in New York ist, wohin offenbar alle bösen Hunde

³ John Calvin Coolidge war 1923–29 US-Präsident.

kommen, wenn sie sterben. Um in alle Ewigkeit idiotische Mäntelchen und Reisekappen zu tragen, und Pfeifen zu apportieren.

Sie grub die Fußspitze in den Staub, der dick auf dem Weg lag, und unauffällig, um Miss Kittelschürze nicht zu stören, begann sie, sich nach dem eingekauften Gemüse und ihrer Handtasche umzusehen. Möglicherweise war sie noch nicht im Laden gewesen, aber unmöglich konnte sie ohne ihr Portemonnaie von zuhause fortgegangen sein.

Ihre Augen spielten ihr Streiche. Wegen der Sonne. Vielleicht war ihr der Park vertraut, aber die Sonne bleichte alle Farben und verwischte die Umrisse. Es war, als ob sie die Brille nicht aufhätte.

Sie hob die Hände zu den Augen, und die Brille war wirklich nicht da. *Besteht die Gefahr, daß sie jemals ihr Sehvermögen verliert?* fragte die Mutter den Arzt. Man war damals zehn. *Nun*, sagte der alte Kahlkopf von einem Arzt, *nun, ich – glaube nicht*. Jahrelang hatte man das Gefühl, ein Verbrechen zu begehen, wenn man etwas las, das nicht Pflicht war. Dabei war Lesen das einzige, was man wirklich gerne tat. Naja, Ballspielen auch. Ja. Was ist wohl aus all den Kindern geworden? Laß mich nachdenken . . . David ist Pfarrer, Fred hat eine Wäscherei, Kate ist Lehrerin . . . Ob Edgar im Gefängnis endete? Mutter hat das immer prophezeit. Er war aber ein guter Ballspieler. Ich auch, trotz meiner bescheuerten Augen.

Als man älter wurde, wurden die Gläser seltener gewechselt. Und jetzt, da man schon sehr alt war, kaufte man sich neue Gläser nur, wenn die alten zerkratzt waren. Irgendwo hatte man von der Möglichkeit gelesen, daß man im mittleren Alter weitsichtig wird und dadurch die Kurzsichtigkeit der Jugend ausgeglichen wird. Dann bist du also noch nicht im mittleren Alter, meine Liebe, denn du kannst immer noch keine Armlänge weit sehen. Wieso gehst du dann ohne Brille herum? Versuchst du, hübsch zu sein?

Im College⁴ habe ich sie nicht oft getragen. Das konnte man nicht in einer Schule, wo vier oder fünf Mädchen auf einen Jungen kamen. Trotzdem hatte ich immer mehr Verabredungen als Zeit. Weil ich ohne Brille herumliefe? Aber während sie hier auf der Bank saß, kamen ihr sechs Mädchen in den Sinn, die nie eine Brille trugen und doch nie Verabredungen hatten. Abgesehen von taktischen Dates im Zusammenhang mit Freundschaftserpressungen.⁵ Das macht sich ja gut für eine Frau von beinahe mittlerem

⁴ Hier steht auch im amerikanischen Original college (=Hochschule), obwohl es sich möglicherweise eher um die High School-Zeit handelt (analog zu unserem Gymnasium).

⁵ Im Original: "(...) except for the political kind got through fraternity blackmail". Blieb in der ersten deutsche Ausgabe unübersetzt. Ich bin nicht sicher, ob ich das einigermaßen richtig verstanden habe. – Zur Sozialisation von (weißen) Mädchen in den USA, allerdings eine Generation später ist sehr lesenswert von Naomi Wolf: VOM ENDE DER UNSCHULD (Reinbek 1999).

Alter, in der Sonne zu sitzen und stolz zu sein, weil sie im College eine Menge Verabredungen hatte. Wo ist nur meine Brille?

Wo war ihre Handtasche? Wo – das war die eigentliche Frage, die sich langsam durch den künstlichen Gleichmut hindurchnagte – wo war sie überhaupt?

II

Es war riskant für sie, allein auszugehen, selbst mit der Brille. Sie hatte gelernt, wie man zum Kaufhaus Wanamaker kam, und sie fand den Weg zur Bleeker Street, wo es preiswertes Gemüse gab, und sie irrte sich höchstens um ein paar Häuser, wenn sie zu der französischen Bäckerei gehen wollte, um diese köstlichen Rumtörtchen zu kaufen, mit diesem feinen billigen Beigeschmack, der das Besondere daran noch hervorhob. Robert sagte, dieser Beigeschmack sei der Rum, aber das konnte nicht sein. Sie konnten sich nie an diesen Medizingeschmack gewöhnen. Jedesmal, wenn sie die Törtchen kaufte, dachte sie, diesmal wird man es nicht mehr schmecken. Robert hatte noch eine andere Erklärung, die mit Wasser zu tun hatte, in dem Fliegenfänger ausgekocht wurden. Ganz frische, ungebrauchte Fliegenfänger natürlich, betonte er. Genug davon. Du mußt jetzt nach dem Heimweg fragen.

Hoffentlich war Miss Kittelschürze nicht aus New York. Die New Yorker wissen nie Bescheid. O ja, sie wissen, wie sie selbst heimkommen, aber falls sie es einem ausnahmsweise auch erklären können, hat man Glück. Sie versuchen es in ihrem eigenen Dialekt. Wie der Taxifahrer, der uns zur Pearl Street brachte, obwohl wir so deutlich "Pell Street" gesagt hatten. Diese New Yorker mit ihren *Pell*-Ohringen und ihrem Tafelkäse. *Ein halbes Pfund American Cheese*⁶, sagte ich, und der Lebensmittelhändler sagte, er habe keinen. *So, wie nennen Sie denn das?* Ich zeigte auf den Käse, an dem er lehnte. *Das?* antwortete er, *ja – das ist Tafelkäse . . .* Ein paar Tage später verlangte ich von diesem Wichtigtuer Bauernkäse, und er behauptete, nie davon gehört zu haben. Dabei watete er geradezu darin. Aber nein, das sei doch Topfkäse. *Nun*, sagte ich, *da wo ich zuhause bin, nennt man das Bauernkäse*. Er fragte, wo ich herkäme, und ich antwortete, *Evanston in Illinois*, und er sagte, von dem Ort habe er noch nie gehört. Und ich verriet das Athen des Mittelwestens und sagte, Evanston sei ein Vorwort

⁶ American Cheese ist eine Art Schmelzkäse.

von Chicago. *Sie sind sicher froh gewesen, von den Gangstern wegzukommen*, meinte er. Und als ich zuhause war und die Käseschachtel öffnete, war sie weniger als dreiviertel voll.

Wenn sie doch nur einen Augenblick aufhören würde, zu reden. Eine richtige New Yorkerin, diese Miss Kittelschürze. Verstehe kein Wort von dem, was sie sagt. *Entschuldigen sie, aber können Sie mir vielleicht sagen, wie komme ich nach... ?*

Wohin zu kommen? – Wohin?

Die Sonne ist zu warm. Ich werde mich doch nicht übergeben? Wo ist unsere Wohnung? Wir haben an so vielen Orten gewohnt. Robert und ich. Die Familie und ich. Nachdem Margaret geboren war, sind wir nicht mehr so oft umgezogen. Aber Robert und ich, wir haben viele, viele Wohnungen gehabt. Bevor er heiratete, hat er sein Leben lang im selben Haus gewohnt.

Seit sie in New York waren, hatten sie und Robert in drei oder vier oder fünf verschiedenen Wohnungen gelebt. Wenn sie darüber nachdachte, könnte sie es noch ganz genau sagen. Vielleicht waren es auch sechs. Nicht etwa, daß sie es nicht wußte, – es kam nur von der Sonne. Sobald diese leichte Übelkeit vorbei war, würde sie ihre jetzige Adresse wissen. Es kommt vor, daß einem die alltäglichsten Dinge plötzlich entfallen. Jeder weiß, wo er wohnt. Aber einmal fragte jemand Mutter am Telefon nach ihrer Adresse, und Mutter sagte: *Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich habe etwas im Backofen*. Sie lief zur Haustür, las die Nummer, ging zurück zum Telefon und fragte: *Bitte, was wollten Sie wissen?* Ja, jeder für einen Moment seine eigene Adresse vergessen. Deshalb braucht man sich nicht aufzuregen, aber schön wär's, wenn man die Haustür jetzt vor sich hätte ... und die Brille auf, um die Nummer zu lesen. Aber meine Brille muß irgendwo sein. Jemand, der seine Brille aufsetzt, bevor er aus dem Bett steigt, geht nicht aus dem Haus, wenn er sie nicht bei sich hat.

Vielleicht warte ich auf Robert. Er bat mich, zu warten. Beinahe erinnere ich mich, wie er sagte: *Also du wartest hier; ich werde gleich zurück sein*.

Sie strich sich das Haar aus der Stirn. Nein, zu ihrem Haar paßten keine Löckchen. Ohne Brille hat man das Gefühl, als ob das Gehirn nicht funktioniert. Ihre Gedanken schienen so verschwommen wie das, was sie sah. Sie richtete sich auf. Sie durfte nicht krank werden.

Als sie ihre Hände senkte, sah sie, daß sie zitterten. Ich habe Angst. Warum wohl? Ich habe so furchtbare, furchtbare Angst!

III

... mein Name. Wenn in irgendeinem Gespräch dein Name erwähnt wird, horchst du unwillkürlich auf. Obwohl du einen ganz gebräuchlichen Namen hast. Miss Kittelschürze sprach vermutlich vom Staat. Sie kannte einen ja nicht. Vom Staat Virginia. *Bringt mich zurück.* Großmamas zittrige Stimme, wie sie *Carry me back to ole Vuhginny* sang . . . und die Tränen rollten über ihre weichen, sorgfältig gepuderten Wangen. Sie wurde sentimental beim Gedanken an die Heimat, aber als Mutter ihr dann Geld gab für einen schönen, langen Besuch dort, da sagte Oma, sie habe bessere Verwendung für das Geld. *Ausgerechnet Vuhginny*, sagte sie. *Wozu, schließlich habe ich doch deinen Vater geheiratet, um von dort wegzukommen.*

Es war ein Glück für Virginia Stuart, daß ihre Großmutter nicht immer so aufrichtig war. Sonst hätte die erste Tochter der Stuarts Pernissa heißen müssen. Großmamas Name. *Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß du nach ihr benannt würdest*, sagte die Mutter, *und wir glaubten wirklich, ihr den Gefallen tun zu müssen.* Da kamen wir schließlich auf die Idee, viel Wesens um ihren Heimatstaat zu machen und im Handumdrehen prahlte sie überall damit, daß sie dir den Namen Virginia gegeben habe.

"Virginia," sagte das Mädchen auf der Bank, "Virginia, ich habe Sie gefragt, wann haben Sie eigentlich bei einer Zeitung gearbeitet?"

Jemand hat mir mal eine Haarnadel geschenkt, *Virginia* aus Holz geschnitzt, und ich habe sie etwa zwei Minuten lang getragen. Ich war noch keine zehn Schritte vom Haus, da sagte ein Mann zu mir: *He, Virginia!* und einen Augenblick später rief der nächste: *Morgen, Ginny!* Aber jetzt trage ich die Nadel ja nicht.

Eine Frage muß beantwortet werden. *Bei einer Zeitung*, allerdings nicht für. Ist Miss Kittelschürze etwa eine Zeitungsschreiberin? "Für ein Blatt hab ich nie geschrieben", sagte Virginia. Schließlich war sie nie bezahlt worden für ihre Arbeit, da würde sie noch nichtmal sagen, *bei einer Zeitung*.⁷ "Nur Kritiken. Bücher und Theaterbillets, die die Festangestellten nicht wollten. Eine Zeitlang hab ich ein Kurzgeschichtenmagazin organisiert. Natürlich ohne Bezahlung. Als Preise hab ich meine Rezensionsexemplare gestiftet."⁸

⁷ Es geht hier wohl darum, daß die Protagonistin sich als Romanschriftstellerin von der (berufsmäßigen) Zeitungsschreiberei abheben möchte.

⁸ Das Schreiben von Short Stories u.dgl. ist ein weitverbreiteres Hobby unter US-Amerikanern. Seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden Lehrgänge für "Creative Writing" als Angebot an Hochschulen (colleges) eingerichtet. In der Folge entstanden Literaturwettbewerbe und Kurzgeschichtensammlungen mit den Arbeiten von HobbyschriftstellerInnen.

Das war viel Gerede für so einen heißen Tag. Sie war zu müde zum Sprechen. Nach ihrem Kleid zu schließen, hatte sie daheim hart gearbeitet. . . . Dieses Kurzgeschichtenmagazin war Unsinn gewesen. In einer Stadt, in der Literatur beliebter ist als Bridge! Im selben Augenblick, da man irgendwas veröffentlicht hatte, wurde man von literarischen Damen überschwemmt, die ihre Zusammenarbeit anboten. Feine Angebote! Schreiben durfte man selbst.

Miss Kittelschürze bat sie, Näheres von dem Kurzgeschichtenmagazin zu erzählen. Sie war genauso beharrlich wie dieser Mann. Ist er noch im Gebüsch? "Naja, diese Stadt war voll von Frauen, die schreiben wollten, – sobald sie nur Zeit hätten. Sie brauchten vor allem jemanden, der ihre Ideen niederschrieb und ihnen die richtige Form gab. Sie sagten, daß ihnen Geld nichts bedeute, und sprachen von den Tausenden, die die *Saturday Post* zahlen würde, – wenn sie bloß eine Privatsekretärin hätten. Nur sehr wenige machten sich überhaupt die Mühe, unserer Zeitung etwas einzusenden. Meistens mußte ich die Spalten füllen. Natürlich unter verschiedenen Namen."

"Das kann ich mir kaum vorstellen", sagte Miss Kittelschürze. "Sie sind doch noch so jung!"

"Ich bin nicht so jung," sagte Virginia, "ich bin . . . " Wie alt bin ich? Welches Jahr haben wir jetzt? Welchen Monat? Ihr Geburtstag war im Sommer, war wohl schon vorüber? Schnell wählte sie ein Alter, das glaubhaft und kaum Anlaß zu Diskussionen war. "Ich bin fünfunddreißig", sagte sie.

Fräulein Kittelschürze zog den Atem ein und sagte, das sei nicht alt, nicht eigentlich alt. Aus der Art, wie sie es sagte, merkte man deutlich, daß sie ganz erstaunt war, mit einer fünfunddreißigjährigen Frau gesprochen zu haben, als ob eine solche Antiquität keine normale Frau sein könnte.

"Danke", sagte Virginia. Warum man eigentlich Leuten danken mußte, die behaupteten, man sehe nicht so alt aus, wie man ist, das würde sie wohl nie verstehen.

"Ich bin fünfundzwanzig", hauchte Miss Kittelschürze.

"Das hätte ich nicht für möglich gehalten", antwortete Virginia pflichtschuldig.

"Ich fürchte, man sieht es mir an", sagte das Mädchen. "Jetzt schon." Sie seufzte. "Aber ich will mir darüber keine Sorgen machen. Als ich den *Nachmittag eines Fauns* las, habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich einmal die Autorin kennenlernen würde. Und ausgerechnet hier!"

Zum erstenmal im Leben traf Virginia einen fremden Menschen, der etwas von ihr gelesen hatte. Für gewöhnlich hatten die Leute noch nie von einem gehört. Wenn sich herausstellte, daß man Schriftstellerin war, erklärten sich die Leute bereit, etwas von einem zu lesen, das heißt, sie versicherten, sie würden es gerne, aber leider seien sie sehr

beschäftigt und übrigens interessierten sie sich, offen gestanden, nicht besonders für Romane. Sie seien mehr für ernste Literatur, *wissen Sie*. Sie lasen immer den *Reader's Digest*.

Obwohl Virginia sehr müde war, hörte sie Miss Kittelschürzes Lobgesänge an. Sie würden kurz sein. Dann würden Gegenleistungen erwartet. Jeder Schriftsteller weiß, daß er die Komplimente zu büßen hat, die man ihm zollt. Sobald er sagt: *Danke vielmals, sehr freundlich von Ihnen*, räuspert sich das Gegenüber und beginnt, sich über die eigenen schriftstellerischen Versuche auszusprechen. Miss Kittelschürze wartete nicht einmal den Dank ab. Ihre Begeisterung für den *Nachmittag eines Fauns*, geschrieben mit Virginia Stuarts Herzblut, mündete in die Feststellung, das Buch habe ungefähr den gleichen Umfang wie das geplante Kittelschürzenwerk. *Bestimmt wird es ein großer Erfolg!* Virginia kannte alle diese Sätze. Sie wußte im voraus, wann sie beifällige Laute auszustoßen hätte. Und wußte schon jetzt, daß sie schließlich mit einem dicken, handgeschriebenen Manuskript unter dem Arm nachhause gehen würde. Man bittet *um offene und ehrliche Kritik. Ich kann es ertragen, also bitte bemühen Sie sich keinesfalls, mir etwas vorzumachen, – falls Sie nicht ehrlich überzeugt sein sollten, daß es gut ist. Aber das muß ich Ihnen sagen, das Buch stellt die Arbeit von Jahren dar, – zumindest von Monaten, ich habe ja so wenig Zeit. Übrigens beruht die ganze Geschichte auf Tatsachen. Ich glaube, historische Romane sind jetzt sehr beliebt. Ich persönlich mag sowas gar nicht, aber ich dachte mir, daß ein Roman aus dem Tagebuch meines Großvaters ... Wenn Sie irgendetwas dazu bemerken wollen, schreiben Sie nur bitte alles an den Rand. Es ist so dumm, wenn man nicht tippen kann. Vielleicht wissen Sie jemanden, der bereit wäre, mein Buch abzutippen? Ich dachte, daß Sie vielleicht ... Natürlich will ich gerne dafür bezahlen, nachdem das Buch veröffentlicht ist. Und, richtig, wenn Ihnen vielleicht ein guter Titel einfallen sollte, etwas, das zieht, wissen Sie, das man gleich als Titel für den Film nehmen kann ...*

Bring mich heim, finde meine Brille, und ich werde die Geschichte deiner ganzen Verwandtschaft lesen. Wenn ich meine Brille hätte, könnte ich geradewegs in meine Wohnung gehen. Weil ich nichts sehe, kommt es mir vor, als ob ich nicht denken kann. Ohne Brille sehen die Dinge so anders aus, sie sind kaum da.

Beim Wort Wohnung fiel ihr das Wort Haus ein und dann ein großes Haus, in dem viele junge Leute wohnten, herumtollten, Lärm machten. Sie stritten sich, und sie sangen und lachten. Mein Gott, wohnen wir etwa noch mit all diesen jungen Leuten zusammen, irgendwo da draußen, außerhalb von Manhattan? Das kann ich nicht aushalten.

Sie schloß die Augen. Nein. Wir sind von dort weggezogen. Sie waren zu jung und zu laut und waren dauernd da. Dieser magere Große sagte immerfort zu mir: *Du siehst heute*

abend bezaubernd aus, Virginia. Er war zwanzig. Zuerst fand ich es wunderbar, einen so jungen, hübschen Verehrer zu haben, der mir jeden Abend erklärte, daß ich bezaubernd ausähe, aber nach einiger Zeit hätte ich ihn am liebsten gehohlet. Ist das nicht beschämend? Wir lösten uns von der Gruppe und zogen nach Manhattan zurück. Das weiß ich noch bestimmt. Ja, ich erinnere mich, als wir wieder eine eigene Wohnung hatten, besuchten uns die jungen Leute aus dem Gemeinschaftshaus. Der Lange sagte wieder, daß ich bezaubernd aussehe, und seine großen Augen waren feucht. Ich nannte ihn meine Eroberung, aber Robert sagte, er habe einen Mutterkomplex. Irgendwo – nicht weit von hier – in diesem Kleid werde ich doch nicht weit von zuhause weggehen – haben wir eine kleine Wohnung. Klein ist sie sicher. Erstens ging uns das Geld aus, und außerdem sagte Robert, diesmal gäbe es kein Extrazimmer mehr, um für die Bewohner von Evanston ein Hotel zu führen! Aber wo ist diese kleine Wohnung nur?

Man würde abwarten müssen, bis Miss Kittelschürze eine Atempause macht. Ihr erster englischer Aufsatz in der High School. "Immer Note Eins, in allen Fächern Eins. Die ganze High School hindurch – immer Eins. Nun, nicht gerade in Naturwissenschaft oder Mathematik, aber in allen Fächern, auf die es ankommt." Virginia schnalzte bewundernd. Dann Stellung bei einer Zeitung. Virginia gab Laut. Reporterin. Die Stelle ließ ihr keine freie Minute für ihre eigene Arbeit. Und ohne die Stellung hätte sie kein Geld gehabt. "Ist es da ein Wunder, daß ich hier gelandet bin?" fragte Miss Kittelschürze.

Der Gedanke, daß ein Mädchen als Landstreicherin auf einer Parkbank enden könnte, schauderte einen. "Lassen Sie sich nicht entmutigen", sagte sie. "Sie haben doch offenkundig Talent, sonst hätten Sie die Stellung überhaupt nicht bekommen."

Miss Kittelschürze schüttelte den Kopf. "Daß ich jetzt hier bin, *das* kann ich nicht fassen."

"So dürfen Sie nicht darüber denken."

"Viel lieber will ich so darüber denken, als zu glauben, daß es etwas Vererbtes ist", sagte Miss Kittelschürze.

Der Satz hatte überhaupt keinen Sinn. Kein Wunder, daß das Mädchen seine Stellung verloren hatte. Es war schwierig, von ihr eine vernünftige Erklärung zu bekommen. Sie schien nicht ganz . . . – So bist du! Behauptest, sozial zu sein, und kaum begegnest du jemandem, die ihre Stellung verloren hat, meinst du, sie ist selbst schuld und ist nicht ganz richtig im Kopf.

"Hören Sie", sagte Virginia. Sie wollte Miss Kittelschürze zum Essen einladen. Sie tat es nicht gern, aber man wollte sich selbst beweisen, daß man nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch sozial eingestellt war. Robert würde es ihr nicht übelnehmen, sobald man

ihm sagte, daß das Mädchen arbeitslos und am Ende sei. Er mag Frauen nicht besonders, die so viel reden wie Miss Kittelschürze, aber er ist sehr nett zu Leuten, denen es schlecht geht. "Hören Sie..."

Eine neue Stimme unterbrach. Es war eine schrille Stimme. Das war kein Wasser, weder tiefes noch seichtes. Es war ein scharfes Messer, das einen von der Sonne abschnitt. Die kriechende Angst kam wieder. Wie kalte, nasse Leintücher wand sie sich um den Leib herum und machte einen zu ihrer Gefangenen.

Zweites Kapitel

I

"Los geht's, meine Damen!"

Man war aus einem bösem Traum erwacht und mußte sich beinahe mit Gewalt von der Erinnerung losreißen. Der Traum war von Schwermut verdunkelt gewesen, die anhalten würde, bis man ganz wach war. Aber dazu hatte man keine Möglichkeit. Die scharfe Stimme zwang einen zurück in das Grauen. Was denke ich da zusammen? Diese Stimme hat doch nichts mit mir zu tun.

Aber mit Miss Kittelschürze hatte sie etwas zu tun. Das Mädchen sprang von der Bank auf und zog Virginia mit sich. "Schnell," sagte sie, "schnell!"

Kleckse rührten sich auf den anderen Bänken und sammelten sich zu einem großen Fleck. "Was ist los?" fragte Virginia.

"Bitte", sagte Miss Kittelschürze. Sie sagte bitte, aber sie ließ Virginia keine Wahl. Ihre Blässe täuschte: der Stoß, mit dem sie Virginia von der Bank schob, der eiserne Griff, mit dem sie sie über die Wiese zog, kamen nicht von einer Blutarmen. Eine Gruppe Frauen in verwaschenen Kattunkleidern bildete einen trübseligen Farbfleck.

"Was ist passiert?" fragte Virginia. Feuersalarm? Ein Aufstand?

Miss Kittelschürze kümmerte sich nicht darum. Hastig bildeten die Frauen eine Doppelreihe. In ihrem Drängen war eine Art entschlossener Fanatismus. Als ob sie kleine Kinder wären, die gelernt hatten, wie wichtig es war, auf das Glockenzeichen zu reagieren, aber noch nicht recht wußten, wie man eine gerade Reihe bildet. "Wohin wollen sie?" fragte Virginia. "Und warum müssen wir mit denen dastehen?"

"Psst – ", flüsterte Miss Kittelschürze. "Sie dürfen jetzt nicht sprechen. Das ist gegen die Hausordnung."

Ausgerechnet diese Plaudertasche stellte Verbote gegen das Reden auf. Ziemlich komisch. Die ganze Sache war ziemlich komisch. Nur ziemlich. Wirklich komisch wird es erst, wenn ich es Robert erzähle. Man konnte Dinge, die gar nicht so amüsant waren, sehr lustig gestalten, wenn man sie Robert erzählte. Er lachte und lachte. Manchmal fragte sie sich, ob er wirklich über das lachte, was sie erzählte; manchmal, wenn sie besonderen Erfolg hatte, fing sie einen Blick von ihm auf, der sie unsicher machte, ob er vielleicht darüber lachte, wie sie erzählte, nicht über das Erlebnis selbst. *Weißt du, da standen alle diese komischen Weiber, würde sie sagen, und das Mädchen, das mich aufgelesen hatte, bestand darauf, daß wir mit ihnen in der Reihe zu stehen hätten. Es war ein Zoo,*

weißt du. Zuerst sah ich den Käfig nicht, aber dann bemerkte ich ihn und roch die wilden Tiere.

Im Augenblick schienen keine Tiere im Käfig zu sein. Ein blau und weiß gestreiftes Etwas gab es, aber das sah eher wie ein Mensch aus. "Los, meine Damen!" sagte das blauweiße Etwas. Nun, darüber wird er lachen. *Da ich meine Brille nicht aufhatte*, werde ich erzählen, *hatte ich geglaubt, das Ding sei ein Tier, und , o Schreck, als es anfang zu reden...*

Die Tür zum Käfig war offen und die blauweiße Kreatur schien zu erwarten, daß sie hineinmarschierten. Ein Ausflug?

"Virginia," sagte Miss Kittelschürze, "Sie müssen mitkommen." Sie sah aus, als wollte sie anfangen zu weinen. "Es hat keinen Zweck, wissen Sie. Wenn Sie sich sträuben, wird man Sie zurückstufen!"

Die Ferien waren vorbei, und wenn man jetzt eine schlechte Note in Betragen bekam, würde man nicht versetzt. Wie dumm. Miss Kittelschürze war lächerlich, aber da sie offenkundig am Rand der Hysterie war, mußte man ihr ihren Willen lassen. Ein paar Minuten länger würden das Nachtessen nicht verderben, und auf jeden Fall mußte man noch seine Sachen und die Brille suchen. Wie war man nur zu diesen Ausflüglern gekommen? Sicher wieder so eine staatliche Initiative. Erwachsenenbildung. Lerne deine Stadt kennen. Studiere Lebensbedingungen.

"War es schön in der Sonne, Virginia?"

Blauweiß hatte sich zu einer großen Frau materialisiert, die wie eine Krankenschwester angezogen war. Ach, diese Zoos in New York. Das ist eine sonderbare Stadt, eigentlich gar nicht amerikanisch. Schlecht gemischter Eintopf.⁹ "Ja, danke", sagte Virginia. Woher weiß sie denn meinen Namen? Merwürdig, daß sie mich Virginia nennt, anstatt Mrs. Cunningham. Kühn. Wie soll ich sie nennen? Kindchen?

Die Gruppe trödelte nicht. Nichts war zu sehen. Die Führerin machte keine Bemerkung über den Käfig. *Vorwärts, meine Damen*. Sie sprach, als ob sie ihr zu gehorchen hätten. Obwohl sie die Frauen *meine Damen* nannte, hatte sie keine besonders guten Manieren. Vielleicht war das die letzte Führung des Tages und sie war es müde, ihr Sprüchlein immer und immer wieder aufzusagen. Oder vielleicht hat sie Beziehungen, ist die Tochter oder Cousine eines Stadtrats und kann sich alles erlauben.

Im Haus erwartete man weitere Käfige, aber es gab keine. Ein großes Zimmer mit Korbmöbeln war da, die typische Garnitur öffentlicher Warteräume, wo man noch nicht

⁹ The potage not melted; Wortspiel mit dem bekannten Schlagwort vom melting pot (Schmelztiegel) New York. (potage = Eintopf)

zu Stahlmöbeln übergegangen war. Der Zoogeruch war deutlich zu spüren, die Tiere konnten nicht weit sein. Diesen moschusartig fauligen Strohgeruch erkannte man sofort.

Es war ein rechteckiger Raum. Der Fußboden war mit braunem Linoleum ausgelegt, der sehr sauber wirkte. Kein Kaugummipapier, keine Zigarettenstummel. Die Wände waren dunkelbraun gestrichen, ungefähr bis zur Höhe eines großen Mannes, dann ein lichter Braun bis zur Decke. An den schmalen Fenstern hingen netzartige Vorhänge, braun oder schmutzig, vielleicht auch beides.

"Möchten Sie etwas haben?" fragte Miss Kittelschürze. Jetzt sprach sie laut, als wäre ein Bann gebrochen.

"Meine Handtasche möchte ich gern haben", sagte Virginia.

"Bleiben Sie nur hier und rühren Sie sich nicht", sagte Miss Kittelschürze. Sie drückte Virginia auf ein Korbsofa. "Ich bringe sie Ihnen mit, wenn ich meine hole."

Das Sofa hatte keine Kissen. Virginia kratzte an der abblätternden Ölfarbe und dachte, was für ein Glück es sei, daß Miss Kittelschürze wußte, wo ihre Handtasche war. Wenn ich nicht so entsetzlich müde wäre, würde ich sie gern mit nachhause nehmen. Aber wir haben schon so viel Besuch gehabt .. Jedenfalls nehme ich zurück, was ich über sie gedacht habe, – daß sie nicht ganz normal ist. Sie ist sehr lieb, und ich wäre verloren ohne sie.

"Grace, Sie warten, bis Sie drankommen", rief die Rasiermesserstimme der Führung. Die meisten Frauen standen jetzt um Blauweiß herum.

"Ich warte ja," sagte Miss Kittelschürze, "ich wollte nur Virginias Tasche holen. Wirklich, Miss Hart ..."

Zwei Namen. Miss Kittelschürze heißt Grace. Die Führerin ist Miss Hart.

Nach ein paar Minuten kam Miss Kittelschürze wieder – nein, jetzt mußt du sie Grace nennen. Sie gab ihr eine Tasche, die Virginia nicht erwartet hatte. Es war die kleine Reisetasche, die Mutter ihr geschenkt hatte. Sie war etwas klein für eine praktische Reisetasche, aber als Handtasche war sie gewaltig. Ich muß ja aussehen wie eine Närrin, wenn ich dieses Ding rumtrage. "Ich danke Ihnen vielmals."

Gerade wollte sie sich entschuldigen, daß sie so eine sonderbare Handtasche hatte, da bemerkte sie, daß Grace eine Hutschachtel von Dobbs¹⁰ bei sich trug. Es war eine hübsche Hutschachtel, aber Grace machte nicht den Eindruck, als ob sie gerade Hüte gekauft hätte. Als sie die Schachtel öffnete, war kein Hut zu sehen. Sie war gefüllt mit dem Kleinkram, den man gewöhnlich in der Handtasche hat; wahrscheinlich abgesehen von Geld, dachte Virginia. Sicher hatte Grace ihre Handtasche verpfändet, und jetzt

¹⁰ Dobbs Hats ist ein anspruchsvolles Hutgeschäft in New York (seit 1908 auf der Fifth Avenue).

trug sie eben alles, was sie besaß, in dieser Hutschachtel mit sich und schlief auf Parkbänken und schloß sich Stadtführungen an, nur damit sie eine Beschäftigung hatte, oder vielleicht in der Hoffnung, ein Obdach zu finden. Wie schrecklich. Das gäbe eine gute Geschichte, aber ich könnte es nicht über mich bringen, sie zu schreiben. Und jetzt schau dir die Frau da drüben an, mit einer Schuhschachtel unterm Arm. Vielleicht war das Ganze ein Picknick. Natürlich. Das würde erklären, warum ich diese Reisetasche mitgenommen habe. Manchmal haben wir sie benutzt, wenn wir an den Strand fahren. Es sieht mir gar nicht ähnlich, in so eine Sache hineinzugeraten. Wahrscheinlich ist es für einen guten Zweck. New York ist voll von guten Zwecken.

Verstohlen musterte sie die Frauen. Ihre Freundin, die Echte Trotzkin, mußte sie da hineingezogen hatte. Es sah Helene ähnlich. Sie sagte immer: *Man muß aufgeschlossen sein!* Robert und Virginia versuchten es. Einmal gingen sie zu einem Bankett der *Echten Trotzkinen*¹¹. Es waren Photographen da, die herumknipsten, und als einmal einer seine Kamera auf Virginia richtete und sie den Kopf abwandte, bemerkte sie hinter ihrem Rücken ein riesiges Plakat: *Verteidigt die Sowjetunion!* Das war zu einer Zeit, als man das Wort Rußland in Evanston nicht laut sagen durfte; sie dachte, wenn nun unsere Bilder in die *Chicago Tribune* kommen und wir dann als Mitglieder in Mrs. Dillings Klub¹² gewählt werden! Für Mutter und Vater würde es gräßlich sein. Und während der ganzen Zeit brüllten die Redner, wie man die Sowjetunion verteidigen und Stalin abschaffen müsse. Helene behauptete, das finde jedermann mit offenen Augen selbstverständlich. Nun, jetzt hat sie mich also in ein *echt trotzkistisches* Picknick hineingelotst. Robert wird schäumen.

"Möchten Sie in den Waschraum gehen?" fragte Grace.

"Nein, danke", sagte Virginia. Ihre Brille würde in der Reisetasche sein. Nein, kein Bedarf an einer öffentlichen Bedürfnisanstalt.¹³ Ich werde meine Brille aufsetzen und mich beeilen, nachhause zu kommen.

Sie zog den Reißverschluß auf und begann nach der Brille zu wühlen. Jemand hatte sich über die Tasche hergemacht! Niemals würde sie selbst eine solche Unordnung darin anrichten. Sie hätte Grace gern etwas dazu gesagt, aber dann entschloß sie sich, es lieber bleiben zu lassen. Grace würde denken, daß sie eine der Kameradinnen im Verdacht hätte. Und Grace würde, ebenso wie Helene, behaupten, daß alle, die unter

¹¹ Seit Leo Trotzki's Exil (ab 1929) und der Veröffentlichung seiner Autobiografie sowie einer Geschichte der russischen Revolution in den USA entstanden in vielen westlichen Ländern trotzkistische Vereinigungen unterschiedlicher Facetten.

¹² Elizabeth Dilling (Chicago) war eine gegen das sowjetische Regime Stalins agitierende, antisemitische, US-nationalistische politische Aktivistin, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin. (Leo Trotzki stand für einen anderen Weg zum Kommunismus, mußte deshalb aus der Sowjetunion fliehen.)

¹³ Bathroom kann Badezimmer, Waschraum wie auch Toilette meinen.

der brutalen kapitalistischen Unterdrückung leiden müßten, so tugendhaft seien wie die Lilien auf dem Felde. In Helenes Augen warnn immer nur diejenigen verdächtig, die Geld hatten, und das war sehr lustig, denn Helene hatte selbst viel Geld, einen Haufen Geld sogar, den sie dazu verwendete, die Revolution zu finanzieren.

Aber ihre Betrachtungen über Helene und deren besondere Art von Revolution, die eine reine Erfindung von ihr selbst war, wurden durch die Entdeckung unterbrochen, daß sie eine große Puderdose in der Tasche hatte. Man nimmt doch zu einem Picknick keine große Puderdose mit, sondern eine kleine! Man würde auch keinen großen Kamm und keine Haarbürste mitnehmen. Jetzt fehlt nur noch, daß ich in eine zweitägige Tour geraten bin.

Es war so schwer nachzudenken. Die Sonne schadete einem. Sie hätte daran denken sollen, daß sie es nicht vertrug, so lange in der Sonne zu sitzen. Erinnere dich an das Mädchen zuhause, das einen Sonnenstich bekam und noch lange danach etwas merkwürdig war ... Ein Bündel Briefe. Warum trage ich denn einen Haufen Briefe mit mir herum? Sie nahm die Briefe heraus, vierzig oder fünfzig, mit dickem Stopfgarn zu einem Bündel verschnürt. *Mrs. Robert P. Cunningham*. Roberts Handschrift. Wieso schreibt er mir Briefe, wo er mich doch täglich sieht?

"Lesen Sie sie nicht", sagte Grace. "Tun Sie sie zurück. Man wird sie Ihnen wegnehmen, wenn Sie nicht aufpassen – genauso, wie sie jetzt nicht mehr zulassen, daß er Ihnen schreibt, weil Sie jedesmal weinen, wenn Sie einen Brief bekommen."

"Ich wüßte nicht, wieso man über Roberts Brief weinen solllte", erwiderte Virginia steif. Aus irgendeinem Grund waren sie und diese Grace weit intimer miteinander geworden, als es ihr recht war – sie kannte sie ja kaum. Sie versenkte die Briefe in die Tiefe der Reisetasche. Nächstens würde das Mädchen sie noch zu lesen verlangen. "Robert schreibt sehr lustige Briefe. Alle Leute sagen das..."

Unsere Adresse muß auf den Briefen sein. Wenn sie einmal nicht hinschaut, nehme ich die Briefe heraus, merke mir die Adresse und dann werde ich sie fragen, wie man dorthin kommt. Und sobald ich Helene sehe, werde ich ihr sagen, daß ich von dieser Zooversammlung nicht viel halte. *Ich begreife schon, warum du mir dein Billett gegeben hast*, werde ich ihr sagen.

"Machen Sie sich nichts draus", sagte Grace. Sie streichelte Virginia. "Machen Sie sich nichts draus", wiederholte sie. "Es wird nicht mehr lang dauern."

II

Die Frauen, die Miss Harts Einladung angenommen hatten, in den Waschraum zu gehen, kamen in den großen Raum zurück, wo Virginia und Grace warteten, und ein Hin- und Herlaufen begann. Gesprochen wurde wenig. Über dem Ganzen lag die rastlose Atmosphäre eines Bahnhofs.

"Worauf warten wir eigentlich?" fragte Virginia.

"Ehe Sie das wissen, werden Sie verlegt", sagte Grace.

"Ich kann mir nicht vorstellen, daß hier irgendwas geschieht, das ich vorher gewußt hätte!" erwiderte Virginia. "Werden Vorträge gehalten?"

"Immerhin sind Sie in sehr kurzer Zeit schon recht weit gekommen."

"Ich habe auch nie bestritten, daß die Verkehrsmittel in New York ausgezeichnet sind. Aber ich hasse die Subway."

"Hierher kommt man nicht mit der Untergrundbahn. Das wissen Sie."

"Meine Liebe, was ich von der Untergrundbahn weiß ..." Virginia lachte verlegen, um nicht zu zeigen, daß sie sich tatsächlich nicht erinnerte, wie sie hierhergekommen waren. Vermutlich mit einem gemieteten Bus. Bezahlt von Helene zu Ehren des *Großen Alten*.

"Sie dürfen den Mut nicht verlieren."

Es geht doch nichts über eine Ermutigung von jemandem, der noch kein einziges Buch veröffentlicht hat! Wie Cassie. Ich wollte ihr imponieren. Ich muß immer wieder umschreiben, sagte ich. Ich brauche zwei Jahre für ein Buch, sagte ich. Und Cassie war ganz mitleidig und sagte, sie würde auch ziemlich viel Zeit brauchen, und gewiß müßte sie ihr Manuskript auch mehrmals umschreiben. *Einmal*, sagte sie, *wirst du es dann gelernt haben, und dann wirst du auch endlich ein bißchen Geld damit verdienen*.

Da ist Paula ganz anders. Paula ist begeistert, daß ich kaum Geld verdiene. *Das ist der beste Beweis, daß du viel zu gut schreibst*, sagte sie. Es tut einem wohl, Paula zuzuhören. Aber ich fürchte, Cassie kommt der Wahrheit näher.

"Ich habe intensiv gearbeitet", sagte sie jetzt zu Grace. "Aber ehrgeizig bin ich nie gewesen. Ich schreibe, weil es mir Spaß macht." *Was wirst du nur die ganze Zeit tun, während ich male*, hatte mich Robert gefragt, als ich ihm sagte, er sollte während unseres Aufenthalts in Paris doch malen. *Willst du auch malen?* fragte er. *Nein*, antwortete ich, *vielleicht werde ich ein Buch schreiben*. – *Dann sehe ich nicht ein*, fuhr er fort, *warum du nicht schon hier ein Buch schreiben kannst. Es ist nicht so, daß alle amerikanischen Schriftsteller nur in Paris schreiben*. Ich glaube, Robert machte sich ein bißchen lustig über mich, und so mußte ich anfangen zu schreiben, um ihm zu beweisen, daß ich es kann. Eigentlich bin ich so zum Schreiben gekommen."

"Also schön", sagte Grace. "Auch gut, wenn Sie nicht darüber sprechen wollen."

"Ich spreche ja drüber. – Sobald ich angefangen hatte zu schreiben, wußte ich, daß es das war, was ich wollte. Ich hatte mir eingebildet, ich wünschte mir, auf ein Jahr nach Paris zu gehen oder sonst irgendwohin, aber sobald ich angefangen hatte zu schreiben, wußte ich: *das* ist das Richtige für mich. Ungefähr einen Monat nach unserem Gespräch über Paris erklärte ich Robert, daß ich eine Schreibmaschine brauche. *Eine Schreibmaschine?* fragte er. *Wozu denn? Du schreibst niemals Briefe, und außerdem kannst du nicht tippen.* – *Das werde ich lernen,* sagte ich. *Ich schreibe ein Buch,* sagte ich, *und wenn man ein Buch schreibt, dann soll es aussehen wie ein Buch und nicht wie ein Brief oder ein Tagebuch . . . Du schreibst ein Buch?* fragte er. *Worüber? – Über nichts Bestimmtes,* sagte ich, *es wird ein Roman . . .* Damals waren wir arm. Vielmehr, wir hielten uns für arm. In Wirklichkeit waren wir damals ziemlich reich. Aber man weiß das immer erst nachher. Ich hatte ein Klavier und einen Staubsauger und noch verschiedene andere Sachen auf Abzahlung gekauft. Und das machte Robert nervös. *Robert,* sagte ich, *du weißt doch, wie schlecht meine Handschrift ist.* Ich bekam immer die schlechtesten Noten der ganzen Klasse im Schönschreiben . . . "

Ob Grace überhaupt zuhörte? Warum mache ich mir eigentlich die Mühe, das alles einer Fremden zu erzählen?

. . . Vor Jahren waren wir einmal auf einer Gesellschaft, da war ein Mann, der Handschriften deuten konnte, und die Gastgeberin bat ihn, seine Kunst zu zeigen. Als er zu mir kam, schrieb ich einen Satz und meinen Namen in meiner besten Schönschrift, und er betrachtete ihn und sagte dies und das über meinen Charakter, so Sachen, die man jedem Menschen sagen könnte, schon nach seinem Äußeren. Dann senkte er die Stimme, sodaß niemand außer mir es hören konnte, und sagte: *Ich glaube, jemand, der Ihnen sehr nahe stand, ist gestorben.*

Da war ungefähr drei Jahre nach Gordon.

"Kopf hoch", sagte Grace. "Sie werden schnell verlegt werden."

Immer spricht sie von diesem Verlegtwerden. Muß ich vielleicht wieder an diesen schrecklichen Ort gehen, wo die Leute wie verrückt von einer Untergrundbahn zur andern rennen und wo ich einmal steckengeblieben bin ohne Geld? Ich hatte ein Kleid gekauft und grade noch fünf Cent übrig. Mir schien das genug. In New York kann man für fünf Cent überall hinfahren. Die Verkehrsmittel sind wirklich ausgezeichnet –

Chicago sollte sich schämen. Und als ich umsteigen¹⁴ wollte bei dieser Station, die wie ein Kaninchenbau ist, verlangte man nochmal fünf Cent von mir.

"Eigentlich wollte ich es Ihnen nicht sagen," erzählte Grace, "aber ich soll jetzt verlegt werden."

"Hoffentlich haben Sie fünf Cent bei sich."

"Was haben Sie gesagt?"

"O – nur ein Familienwitz", sagte Virginia.

"Ich komme in die nächste Abteilung", sagte Grace. "Vielleicht werde ich sogar von dort entlassen. Ich dachte, man müsse zuerst in Abteilung Eins kommen, aber er sagte, es gäbe dafür keine Regel. Er hat es mir erklärt."

Jetzt wußte Virginia, wo sie sich befand. In einer Lehranstalt für heruntergekommene und kriminelle Frauen. Und sie war hierher gekommen, um die Verhältnisse zu studieren. Wahrscheinlich schreibe ich gerade einen sozialen Roman. Alle diese neuen Freunde haben mir immer in den Ohren gelegen, warum ich nicht einmal *etwas mit Sozialer Relevanz* schreibe. Da hätte Robert wirklich einmal energisch werden sollen. Ich begeistere mich schnell für etwas, aber das läßt dann bald nach. Wenn er mich nur nicht so ernst nähme! Genauso war es mit Paris. Du lieber Himmel, wenn denen nicht der Krieg dazwischengekommen wäre, säßen wir jetzt in Paris. Wenn ich mir vorstelle, wir wären nicht hier, sondern dort im Krieg gefangen. Wenn Robert sich ein paar Wochen früher zu der Reise entschlossen hätte ... "

"Abendessen, meine Damen!"

"Jetzt dauert es nicht mehr lange," sagte Grace, als sie von dem Sofa aufstand, "dann werde ich wieder für mich selbst sorgen müssen und mir vielleicht den Kopf zerbrechen, wo das nächste Essen herkommen soll."

"Sie können zu uns kommen, wann immer Sie wollen", sagte Virginia. In New York muß man ein bißchen vorsichtig sein, wenn man jemandem so etwas sagt. Zuhause sagte man, besuchen *Sie uns doch einmaol*, wenn einem im Grunde gar nichts daran lag, ob man die Leute wiedersah. Das war ganz ungefährlich, auch denen lag nichts dran, einen jemals wiederzusehen, und doch sagten sie: *Kommen Sie auch mal zu uns!* Aber wenn man in New York jemanden zu sich einlädt, dann kommt er wirklich; wenn man sagt: *Vielleicht kommen Sie einmal zu Abendessen?*, dann antwortet der andere: *Morgen abend bin ich frei; um welche Zeit soll ich kommen?* Aber es war ein Trost, zu wissen, daß die arme Grace vorläufig ihre Mahlzeiten hier in dieser Lehranstalt bekam. Zweifellos schloß sie

¹⁴ to be transferred (verlegt oder versetzt werden), andererseits to transfer (umsteigen)

auch hier, und man würde sicher irgendeine Stellung für sie finden, wenn sie den Kurs hier beendet hatte.

"Das wäre komisch, wenn ich mich mal zurücksehen müßte nach dem Fraß, der hier serviert wird, was?" fragte das Mädchen.

"Aber das Brot ist gut", sagte Virginia. Man hatte sie gelehrt, etwas Nettes zu sagen, wenn es irgend möglich war. Omas Erziehung. Irgendetwas Gutes findet man überall, pflegte Oma zu sagen. Wie alle Leute, die gern reden, belehrte Oma gern andere. Wenn es etwas gibt, was ich besonders gern habe, so ist es ein guter Zuhörer, pflegte sie zu sagen . . . Wie bin ich denn gerade auf Brot gekommen? Ich muß an dieses Fünfundzwanzig-Cent-Brot gedacht haben, das Robert immer wütend macht; ich habe nie recht verstanden, wieso.

"Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", sagte Grace. "Und mir ist nicht nach Spaß zu zumute."

"Nein, wirklich nicht", sagte Virginia. Ich werde ein Steak bestellen und Helene dafür bezahlen lassen. Auch wenn dies kein trotzkistisches – Entschuldigung! – *echt* trotzkistisches Picknick ist, bin ich doch sicher, daß Helene irgendwie dafür verantwortlich ist. Ich habe ganz vergessen, daß Robert heute nicht zum Essen heimkommt. Aber natürlich kommt er nicht. Sonst wäre ich doch nicht hier. Seine neue Zeiteinteilung ist so kompliziert. Ich werde es lieber halb durchgebraten bestellen, denn wenn man sagt: nicht durchgebraten, wird es manchmal roh serviert.

Sie und Grace schlossen sich den Frauen an, die eine Reihe bildeten. "Nicht drängeln, meine Damen!" sagte Miss Hart. Sie sprach, als ob sie durch eine dicke Wand von ihr getrennt wären. "Meine Damen! Sie werden jetzt hier stehenbleiben, bis das Drängeln aufhört!"

Das Drängeln hörte auf. Miss Hart nahm den Schlüssel, der an einer Kette von ihrem Gürtel herunterhing. Sie schloß auf, öffnete die Tür und sie trabten in eine Halle, die einem merkwürdig vertraut vorkam. Der Fußboden war mit braunem Linoleum bedeckt, die Wände zeigten die gleiche Farbkombination wie die übrigen Räume des Hauses. Der Fußboden war etwas schief, und die nickenden Köpfe der Frauen, die vor ihr trabten, erinnerten Virginia an Pferde. "Rosa Bonheur", sagte sie.¹⁵

"Ich weiß, was Sie meinen", sagte Grace.

"Nicht sprechen, meine Damen", sagte Miss Hart. Sie behandelt die Frauen, als ob sie Verbrecherinnen wären. Verbrecherinnen? Natürlich! Das ist es. Der Schlüssel. Die abgesperrte Tür. Diese vergitterte Veranda, durch die wir ins Haus traten. Einer unserer

¹⁵ Französische Tiermalerin (1822-1899), die vorrangig Rinder und Pferde malte.

Freunde wird mir eingeredet haben, ich müßte einen Gefängnisroman schreiben. Gustav natürlich. Weil er bei der Zeitung ist, hat er es wohl fertiggebracht, mir hier Zugang zu verschaffen. Aber ich will sowas nicht schreiben. Es ist mir gleichgültig, wieviel Notizen ich schon gemacht habe. Nach dem Essen gehe ich nachhause.

Sie hielten an einer Tür, die von einer anderen Frau bewacht wurde. Auch sie war zurechtgemacht wie eine Krankenschwester. Sie wartete, bis respektvolle Stille eingekehrt war, dann schloß sie die Tür auf. Man hatte das Gefühl, eine Kapelle zu betreten, um die sterblichen Überreste eines bedeutenden Heiligen zu besichtigen.

Die Angestellte hatte ein Pult vor sich, auf dem ein Stück Papier lag. Während die Frauen an ihr vorbeigingen, machte sie Kreuze auf dem Papier. Hinter meinem Namen wird eine besondere Notiz sein: *Schriftstellerin, studienhalber hier.*

Die neue Angestellte – oder vielmehr, die neue Aufseherin, denn jetzt wußte man ja, daß es ein Gefängnis ist – war recht hübsch. Schön war sie nicht, aber sie hatte ein sanftes Gesicht, im Gegensatz zu Miss *Ziege* Hart.

"Stillgestanden, meine Damen!" sagte das sanfte Gesicht mit den zart geschminkten Lippen.

III

Der Speisesaal war nicht so groß wie der Warteraum, aber er war oval und auf die gleiche eintönige Weise gestrichen. Es gab vier Reihen von je vier Tischen, um jeden Tisch standen sechs Stühle.

"Nein, bitte", sagte Grace, als Virginia sie wie selbstverständlich an einen Tisch begleitete. "Bitte, Virginia, mach keine Geschichten. Du mußt an deinem eigenen Tisch sitzen."

Ich mache Geschichten? Mein eigener Tisch? Virginia zuckte die Achseln. Diese Grace sollte einmal zum Psychiater gehen. Eigentlich wäre es ihre Pflicht, ihr das zu sagen. Man könnte dem armen Mädchen damit viel Kummer ersparen. Aber wie stellt man es an, jemandem zu raten, daß er zum Psychiater gehen soll? Die meisten Menschen gehen zum Psychiater so verstoßen wie zu einer Abtreibung.

Jetzt war es jedenfalls das beste, Grace nachzugeben. Wenn sie nicht will, daß ich neben ihr sitze, auch gut. Vielleicht hat sie Angst, daß sie auf der Rechnung für uns beide sitzenbleibt. Dabei fällt mir ein, ich werde mein Essen mit einem Scheck bezahlen müssen, denn jemand hat mir das Geld aus der Tasche genommen. Ich würde mir nicht

viel draus machen, wenn sie mir nur die Brille gelassen hätten . . . Hier war ein leerer Stuhl. Als Virginia davor stehenblieb, schob eine Frau sie grob zur Seite. "Geh weg von meinem Stuhl, du", sagte die Frau.

"O, entschuldigen Sie," sagte Virginia, "ich habe ja nicht gewußt, daß es Ihr Stuhl ist."

"Das nächstemal zeig ich dich an," erwiderte die Frau, "pass auf, oder es wird dir leid tun!"

Je mehr ich hier mitkriege, desto mehr tut's mir leid. Als ob mir etwas daran läge, an diesem Tisch zu sitzen. Sie ging zu einem anderen, aber wieder blieb sie vor dem falschen Stuhl stehen. Eine andere Frau, genauso wütend wie die erste, gröhlte nach Miss Hart, ohne freilich Virginia anzurühren, wie die erste es getan hatte. "Miss Hart, Virginia will sich nicht an ihren eigenen Platz setzen. Sie steht schon wieder auf der falschen Seite!"

"Es tut mir leid," sagte Virginia, "ich habe die Tischkarten nicht gefunden. Ohne meine Brille –"

"Alibi A 1," sagte die Frau, "wieder einmal die Brille."

Miss Hart hatte gar nicht zugehört, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich einzumischen. Virginia ging auf die andere Seite hinüber und setzte sich auf den einzigen Stuhl, der freigeblieben war. Niemand erhob Einspruch. Die Frau zu ihrer Linken lächelte sogar. "Hallo, hallo, hallo!" rief sie. "Hallo, Virginia!"

"Hallo," sagte Virginia, "guten Abend."

"Hallo", sagte die Frau. "Die Hölle ist tief und der Himmel ist hoch."

"Ha!" sagte die Alibi-A 1-Frau, "das meinen Sie! Wenn Sie wüßten, was ich weiß, dann würden Sie noch auf der andern Seite Ihres Gesichts lachen!"

"Da ich nur ein Gesicht habe und nicht zwei, wie gewisse andere Leute," antwortete die Gutgelaunte, "sage ich noch einmal: Hallo!"

"Nicht sprechen, meine Damen!" rief Miss Hart.

"Sehen Sie!" meinte die Schlechtgelaunte.

Die beiden andern Frauen, die ihr gegenüber saßen, sprachen nicht. Die Frau zu ihrer Rechten atmete schwer durch eine höchst aristokratische Nase.

Wo blieben die Kellner? Nichtmal Speisekarten gab es. Ein europäisches Restaurant wäre mir lieber gewesen, aber in einem Gefängnis kann natürlich nicht einmal eine Besucherin eine gediegene Bedienung erwarten.

Miss Hart und die andere Blauweiße kamen mit einem Servierwagen. Auf jeden Tisch stellten sie zwei Schüsseln. Eine enthielt eine Art gekochtes Fleisch und die andere ein wüstes Durcheinander von Rüben in einer steifen Gelatinemasse, die so ungenießbar und hellrot aussah wie überalterte Kirschtorte in einem Schaufenster. Im selben Augenblick, als die Schüssel mit dem Fleisch auf den Tisch kam, begann die Frau

rechts neben Virginia, – die *Nase* –, Fleischstücke herauszufischen. Mit kleinlicher Sorgfalt wählte sie die Stücke aus. Während dieses Vorgangs mahnte Virginias Nachbarin zur Linken ununterbrochen, man möge etwas für Virginia übriglassen. Das war gut gemeint, aber etwas peinlich. Wirklich, ihr solltet mich als eine der Euren betrachten.

Schließlich nahm Virginias Beschützerin der Nase die Schüssel weg und Virginia lehnte sich zurück. Der Schutzengel würde sie bedienen. Wie nett.

Aber der Schutzengel bediente sich selbst, nachdem er die Schüssel den Händen der Nase endlich entrissen hatte. Dann reichte er die Schüssel den andern hinüber.

"Laßt etwas übrig für Virginia", sagte sie zu den dreien.

Schließlich kam die Schüssel auch zu Virginia. Sie enthielt gerade noch einen Eßlöffel der hellen Sauce. Darin schwammen ein Stück Kartoffel, zwei Stücke Mohrrübe und sieben Erbsen. Virginia zählte sie, damit sie länger vorhielten. Der Geschmack der Sauce ließ darauf schließen, daß es Hammelfleisch gewesen war.

Das *Laßt-etwas-übrig-für Virginia*-Theater wiederholte sich bei den Rüben. "Bemühen Sie sich nicht," sagte Virginia, "ich mache mir nichts daraus." Sie glaubte, dies laut gesagt zu haben, aber niemand kümmerte sich darum. Die Nase vermischte die Rüben mit dem gewaltigen Haufen Fleisch, den sie vor sich hatte. Sie mischte Braun und Rot großartig, dann nahm sie ein Stück Brot vom Teller, der in der Mitte stand. Sie aß das Brot. Sie aß keinen Bissen vom Fleisch und nichts von der himbeerfarbenen Rübenmischung, die sie angerührt hatte.

Virginia nahm sich ein Stück Brot. Sie war nicht schnell genug, um noch Butter zu erwischen. Einige Frauen aßen die Butterstückchen wie Pralinen. Das Brot schmeckte wirklich gut. Virginia hatte also recht gehabt. Ich muß Robert erzählen, daß das Brot gut ist. Das wird ihn beruhigen. Sie hatte keine Ahnung, warum, aber es war ihr, als ob Robert beruhigt werden müsse. Warum nur? Er war doch glücklich. Er wollte so gern in New York bleiben, und so waren sie geblieben. Erst heute morgen, oder jedenfalls vor kurzem, hatte er gesagt: *Ist es nicht wunderbar, in New York zu sein?*

Seltsam, wie lange her das schien. Seltsam, sie hatte das Gefühl, als hätte sie vor kurzem in einem Sarg gelegen und Robert hätte schluchzend neben ihr gestanden. Verrückter Traum. Für einen Augenblick spielte sie mit dem Gedanken, daß sie gestorben wäre. Sie hatte einmal ein solches Buch gelesen. Der Held des Romans konnte lange nicht erkennen, wo er sich eigentlich befand. Dann entdeckte er, daß er tot und im Himmel war. Aber dieses Haus, in dem es nach Zoologischem Garten roch und in dem die Türen abgesperrt waren, hatte nichts mit dem Himmel zu tun. Und die Existenz der Hölle hatte Virginias Kirche vor einigen Jahren endgültig widerrufen.

Was ich brauche, ist eine anständige Mahlzeit. Selbst ein zweites Stück Brot wäre mir schon... Sie griff zu und eroberte tatsächlich eine Scheibe Brot.

"Lassen Sie der Gräfin etwas übrig", sagte der Schutzengel.

"Selbstverständlich", sagte Virginia. Wie um zu zeigen, daß ihr die komische Seite des Ganzen klar war, stopfte sich das Brot in den Mund, so schnell sie konnte. Zwei gute Bissen waren noch übrig, als die Kruste ihr aus der Hand genommen wurde.

"Danke, meine Liebe."

Sie drehte sich um und sah einen großen schwarzen Koloß. Die alte Frau sah genauso aus, wie eine Gräfin auszusehen hat. Sie war dick und trug ein verschossenes Seidenkleid, das bis zu ihren Fersen hinunterfiel. Ihr Haar war zu einem Bienenkorb von gelblichem Weiß aufgetürmt und die Hand, die das Brot ergriffen hatte, war schmutzig. Ihr großes, schwammiges Gesicht hatte einen leutseligen Ausdruck. "Ich danke Ihnen, Ihnen allen!" sagte sie.

Sie trug das Brot auf ihrem ausladenden Busen und hielt die Hand davor. Nachdem sie so von einem Tisch zum andern gewatschelt war, hielt sie vor einem der schmalen Fenster und warf die halbe Brotscheibe hinaus.

"Was soll denn das?" fragte Virginia. Das Brot hätte ich noch essen können.

"Nichts als Fragen", bemerkte die Schlechtgelaunte.

"Für die Vögel", sagte der Schutzengel. "Die sind ihre kleinen Kinder. Behalten Sie Ihren Löffel."

In großer Eile wurden die Teller zum Tischende geschoben. Nachtsch. Virginia hoffte auf etwas Nahrhaftes. Apfelkuchen mit Eiscreme. Sie half beim Aufeinanderstellen der Teller, Miss Hart kam und stellte die Stapel auf ihren Servierwagen. Dann gab sie jeder Frau eine niedliche kleine Aluminiumschale. Virginia hatte kaum Zeit, festzustellen, was in der Schale war. Der Schutzengel nahm ihr das Schälchen weg und schüttete den Pudding in ihre eigene Schale. "Das ist für Sie", sagte sie und gab Virginia die leere Schale zurück.

Virginia hoffte, es wäre wenigstens Zitronenpudding gewesen. Daraus hatte sie sich nie viel gemacht. Sie wollte etwas Sarkastisches sagen. Aber da sah sie dem Schutzengel in die Augen. "Oh, danke", sagte sie. Sie meinte es ernst, denn sie merkte, daß der Schutzengel es gut mit ihr meinte und – freilich auf recht seltsame Weise – ihr Bestes wollte.

"Gern geschehen", sagte die Frau. "Ich habe selbst Kinder." Ihre Worte ertranken in Pudding, aber sie hatte Tränen in den Augen und Virginia schämte sich.

Es ist ordinär, so an den eigenen Magen zu denken. Besonders, wenn man alles essen kann, was man sich nur wünscht, sobald man nur nachhause geht. Diese armen Frauen

sitzen hier fest, bis sie ihre Diplome bekommen oder bis sie ihre Zeit abgesehen haben oder was immer der Grund ihres Hierseins ist. Es ist überhaupt unfair, daß ich sie aushorche. Das sind bestimmt keine hartgesottenen Verbrecherinnen . . . ja, vielleicht die eine da, gerade gegenüber, das könnte eine *Lebenslängliche* sein. Habe ich eigentlich die Ausdrücke notiert? Wenn ich die richtigen Ausdrücke nicht kenne, ist das ganze Buch Unsinn. Moment. Man sagt *Knast*, wenn man Gefängnis meint, oder bedeutet Knast das, wofür man ins Gefängnis kommt?

Was für ein Verbrechen könnte Grace begangen haben? Verleumdung? Ob ich es riskieren kann, sie ganz offen danach zu fragen? Aber vielleicht ist sie zur Recherche hier. Reporter wenden alle möglichen Tricks an, damit sie ihr Material zusammenbekommen. Das will ich nicht. Dem, der mich zu dieser ganzen Sache überredet hat, werde ich sagen, daß ich sowas nicht mitmache. Ich will diese armen Frauen nicht betrügen. Du lieber Himmel, sie verzichten auf ihr Brot, auf den einzig anständigen Teil ihrer Mahlzeit, um die Vögel zu füttern. Und dabei sind es höchstwahrscheinlich nur Spatzen.

"Schluß, meine Damen", schnauzte Miss Hart.

Daß man diese Frauen mit "meine Damen" ansprechen soll, muß sich einer dieser modernen Strafrechtler ausgedacht haben. *Sprich sie als Ladies an und sie werden sich wie Ladies benehmen*. Ich könnte mir vorstellen, daß etwas bessere Mahlzeiten sie eher ermutigen würden. Aber das würde natürlich Geld kosten. Wenn Miss Hart "meine Damen" schreit, kostet das nichts extra.

Irgendwo muß ich ein Telefon finden und Robert anrufen. *Liebling*, werde ich zu ihm sagen, *das war eine blöde Idee von mir. Du hast recht gehabt. Ich habe gar keine Lust mehr, so ein Buch zu schreiben. Und hör, mein Liebster, geh noch schnell zu Gristede¹⁶ und kauf ein Steak, bevor du mich abholst. Ich mußte zusehen, wie sie gegessen haben und habe davon einen Mordshunger bekommen. Und, Liebling, kauf dieses Fünfundzwanzig-Cent-Brot, ja? Bitte tu es. Nur dieses eine Mal.*

¹⁶ Ein Lebensmittelgeschäft in New York, das auf Gourmet-Waren spezialisiert war.

IV

In Reih und Glied warteten sie vor der Speisesaaltür. Als aufgeschlossen wurde, marschierten sie hinaus. Miss Stillgestanden verglich auf ihrem Pult. Wollte sie feststellen, ob jemand am Essen gestorben war?

Sie marschierten durch die braune Halle und warteten vor dem Ausgang. Miss Hart schloß die Tür auf, und sie gingen in den Warteraum. Sie durchquerten ihn und warteten vor einer Tür. Miss Hart schloß auf. Sie kamen in einer anderen Saal. Hielten an einer anderen Tür. Als auch diese aufgeschlossen worden war, kamen sie in einen Raum, der völlig anders aussah.

Es war ein großer heller Raum. Der Boden war gekachelte, winzige achteckige Steinchen fügten sich reizend ineinander, und alles so weiß und sauber. Freilich zeigten die Wände das übliche Braun in zwei Abtönungen, aber sie wirkten freundlicher. Es war ein hübscher Raum. Virginia betrachtete den gekachelten Boden, als sei es ein wertvolles Mosaik; plötzlich dachte sie an ihren schönen Perserteppich und mußte ein lächerliches und ganz unerwartetes Schluchzen unterdrücken. Sei kein Kind! Was würdest du denn sagen, wenn du hierbleiben müßtest?

Wenn ich in diesem Gefängnis bleiben müßte, würde ich mir dieses Zimmer aussuchen, dachte sie. Aber im nächsten Augenblick schwand ihre Begeisterung. Sie entdeckte vier Toiletten.¹⁷ Die Frauen standen davor und warteten, bis sie an die Reihe kamen. Wenigstens sah es so aus. Man kam jedoch nicht unbedingt dran, wenn man an der Reihe war. Das hing auch davon ab, wo Miss Hart sich befand. Die Frauen drängelten, aber das geschah ruhig und ohne Aufregung. Virginia wechselte von einer Reihe zur andern, vergebens: Keine der Toiletten hatte eine Tür!!

Als sie schließlich an die Reihe kam, ohne daß noch jemand etwas dagegen haben konnte, stellte sie fest, daß etwas noch Wichtigeres fehlte. Es gab keinen hölzernen Sitz. Hier war der alte Witz – *Paß auf, daß du nicht hineinfällst!* – durchaus angebracht. Aber vergaß sie diese befremdliche Tatsache, als sie sah, daß kein Toilettenpapier da war (kein *Seidenpapier*, wie man in Evanston sagen würde). Nicht einmal eine leere Rolle war zu entdecken. Keine Löcher in den Wänden ließen darauf schließen, daß je ein Behälter für Klosettpapier vorhanden gewesen war. Sie war im Begriff, ihre Nachbarin anzusprechen, da erinnerte sie sich, daß sie Abschminkpapier in ihrer Tasche hatte.

¹⁷ Im amerikanischen Original "booths", ein neutraler Begriff (Stand, Kabine, Bude u.dgl.), mit dem in der gutbürgerlichen US-Bevölkerung die anstößige Einrichtung von Toiletten kaschiert wird. (Wird hier in der Folge noch relevant.)

Als sie die Toilette verließ, warf sie einen Blick in die drei anderen Kabinette. In keinem war Papier! – Man mußte das anzeigen.

Im allgemeinen lag es ihr eher, sich zu beherrschen und die Beschwerden und Anzeigen ändern zu überlassen. Aber jetzt war sie wirklich wütend, und so ging sie zu Miss Hart, um zu fragen, was man sich eigentlich dabei dachte, diesen Frauen nicht einmal Toilettenpapier zur Verfügung zu stellen. Als sie vor Miss Hart stand, entdeckte sie, daß diese dabei war, Toilettenpapier zu verteilen. Miss Hart war der Behälter. Wer Papier braucht, muß Miss Hart darum bitten, dann wird sie es einem aushändigen. Sie bestimmte, wieviel man zu brauchen hatte. Es war ein seltsamer und demütigender Vorgang. Waren sie noch nicht tief genug in die Intimität der Frauen eingedrungen, indem sie die Toilettentüren entfernt hatten?

Freilich mußte sie zugeben, daß der Boden sauberer war als in irgendeiner öffentlichen Bedürfnisanstalt, die sie je hatte aufsuchen müssen. Gewöhnlich lag Papier am Boden herum, und das mußte natürlich jede Putzfrau verärgern. Allerdings schien ihr die Methode, die hier angewandt wurde, ein bißchen drastisch.

"Virginia," sagte Grace, "könnten Sie mir noch eine Zigarette pumpen? Es ist mir wirklich unangenehm, daß ich Sie immer darum bitte, aber..."

"Das macht doch nichts", sagte Virginia. Sie öffnete ihre Handtasche. "Hier haben Sie Zigaretten, aber ich habe keine Streichhölzer."

"Das gefällt mir so an Ihnen," sagte Grace, "worum es auch geht, Sie haben immer einen Witz auf Lager."

"Ein Streichholz wäre mir jetzt lieber", sagte Virginia. Wie lästig, die unfreiwillige Spaßmacherin zu spielen. Immer zu tun, als ob man scherze und genau wüßte, worum es geht.

"Nicht schlecht!" sagte Grace und nahm lachend drei Zigaretten. "Kommen Sie."

Sie und die anderen Frauen sammelten sich wieder um Miss Hart. Die hatte jetzt ein paar Kaminstreichhölzer statt des Toilettenpapiers. Die Frauen, versuchten vier oder fünf Zigaretten gleichzeitig an jeder Flamme anzuzünden.

Nachdem ihre Zigaretten glimmten, setzten sich die Frauen und genossen das Rauchen. Es war gemütlich. Ein einziger Stuhl war vorhanden, auf dem saß Miss Hart und paßte auf. Die andern saßen auf dem hübschen gekachelten Boden und lehnten sich gegen die braune Wand. Beinahe sah es aus wie ein bescheidenes Atelierfest, nur daß die Gastgeberin hin und wieder schrie: "Geben Sie acht auf Ihre Asche, meine Damen!"

"Machen Sie mir einen Ihrer netten kleinen Aschenbecher", bat Grace.

Virginia griff in das Durcheinander ihrer Tasche und fand ein Stück Papier. Sie teilte es in der Mitte und machte daraus zwei kleine Tüten. Sie riß kleine Streifen zurecht, um die Tüten damit zu stabilisieren. Das hatte Grace offenbar gemeint. Als sie eine der Tüten ihrer Freundin gereicht hatte, bemerkte sie, daß Miss Hart sie liebevoll beobachtete. Wahrscheinlich war es Miss Hart, die den Boden scheuern mußte.

Es wurde Kette geraucht. Drei Zigaretten waren erlaubt – aber nur einmal durfte Feuer geholt werden. Als Virginia sich eine neue Zigarette an ihrem Stummel angezündet hatte, legte sie den Stummel in die Papiertüte und drückte ihn dabei aus. Wenn man es geschickt und schnell machte, versengte man weder die Papiertüte noch verbrannte man sich selbst. Man erinnerte sich undeutlich, daß man manchmal kein Papier gehabt hatte und dann seine Zigarette in der Hand ausdrücken mußte. Man kann zuerst in die Hand spucken. Diesen Unsinn muß ich geträumt haben.

Miss Hart stand auf. Als sie den Raum verlassen hatte, setzte sich eine der Frauen, die waghalsigste unter ihnen, für einen Augenblick auf den Stuhl. Als Miss Hart zurückkam, saß sie schon wieder auf dem Fußboden.

Die Aufseherin schob ein Gestell hinein, wie es Konfektionsgeschäfte für den Ausverkauf benutzen. Von dem Kleiderständer hingen weiße Säcke herunter. Miss Hart schob das Gestell in die Mitte des Raumes, und die Damen hörten auf zu rauchen. Sie begannen, sich auszuziehen. Virginia wandte sich nach Miss Hart um und wollte sie fragen, wo ein Telefon sei. Aber irgendetwas hielt sie zurück. Sie hatte das Gefühl, daß sie hier nichts mehr zu entscheiden hatte – und daß sie über Nacht bleiben müsse. Es war völlig absurd. Sie war doch keine Verbrecherin, niemand durfte sie einsperren! Sie brauchte nur zu sagen, daß sie gehen wollte. Wenn sie den Weg wüßte, oder wenn sie einen der Schlüssel hätte, dann brauchte sie überhaupt nichts zu sagen.

"Dreiundvierzig", sagte Grace. "Sie müssen es sich endlich einmal merken. Ich weiß nicht, was Sie anfangen wollen, wenn ich fortgehe. Nie erinnern Sie sich an Ihre Nummer."

Dreiundvierzig. Die Bügel auf dem Gestell waren numeriert. Ich bin Dreiundvierzig. Sie fand den Kleiderbügel und nahm ihn vom Haken. Der weiße Sack sollte vermutlich ein Nachthemd sein. Es war riesenhaft und aus einem Stoff, der sich für Zelte eignen würde. Die Nummer dreiundvierzig war wie eine Art Verzierung auf das Nachthemd gedruckt. Der Ausschnitt war tief und weit, die Ärmel waren kimonoartig.

Das System war sehr einfach. Man hängte seine Kleider auf den Bügel und stellte seine Schuhe unter den Platz, der mit der Nummer 43 bezeichnet war. Aber dann fiel ihr der Fußpilz ein; schnell zog sie ihre Schuhe wieder an. Niemand besaß Hausschuhe, aber

sie bemerkte, daß noch andere Frauen ihre Schuhe anbehielten. Die meisten trotzten den Pilzen..

Vier Waschbecken waren da, vor denen stellte man sich an, bis man sich die Zähne putzen und das Gesicht waschen konnte. Virginia entdeckte Seife in ihrer Reisetasche, so konnte sie wenigstens auf das fragwürdige Stück verzichten, das neben dem Waschbecken lag. Direkt neben Virginia hatte eine Frau sich ins Waschbecken gesetzt, um eine intime Spülung vorzunehmen. Virginia wusch sich hastig, sie wollte nicht gerade daneben stehen, falls das Waschbecken aus der Wand brechen würde. Man würde ihr wohl keine Schuld geben, aber jedenfalls war es besser, weiter weg zu sein.

"Meditation, meine Damen!" kommandierte Miss Hart.

Jetzt wurde es ihr zu bunt. Man wollte ganz und garnicht mit ihnen beten. Virginia hatte nichts gegen das Beten, aber sie war ungewöhnlich müde. Sollten die anderen beten gehen, wenn sie Lust haben.

Aber die allwissende, gedankenlesende Grace klärte sie auf. "Sie müssen die Medikation nehmen, Virginia. Solange Sie auf der Liste stehen, müssen Sie Medizin nehmen!"

"Medikation? Ich hatte Meditation verstanden –"¹⁸

"Susie," sagte Grace, "nehmen Sie Virginia mit zur Medikation. Ich bin nicht mehr auf der Liste."

"Klar", sagte die Frau, die so dick war, daß der Gefängniskittel ihr beinahe paßte. "Kommen Sie." Sie hatte einen Bubikopf, den von quadratköpfigen, dunkelhaarigen, dicken Frauen bevorzugten Haarschnitt. Sie sah aus, als ob sie unangenehm werden könnte, wenn man nicht mitkäme, und Virginia folgte ihr, obgleich ihr eine Meditation doch fast lieber gewesen wäre als eine Medikation.

Mit den anderen Frauen gingen sie durch die Halle und kamen in einen Raum, der Büro genannt wurde. Am Schreibtisch saß eine Frau in einer weißen Uniform mit Haube. Sie sah aus wie eine Stewardess und servierte irgendwas in kleinen Papierbechern.

Susie ließ Virginia höflich den Vortritt, aber glücklicherweise war sie nicht die erste in der Reihe, so konnte sie den Vorgang beobachten. Die Aufseherin goß eine undefinierbare Flüssigkeit in den Papierbecher, und die Gefangene trank aus. Während das Opfer würgte und spuckte, füllte die Aufseherin den Becher nochmal – aus einem anderen Behälter; diesmal wurde der Trunk bereitwillig entgegengenommen. Die Frau gerade vor Virginia schlug der Aufseherin den Becher aus der Hand, aber die Uniform

¹⁸ Im Original die Verwechslung zwischen medication und meditation. (Die ursprünglichen Übersetzer fanden die Lösung Abendtrunk und Abenddank.)

füllte seelenruhig einen zweiten Becher und sagte: "Sie werden das trinken." Die Gefangene trank es.

Und so trank auch Virginia, was man ihr gab. Das Getränk schmeckte noch ärger, als sie befürchtet hatte. "Das übertrifft noch Martins Gin", keuchte sie. Die Aufseherin konnte unmöglich wissen, wer Martin war und was für einen schauderhaften Gin er während der Prohibition hergestellt hatte, aber die Bemerkung kam einem ganz von selbst aus der gequälten Kehle.

"Virginia, Sie sind eine Nummer!" rief die Aufseherin, als man hastig das Wasser hinterhertrank.

"Was war das für ein Zeug", fragte Virginia, als sie Grace kurz danach in der Halle wiedesah.

"Formaldehyd", sagte Grace.

"Um Himmelswillen", sagte Virginia. Wäre sie nicht so müde gewesen, hätte sie sich am liebsten in der Toilette den Finger in den Hals gesteckt.

Sie und Grace betraten eine Art Schlafsaal. Grace legte sich in eines der Feldbetten, Virginia kletterte in das Bett daneben. Niemand warf sie hinaus; also hatte sie das richtige erwischt. Sie hatte ihre Reisetasche unter das Bett geschoben, aber jetzt beugte sie sich runter und zog sie wieder hervor. Zum Lesen war es zu dunkel, aber das versuchte es auch gar nicht. Sie zog einen von Roberts Briefen aus dem Packen heraus und legte ihn unters Kopfkissen. Damit fühlte sie sich sicherer. Sie tun ihr Bestes hier, aber mit Formaldehyd allein ist es nicht getan.

Draußen schrie jemand. Der Schlafsaal hatte ebensowenig Türen wie die Toiletten, und so hörte man jedes Geräusch von draußen. Schlaftrunken bildete sich Virginia ein, sie renne die Halle hinunter, um die Schreiende zu retten. Aber dann war wieder Stille.

"Grace?"

"Ja –"

"Wie lange sind wir schon hier?"

"Meinen Sie hier in der Abteilung Drei?"

"Nein hier überhaupt."

"Ich bin im Januar gekommen. Sie kamen um den ersten Februar herum."

Februar? Ich dachte, es sei Sommer. "Welchen Monat haben wir jetzt?"

"August."

So ist es also. August. Februar bis August. Es nützt nichts, sich selbst vorzumachen, dies sei eine Studie zum Projekt eines bedeutenden Romans einer proletarischen Schriftstellerin.

War mein Verbrechen so schwer?

V

"Guten Morgen, Ladies."

Wer war da ins Zimmer gedrungen? Verstohlen tastete sie nach Robert. Ich muß ihm die Hand über den Mund legen, damit er nicht anfängt zu sprechen. Aber das Bett war schmal und sie war allein. Der Raum war dunkel, aber sie sah blasse Schatten sich erheben. Einer der Schatten nannte ihren Namen, und da fiel ihr wieder ein, daß sie nicht zuhause war. *Februar bis August*.

"Ja", sagte sie. Sie stieg aus dem Bett, griff nach ihrer Tasche unter dem Bett und zog dann die Schuhe an.

"Beeilen Sie sich."

"Das tue ich." Immer dieser Befehl zur Eile, aber man eilte nirgends hin und kam nirgends an. Die Schuhe waren kalt und steif und knirschten, wenn man ging.

Als sie Grace in die Halle gefolgt war, fiel ihr der Brief ein, und so ging sie zurück und nahm ihn unterm Kissen hervor. Als sie zur Halle zurückkehrte, war Grace verschwunden, aber da waren andere Schatten, die durch die Dämmerung huschten. Es war viel zu dunkel, alsdaß es hätte Morgen sein können, und sie fragte sich, ob das wohl eine Feuealarmübung sei.

Sie folgte den Schatten in den Waschraum. Obwohl es noch derselbe Raum war, hatte man ihn auf die andere Seite der Halle verlegt. Sie würde ihnen nicht den Gefallen tun, sich über die Veränderung zu äußern. Sie fand ihren Bügel und begann, sich anzuziehen.

"Virginia! Sie bekommen heute kein Frühstück."

Warum läßt du mich dann nicht im Bett, du Trampel? Sie wandte sich um, und da stand eine andere Aufseherin, nicht Miss Hart, eine viel kleinere, aber sie hatte eine laute Stimme. Ich habe zwar gestern auch kein Nachtessen bekommen, aber ich bin Ihnen trotzdem dankbar, daß Sie mir die Mühe des Früstücks ersparen.

"Gut", sagte sie. Vielleicht kommt Robert, um mich wegzuholen. Sie fuhr fort, sich anzuziehen.

Jetzt kam die Kleine, die nicht Miss Hart war, zu ihr herüber, nahm sie bei den Schultern und schüttelte sie. "Augenblicklich hängen Sie Ihre Kleider zurück an den Bügel!" Diese Aufseherin hatte aufgeblasene Backen, das Rouge lag in Flecken drauf, und ihr Haar war unter ein schwarzes Seidennetz gestopft. Sie sah aus, als sei sie die ganze Nacht aufgewesen. "Sie wissen, daß Sie zum Schock gehen. Beeilen Sie sich, sonst kommen Sie zu spät!"

Es war drollig, daß diese Aufseherin glaubte, man müsse anderswo hingehen für einen Schock. Aber Virginia hängt gehorsam ihre Kleider an den Bügel zurück und stieg wieder in das groteske Nachthemd.

"Sie müssen sich konzentrieren", flüsterte Grace. "Es macht sie wütend, wenn Sie vergessen. Und es zählt gegen Sie."

"Wohin muß ich gehen?"

"Zum Schock. Sie erinnern sich doch –"

Tue ich das? Ich erinnere mich daran ebensowenig wie an das Haus, in dem ich geboren wurde. *Zum Schock gehen*. Ein merkwürdiger Ausdruck. Sensationslüsterne suchen Schocks; ich habe noch nie jemanden sagen gehört, er ginge zum Schock, als ob das eine Alltäglichkeit sei, wie die Milch am Morgen.

Inzwischen waren sie und diese Aufseherin die einzigen im Waschraum. Die Kleine gab ihr ein graues Baumwollkleid. "Ziehen Sie das an", sagte sie. "Hängen Sie Ihr Nachthemd an den Bügel. Beeilen Sie sich."

In der Halle übergab die Aufseherin sie einer anderen (blau und weiß, kein Rouge). Virginia und die Blasse gingen durch den großen Raum und kamen in den äußeren Korridor, gerade rechtzeitig, um mit andere Nachzüglerinnen weiterzugehen, jedoch sie gingen nicht mit den Frühstücksdamen in den Speisesaal.

Als sie sich einer Tür zuwandten, die gerade neben der zum Speisesaal lag, bemerkte Virginia noch eine dritte Tür. Es waren goldene Buchstaben darauf. Sie kam ihr bekannt vor, aber sie konnte die Buchstaben nicht entziffern. Die Blasse schloß die Tür auf, die sie ausgewählt hatte, sie kamen zu einer Steintreppe und stiegen hinauf. Nach einigen Stockwerken schloß die Blasse wieder eine Tür auf, sie kamen in einen anderen braunen Korridor. Die Blasse begleitete sie zu einem kleinen Zimmer und ließ sie dort allein. All das geschah ohne jede Äußerung. Nun, ich bin auch nicht zum Sprechen aufgelegt, bevor ich meinen Kaffee bekommen habe.

An den Wänden des kleinen Zimmers standen Holzbänke, und es gab zwei Fenster. Virginia versuchte, eines zu öffnen und war erstaunt, daß es ging. Man konnte die Scheiben in der Mitte hinunterschieben, sodaß zwei Spalten entstanden. Gerade so gut hätte es Eisenstäbe haben können. Es wurde heller. Der Himmel färbte sich am Horizont zu einem kränklichen, zitronenfarbenen Gelb.

Drei Frauen in grauen Kleidern wurden hereingelassen. Eine davon setzte sich, die andern beiden blieben in der Mitte des Raums stehen. Keine sprach ein Wort.

Nach einiger Zeit kam eine Aufseherin und holte eine der Frauen. Der Himmel färbte sich rosa. Das Rosa verwandelte sich in rot, als die nächste Frau geholt wurde. Es war fast Tag, als Virginia geholt wurde.

Sie wurde durch die Halle zu einem kleinen Raum geführt, und als sie dieses Zimmer sah, wußte sie, daß sie schon früher *zum Schock* gegangen war und daß sie das nicht wieder haben wollte. Das Zimmer roch wie ihr alter elektrischer Schneeschläger, und in der Wand war ein trübes rotes Glasauge. "Ich glaube, ich gehe wieder hinunter", sagte sie.

"Sie gehen augenblicklich hinein", sagte die Aufseherin.

"Guten Morgen, Virginia." Das war eine ganz andere Stimme. Sie klang so wohlmeinend, daß sie dumm wirkte. Sie troff von jenem herzlichen Wohlwollen, das man am Morgen kaum ertragen kann, am wenigsten, wenn man einen Formaldehyd-Kater hat.

"Guten Morgen", antwortete Virginia in einem Ton, der zeigen sollte, daß sie dies nicht diskutieren wollte.

Da war ein hoher Tisch, wie ein Operationstisch, und sie wußte, daß sie sich drauflegen mußte. Also legte sie sich drauf, und die Frau mit der dummen Stimme machte sich um sie zu schaffen. Diese Frau war in der Uniform einer Stewardess, und das Zimmer sah aus wie ein Operationssaal. Ich habe vergessen, daß ich operiert werden muß. Natürlich ißt man nichts vor einer OP. Ich hätte daran denken sollen. Woran werde ich wohl operiert? Was hat man mir noch nicht herausgenommen? Ich glaube, meine Gallenblase habe ich noch.

"Nun, Jeannie. Und wie geht es Jeannie heute morgen?" Er war es, der unermüdliche Ausfrager, der aus den Büschen gekommen war. Jetzt trug er einen weißen Mantel. Er hatte blaue Augen und eine Hakennase und ein sehr schmales Gesicht, sein Haar war blond und lockig, wie das von Grace, nur kürzer.

"Und haben Sie es gestern genossen, im Park zu sitzen?" Er sagte das mit dem starken Akzent, den man nie unterbringen konnte. Es war weder deutsch noch skandinavisch, weder französisch noch italienisch. Vielleicht polnisch. Er begann drauflos zu schwatzen, aber man merkte, daß er sich nicht drum kümmerte, ob man ihn verstand oder ihm antwortete. Er und die dumme Frau arbeiteten eifrig mit den Händen. Offenkundig bereiteten sie eine lokale Betäubung vor.

Sie legten einen Keil unter ihren Rücken. Es war sehr unbequem. Es zwang sie in eine unnatürliche Lage. Sie schaute auf das trübe Glasauge, das in der Wand steckte, und erinnerte sich, daß es bald glühen würde und sie dieses Glühen nicht sehen würde. Sie war auf dem elektrischen Stuhl, nicht auf dem OP-Tisch! Jetzt schmierte einem diese Frau eine stinkende kalte Paste auf die Schläfen. Was hast du getan? Du hast doch niemanden getötet, und welche anderen Verbrechen gibt es denn, die eine so schwere

Strafe nach sich ziehen? Können sie einen hinrichten, weil man für Norman Thomas¹⁹ gestimmt hatte? Viele Leute hatten behauptet, eines Tages wird unser Land zu einer derartigen Diktatur werden, aber man hatte nie geglaubt, daß es zu solchen Extremen kommen würde. Wagen sie es, mich zu töten ohne Gerichtsverhandlung? Ich will mit meinem Anwalt sprechen. Und er – der da, der immer behauptet, Stimmen zu hören, und doch meine nie hört . . . Er, der vorgibt, so besorgt um mich zu sein und doch meinen Namen nicht kennt und mich *Jeannie* nennt. Wenn ich sage, *ich verlange einen Anwalt*, dann müssen sie etwas tun. Das hängt mit dem "habeas corpus" zusammen, das steht in der Verfassung. Aber die und ihre Schmeichelreden! – sie wollen eine Leiche aus mir machen – sie und ihr "Guten Morgen, wie geht es Ihnen" . . .

Jetzt legte einem die Frau Klammern über den Kopf, auf die beschmierten Schläfen, da kam noch eine andere, auch wie eine Pflegerin angezogen, sie hielt einem die Füße, als ob man sich vom Tisch erheben und zur Decke hinaufspringen könnte. Die Hände gebunden, die Füße festgehalten. Drei gegen eine, und diese eine gefesselt zwischen Apparaten. Sie öffnete den Mund, um nach einem Anwalt zu rufen; die dumme Frau stopfte ihr einen Knebel hinein und sagte: "Danke, meine Liebe!", und der fremde Teufel mit dem engelsgleichen Lächeln und der schönen Stimme nickte verschwörerisch. Bald würde es vorüber sein. Einesteils war man froh.

¹⁹ Norman M. Thomas (1884–1968) war ein führender amerikanischer Sozialist und sechsfacher Präsidentschaftskandidat für die Sozialistische Partei Amerikas.

Drittes Kapitel

I.

Sie gingen einen abfallenden Korridor hinunter. An der Spitze der Prozession wippte eine weiße Haube. Als die Haube aufhörte, sich zu bewegen, standen die Frauen still. Sie waren in der Nähe einer Tür mit goldenen Buchstaben, aber als sie weitergingen, marschierten sie durch eine andere Tür.

"Komm mit, Virginia", sagte die weiße Haube. "Hier."

"Aber das ist meine Tür", sagte Virginia.

"Er ist jetzt nicht da. Kommen Sie. – Kommen Sie, meine Damen. Etwas plötzlich bitte, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit."

Warum nicht? Was kommt denn danach? Ich habe den ganzen Tag Zeit. Er hat es gesagt. Er sagte, ich brauche mich um nichts mehr zu sorgen, ich brauche keinen Versammlungen beizuwohnen, keine Gesellschaften zu geben, keine Besuche zu empfangen. Aber in diesem Raum bin ich schon einmal gewesen. Es ist ein Eßzimmer. Es ist der Saal, wo wir essen. Ich bin klug. Ich kenne mich aus.

Aber kenne ich die Tischordnung? Wenn man den falschen Stuhl erwischt, geschieht etwas Schreckliches. O Weisheit, leite meine Schritte.

Sie schloß die Augen, und als sie sie wieder öffnete, stand sie neben einem Stuhl, und eine Frau sagte *Hallo*.

Die Frau fuhr fort, *Hallo* zu rufen, und dann bat sie, man solle etwas für Virginia übriglassen. Ja, das klang bekannt.

Die Schüsseln schwammen vorbei. "Nein, nein, bitte", sagte Virginia. "Bitte. Ich möchte nichts."

"Pst –", flüsterte die Frau links von ihr. "Ich werde für Sie sorgen."

Als die Schüsseln zu Virginia gelangten, erinnerte sie sich, daß es nur eine Zeremonie war. Um die andern zum Essen zu bewegen, sagte man, sie sollten etwas für Virginia übriglassen. Eine Redensart, eine Regel. Man hatte sich an dem Spiel zu beteiligen, indem man den Rest nahm, und sie waren freundlich, sie ließen einem gerade genug, um den Teller zu verschmieren. Man zog die Flecken ein wenig auseinander, damit es aussah, als seien es die letzten Reste, die man nicht mehr herunterbringen konnte, und so vermied man Bestrafung. Die nette Frau zur Linken hatte das arrangiert.

Die Frau rechts aß nicht. Sie rührte in einem Teller voller Speisen herum. Eine Welle von Übelkeit stieg in Virginia empor, sie griff nach einem Stück Brot und bröckelte es auf ihren Teller.

Gegenüber lächelte ein Mädchen mit braunen Augen. "Ich bin Margaret", sagte sie.

Es war ein Schock, Mags Namen zu hören. "Margaret?"

"Ich bin erst heute gekommen. Von der Vier."

"Ich werde Ihren Namen behalten. Meine Schwester heißt auch so." Virginia senkte den Kopf, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen gestiegen waren. Sie räusperte sich und putzte sich die Nase mit ihrer Papierserviette. "Ich habe sie ziemlich lange nicht gesehen. Es ist dumm von mir, aber wir standen einander so nahe."

"Nicht sprechen, meine Damen", rief die Frau, die einen Servierwagen zu ihrem Tisch schob.

Als die Teller eingesammelt wurden, gab die Kellnerin jeder der Frauen eine kleine Schüssel mit etwas Zitterndem darin. Lieber würde ich sterben als das zu essen. Aber da nahm die Frau zu ihrer Linken schon das widerliche Zeug und schüttete es in ihre eigene Schüssel. "O, danke", sagte Virginia. "Sie sind die beste Freundin, die ich hier habe."

"Gern geschehen", sagte der Schutzengel. Sie wandte sich um. "Sie sind heute spät, Gräfin, aber ich habe es für Sie aufbewahrt." Sie öffnete die Serviette und präsentierte eine Sammlung von Brotrinden.

"Danke, meine Liebe", sagte die Gräfin. "Sie wissen ihre Freundlichkeit zu schätzen."

Virginia hätte gerne gefragt, wer diese "sie" seien, aber sie hatte das Gefühl, daß sie diese Frage schon einmal gestellt hatte, und sie wollte nicht, daß der Schutzengel ungeduldig würde. Ohne deren Wohlwollen hätte man seine Mahlzeiten selber essen müssen. Sie boten einem hier abscheuliches Essen an, und wie alle schlechten Köche erwarteten sie, daß man tüchtig ißt. Sie rächten sich, wenn man nichts aß. Sie zerquetschten das Essen zu Mus und stopften es einem in die Nase. Nein, das habe ich geträumt. Sowas gibt es doch nicht in Wirklichkeit.

Auf der anderen Seite des Saals saß ein schönes Mädchen. Aus dieser Entfernung konnte man das freilich ohne Brille nicht feststellen, aber man hatte sie aus der Nähe gesehen, und so wußte man, daß sie schön war und daß sie Rosa hieß. Rosa hatte draußen im Waschraum geweint. Jemand hatte ihre Parfümflasche zerbrochen. Sie hatte immerfort wiederholt, daß ihre Brüder sie ihr geschenkt hatten und daß sie fünf Dollar gekostet hatte.

Jetzt schob Rosa ihren Stuhl zurück. Sie stand auf und schickte sich an, eine Rede zu halten. Ob ich wohl auch eine Ansprache halten muß? Er hat gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen, daß ich je wieder eine Rede halten würde, das müsse ich nie mehr. Aber

falls hier überhaupt Reden gehalten werden, bin ich sicher eine der Rednerinnen. Wenn ich nur noch wüßte, worüber ich zu sprechen habe. Ich muß genau aufpassen, wenn ich dem Publikum vorgestellt werde. Rosa ist die Leiterin der Versammlung.

Aber das ist peinlich, – Rosa spricht ja italienisch. Virginia verstand kein Italienisch, aber sie erkannte es. Außerdem wußte sie, daß Rosa Italienerin war.

Das Mädchen sprach glänzend, und sie gestikulierte sehr dramatisch. Sie ballte die Faust und schlug sich auf die Brust. Man begriff sofort, daß sie Mussolini imitierte.

Die beiden weißbehaubten Kellnerinnen rannten um ihren Servierwagen herum und stießen dabei zusammen. Sie erreichten die Redende nicht so schnell. Die eine riß einen Stapel Teller vom Wagen, und die mußten sie zuerst auflesen. Die Teller zerbrechen nicht, sie sind aus Metall. Sie machten fürchterlichen Lärm, und Rosa erhob ihre Stimme. Rosa imitierte Mussolini nicht nur. In diesem Augenblick war sie wirklich Mussolini. Alle waren beeindruckt und ärgerlich über die Kellnerinnen. Die *Nase*, diese aristokratische Dame, die rechts neben Virginia saß, klopfte ungeduldig auf den Tisch und rief: "Ruhe, ihr Trottel!"

Als die Weißbehaubten die Sprecherin ergriffen, entschuldigten sie sich keineswegs wegen ihrer Grobheit. Diese großen, robusten Frauen packten die zarte Rosa und brachten sie so schnell aus dem Speisesaal, daß man nicht unterscheiden konnte, ob sie sie trugen, schoben oder begleiteten.

Zum erstenmal in dieser Geschichte sind wir allein. Jetzt meine Rede.

Meine Damen! Dies ist unsere Chance, uns zu uns organisieren. Wenn wir nicht zusammenhalten, sind wir verloren. Wollen wir uns diese Unterdrückung noch länger gefallenlassen? Vereint sind wir mächtig. Organisieren wir uns! Dürfen wir hier sitzen und zulassen, daß sie Kameradin Rosa Gott weiß was antun? Sie haben ihre Parfümflasche zerbrochen und behauptet, daß eine von uns das getan hat. Nächstens werden sie uns noch die Schuld geben, daß das Essen hier so schlecht ist... (Irgendwann muß man einen Scherz einflechten.) Aber Scherz beiseite, meine Damen, sind wir es nicht denen schuldig, die nach uns kommen werden?...

Die Rede war klar umrissen in ihrem Kopf. Teilweise war sie von Helene übernommen, aber sie spürte, daß diese Rede im wesentlichen nicht kommunistisch war. Sie war im Begriff, aufzustehen.

Bevor sie sich noch ganz erhoben hatte, stürmte eine der Weißbehaubten wieder in den Speisesaal. "Fertig, meine Damen", brüllte sie.

II

Im Waschraum wurde nicht gesprochen. Die Frauen saßen auf dem Boden und rauchten, und wenn die weiße Haube sie ermahnte, auf ihre Asche zu achten, starrten sie sie an. Ich hätte Angst, an ihrer Stelle zu sein, aber ich nehme an, sie ist bewaffnet. *Scher dich zum Teufel*, würde sie sagen, wenn jemand sie angriffe. Sie ist ruppig.

Die Ruppige lächelte. Sie lächelte zu Virginia hinüber. Virginia sah auf die Papiertüte hinab, die sie als Aschenbecher benutzte. Dann fiel ihr ein, daß die weiße Haube Miss Hart war. Ich habe ihr den Gefallen getan, auf meine Asche zu achten und auf die Asche der andern, jetzt kann sie mir mal einen Gefallen tun.

"Miss Hart?"

"Ja, Virginia."

"Ob ich wohl meine Brille haben könnte?"

"Brille?" Miss Hart zog die Brauen hoch.

"Brille. Augengläser."

"Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Brille tragen. Seit Sie in der Drei sind, haben Sie keine gehabt."

"Ich war früher keinen Augenblick ohne Brille", sagte Virginia. "Ich habe immer zwei, falls eine zerbrechen sollte. Ich bin sehr kurzsichtig." Und ohne Brille werde ich niemals herausfinden, wie man von hier fliehen kann, meine Liebe.

"Warum fragen Sie nicht Miss Graves? Gehen Sie jetzt ins Büro, wenn Sie wollen. Vielleicht weiß sie etwas davon."

Virginia verließ den Waschraum und fand schließlich ein Zimmer mit einem Schreibtisch. Sie nahm an, daß man das vielleicht ein Büro nennen könnte. "Miss Graves?" fragte sie die Frau am Schreibtisch.

"Ja, Virginia, was kann ich für Sie tun?"

Auf dem Schreibtisch standen zwei Krüge. Weiße Emaillekrüge. Daneben lag ein Paket mit Papierbechern. Einer der Krüge enthielt Wasser; in dem anderen war Gift.

"Wollen Sie Ihre Abendmedizin jetzt schon haben?" fragte Miss Graves. Das sollte wohl ein Witz sein; Virginia zwang sich, den Mund zu verziehen. "Könnte ich wohl meine Brille wiederhaben? Ich bin sehr behindert ohne Brille."

"Brille? Ich wußte nicht, daß Sie Brillenträgerin sind."

"Sie muß hier irgendwo sein. Robert – mein Mann würde nicht zulassen, daß ich ohne Brille herumgehe." Ja – aber was konnte Robert für einen Menschen tun, der sich in den

Klauen des Gesetzes befand? Er hatte die Begnadigung durchgesetzt, das war sicher, sie haben die elektrische Hinrichtung nicht durchgeführt. Ich war bewußtlos, als die Nachricht von meiner Begnadigung eintraf. Mein Leben hat an einem Faden gehangen.

"Ich werde im Hauptbüro nachfragen", sagte Miss Graves. "Wir haben hier nur einen Teil Ihrer Sachen. Ich werde es mir notieren."

"Danke vielmals", sagte Virginia. "Ich glaube wirklich, wenn ich meine Brille jetzt nicht bald bekomme, dann werde ich verrückt."

Sie hatte nicht laut gesprochen, aber das Wort, dieses letzte Wort, hallte von den Wänden wider. Miss Graves starrte auf ihre Papiere hinunter. "Ich werde sie Ihnen verschaffen", sagte sie etwas krampfhaft. "Gehen Sie jetzt zurück zum Waschraum und machen Sie sich fertig zum Zubettgehen. Heute abend brauchen Sie die Brille ohnehin nicht mehr. Ja, morgen werden Sie sie bekommen."

III

Langsam tastete sich Virginia zurück zum Waschraum. Jetzt wußte sie es. Im Grunde hatte sie es schon lange gewußt, aber jetzt mußte sie sich endlich eingestehen, daß sie es wußte.

Die ganze Zeit hatte sie gewußt, daß die elektrische Hinrichtung und die Idee, daß sie eine Verbrecherin sei, Unsinn war. Die ganze Zeit schon hatte sie gewußt, wo sie sich befand. O nein, die geographische Lage des Hauses kannte sie nicht – aber sie wußte, sie wußte!

Als sie begann, sich auszuziehen, dachte sie darüber nach, wie sorgsam sie die Gefängnisphantasie erfunden hatte. Immer hatte sie gewußt, wo sie sich befand, aber sie hatte sich eine Umgebung ausgedacht, die leichter zu ertragen war. Alles wäre leichter zu ertragen gewesen, alles – außer dieser Realität. Ich habe es gewußt, ich habe es gewußt, aber ich habe versucht, diesem Wissen die Tür zu verschließen.

In dieser Abteilung befand sich eine Frau, die jeden Tag während der kurzen Zeit, da sie an die frische Luft gehen durften, auf die umgitterte Terrasse hinaustrat und auf die Bäume und Bänke hinunterfluchte, – aber niemals gebrauchte sie jenes schreckliche Wort, das Virginia soeben ausgesprochen hatte, als sie mit Miss Graves geredet hatte. Es war eines der Wörter, die man hier nicht gebrauchte, Wörter, die draußen im Alltag häufig genug waren und nicht als verwerflich galten, – die aber hier nie gesagt wurden,

nicht einmal vom gemeinsten Lästermaul. Alles durfte man hier sagen, solange man diese Wahrheit nicht aussprach.

Da war man im Waschraum von Frauen umgeben, die mit einem zusammen eingeschlossen waren, Frauen, die viel elender dran waren als Verbrecherinnen. Ich hatte versucht, das zu beschönigen. Diese Wahrheit ist das einzige, das ich nicht ertragen kann. Die Aussicht auf Blindheit, auf Krebs könnte ich ertragen, aber dies – nein. Dies niemals.

Wie war es gekommen? Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Freundin Grace gesagt hatte, sie sei froh, daß es nicht in ihrer Familie liege. Wie ist es mit meiner Familie? Meinen Leuten? Ich habe nie von so einem Fall in der Familie gehört, weder auf Mutters noch auf Vaters Seite. Da war die alte Tante Essie, aber sie war keine Blutsverwandte, sie war die Frau von Großmamas Cousin zweiten Grades. Aber selbst Tante Essie war nicht so. – Sonderbar, das war alles. Und wenn Opa sagte, man sollte sie einsperren, meinte er es nicht im Ernst. Er wollte damit nur sagen, sie sollte ihm aus dem Weg gehen.

Wie nur, wie kann Robert das ertragen?

Als sie sich in ihr Feldbett legte, fiel ihr ein, daß sie etwas sehr Wichtiges unterlassen hatte. Robert mußte eine Scheidung veranlassen. In einigen Staaten war das möglich. Jeder gute Anwalt konnte es für ihn arrangieren. Er soll es so auffassen wie die Jacksons das mit Don. Mrs. Jackson erzählte mir das letzte Mal, als ich zuhause war, daß sie Donald nicht mehr besucht. *Er erkennt mich jetzt nicht mehr und ich gehe dabei zugrunde, und schließlich wurde Mr. Jackson energisch und sagte, ich soll ihn nicht mehr besuchen. Ich versuche mir vorzustellen, daß er tot ist, und er ist es. Mein wirklicher Junge ist tot. Er ist glücklich, Ja, er ist glücklich. Sie sorgen dort gut für ihn, und er ist glücklich.*

Während sie in der zunehmenden Dunkelheit lag, dachte Virginia an Don Jackson, wie er früher gewesen war. Er war älter als sie, aber sie erinnerte sich genau an ihn. Er war ein so hübscher Junge und so gescheit in der Schule. Als das Unglück geschah, sagten sie, daß er zu gescheit gewesen sei, daß es grade Menschen passiere, die zu klug sind. War das ein Trost? Konnte man sich selbst sagen, man sei zu klug?

Du warst nie das Kind für Quiz-Sendungen, Virginia. Bilde dir nicht in jeder Situation ein, du seist was Besonderes.

Ungefähr zwei Jahre lang, sagte Mrs. Jackson, hat er uns noch erkannt. Es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Es war damals eigentlich viel schlimmer für uns, obwohl wir natürlich noch Hoffnung hatten. Werde ich Robert wohl noch zwei Jahre erkennen und dann ... ? Sofort muß er die Scheidung einreichen. Ich könnte ja achtzig Jahre alt werden. Ich brauche nur an Oma und Opa denken. Vielleicht habe ich nicht das Glück,

den Stuarts nachzuschlagen, die jung starben, und auch von denen lebten viele siebzig Jahre oder länger.

"Grace – "

Aber Grace war ja fort. Sie war glücklich gewesen, daß sie gehen durfte, und sie hatte gesagt, es werde nicht mehr lange dauern, bis sie wieder an der Arbeit sei, bei dieser Zeitung. Man hatte ihr versprochen, die Stelle für sie freizuhalten, sagte sie.

Heißt das wohl, daß auch ich wieder gesund werden könnte? Ich kenne jemanden, die gesund wurde. Mary Soundso. *Die verrückte Mary*, nannte man sie. Als harmlos entlassen aus einer Einrichtung, aber doch eben "verrückt". Ich möchte lieber hinter Schloß und Riegel die "verrückte Virginia" sein als draußen in der Freiheit. Robert, Robert, Robert. *Er ist dort glücklicher, als er zuhause wäre*, sagte Mrs. Jackson, *obwohl wir ihn besser pflegen könnten. Er fühlt sich wohler unter seinesgleichen.*

Jemand sprach. Ist das wohl eine der Stimmen, die der Ausfrager meinte und die ich hören sollte? *Gestern nacht*, werde ich ihm sagen, *gestern nacht im Schlaftsaal habe ich diese Stimmen gehört.*

"Ich lasse mir das nicht bieten", sagt die Stimme. "Sie werden es mit dem Gesetz zu tun bekommen. Ich habe Freunde! Die sollen sich in acht nehmen, wie sie mich behandeln."

"Halte den Mund," sagt eine andere Stimme, "halt den Mund und schlaf!"

"So können Sie mit mir nicht sprechen", sagt die erste Stimme. "Ich lasse Sie gerichtlich verfolgen. Ich habe Freunde! Hüten Sie Ihre Zunge, wenn Sie mit mir sprechen."

Und dann begann jemand zu schluchzen. Virginia merkte, daß das nicht die Stimmen waren, die er meinte. Durch das Schluchzen wurde sie an einen Artikel erinnert, den sie gelesen hatte. Es war ein Artikel über eine solche Anstalt. Nein, nicht eine solche. Der Schriftsteller hatte zwar behauptet, er spreche für alle Anstalten, aber seine Beschreibung würde niemals auf dieses Haus passen. Als ich die Geschichte las, war ich froh. Ich dachte an Don. Was der Autor schrieb, klang faszinierend. Eine Gruppe von interessanten Leuten, die in Traumwelten leben. Alle Leute, die er beschrieb, beschäftigten sich mit einer wichtigen Aufgabe. Da waren Männer, die sich für große Rechtsanwälte hielten, sie schrieben eifrig oder dachten über das nach, was sie schreiben wollten, über Plädoyers, die Geschichte machen würden; es gab Männer, die sich für Finanzauberer hielten, die Millionen und Billionen Dollar unter ihrer Kontrolle hatten; Frauen, die sich für berühmte Schönheiten hielten, oder für historische oder sagenhafte Figuren. Jede erdenkliche Bequemlichkeit stand diesen Träumern zur Verfügung, und sie hatten keine Sorgen in diesem Haus. Der Autor sagte mit leisem Scherz, daß er sie fast um ihr Los beneide. Sie leben in Träumen, schrieb er.

"Es gibt auch Alpträume", sagte Virginia. Sie hatte laut gesprochen. Ich habe laut gesprochen, nicht zu irgend jemandem, der mir zuhört. Ich gehöre zu ihnen.

Hier in diesem kahlen Schlaftsaal ohne Türen, hier auf dem schmalen Feldbett, bekleidet mit einem nummerierten Nachthemd, lag sie zwischen Frauen, die wahnsinnig waren, und sie gehörte zu ihnen.

Viertes Kapitel

I

Mrs. Robert P. Cunningham, Juniper Hill Hospital. So stand es auf den Briefumschlägen, in Roberts Handschrift. Man hätte es nur lesen müssen, darum hatte man es natürlich nicht getan. Obwohl man es gewußt hatte, ohne es zu lesen, war es viel schwerer, zu wissen und es dann noch zu lesen. Man war entsetzt und beschämt, als ob man es mit Absicht getan hätte.

Sie versuchte, ihr Gedächtnis freizulegen, aber alles war wie in feuchte graue Seide gewickelt, die immer gerade an den Dingen klebte, an die sie sich besonders erinnern wollte. Man sollte in seinen eigenen Kopf eindringen und dort aufräumen können. Es war leicht genug, sich an Sachen zu erinnern, die vor langer Zeit geschehen waren, sogar schon vor einem Jahr. Damals sind wir in diesen Vorort gezogen. Ohne besondere Anstrengungen konnte sie sich an die Namen der jungen Leute erinnern, mit denen sie und Robert einige Monate lang gelebt hatten. Ich erinnere mich an das Kätzchen, das jeden Morgen, wenn ich zum Frühstück hinunterging, auf der Schleppe meines Hauskleids mitrutschte.

Es war ein Gemeinschaftshaus, das nur unter bestimmten Bedingungen bezogen werden konnte. Jeder hatte eine Aufgabe. Robert war Hauswart, ich war Köchin. Als Köchin war ich ein Star. Die andern schwärmten und bewunderten die einfachsten Gerichte.

Das war, nachdem Robert eine Stellung angenommen hatte, gerade nachdem er entschieden hatte, daß es an der Zeit war, die Ferien zu beenden. Virginia hatte geglaubt, daß sie nach diesen langen Ferien wieder heimfahren würden, aber Robert wollte bleiben. Auch sie war gern in New York, aber es war nicht mehr das gleiche, als Robert zu arbeiten begann. Darum hatte Robert die Gelegenheit wahrgenommen, sich der Wohngemeinschaft anzuschließen. *So wirst du nicht allein sein*, sagte er.

Nein, sie war niemals allein in dem großen alten Haus. Es gab eine Regel, daß man nicht mehr gestört werden durfte, sobald die Schlafzimmertür geschlossen war, – aber wie laut sie auch auf ihre Schreibmaschine hämmerte, immer klopfte irgendjemand an die Tür. *Ginny, kann ich einen Augenblick hereinkommen oder bist du zu beschäftigt? Ich möchte dir etwas zeigen. Ich möchte dich etwas fragen . . .* Kein Mensch nimmt die

Arbeit eines Schriftstellers ernst. Schreiben tut man doch nur, wenn man gerade nichts anderes zu tun hat.

Nicht, daß sie so übereifrig in ihrer Arbeit gesteckt hätte. Sie konnte es nur nicht ertragen, dauernd in Gesellschaft zu sein. Diese Hausgemeinschaft war endloses Besuch bekommen. Obwohl alle Mitglieder arbeiteten, war immer mindestens einer zuhause, der gerade einen freien Tag hatte oder eine freie Woche, oder auch nur eine freie Stunde. *Ginny, mir ist plötzlich eingefallen, daß du heute ganz allein bist, und da hab ich mir meine Arbeit zu dir übergebracht...*

Sie waren alle so jung. Damals wurde mir zum erstenmal klar, daß Robert und ich aufgehört hatten, jung zu sein. Sie sprachen immer, sie lachten, tanzten, sangen. Immer zitierten sie irgendjemanden. Ihre Gelehrsamkeit war erstaunlich. Obwohl sie scheinbar niemals lasen, stand ihnen allen ein unerschöpflicher Schatz von Zitaten zur Verfügung. Sie sprachen mit einer gewissen Herablassung von den Schriftstellern, deren Aussprüche sie gelegentlich und, soweit Virginia das beurteilen konnte, wörtlich zitierten. Sie bedauerten Virginia und sagten, es sei zu schade, daß sie keinen Roman mit *Sozialer Relevanz* schreiben könne. Sie selbst würden Untersuchungen machen und Essays schreiben, – wenn sie Zeit hätten. Sie würden Dokumente schreiben, die die ganze Welt in eine Gemeinschaft verwandeln müßten, – wenn sie Zeit hätten. Aber sie hatten Zeit zum Lachen und Zeit zum Singen. Drei Tage lang war es wundervoll.

Für Robert war es vielleicht noch ein bißchen länger wundervoll. Er war selten zuhause. Seine Arbeit bestand aus einer Verbindung von Tag-, Nacht- und Zwischenschichten. Trotzdem sagte er schon nach kurzer Zeit, er frage sich, ob er und Virginia in diese Hausgemeinschaft paßten. Sie waren sich einig – obwohl ihr Enthusiasmus etwas abgekühlt war –, daß sie, falls sie überhaupt mit irgend jemandem zusammenleben müßten, am liebsten mit diesen jungen, liebenswürdigen und gescheiterten Leuten wohnen würden. *Dennoch hast du bei dieser Gemeinsamkeit immer das Gefühl*, sagte Robert, *du solltest jetzt nachhause gehen, und dann wird dir plötzlich bewußt, daß du ja zuhause bist.*

Ziemlich hektisch hatte Virginias Mutter damals geschrieben. Sie verstand nicht, warum sie im Osten blieben. Jemand hatte ihr erzählt, daß dieses Gemeinschaftshaus beinahe völlig jüdisch sei – nicht, daß sie etwas dagegen einzuwenden hatte, aber sie wünschte wirklich, Virginia würde diese Dinge zuerst ihr erzählen, bevor sie sie anderen Leuten berichtete; es war ein solcher Schreck für sie, solche Dinge durch andere zu erfahren; erst vor kurzem hatte jemand sie gefragt, ob es wahr sei, daß sogar Neger in der Wohngemeinschaft lebten. *Du könntest wenigstens einmal zu Besuch nachhause*

kommen, schrieb sie. Du mußt unbedingt kommen. Wenn Robert nicht mitkommen kann, mußt du eben ohne ihn kommen.

"Du solltest fahren", sagte Robert. "Du wirst einmal vor diesen Verrückten hier Ruhe haben. Und dann wollen wir weitersehen."

Er behauptete, sie müsse einen neuen Mantel haben. Sie suchte und suchte, schließlich fand sie einen guten Gelegenheitskauf. Sie liebte Gelegenheitskäufe. Sie fand nie Gefallen an einem Kleid oder einem Mantel oder einem Hut, wenn der Preis nicht ausgestrichen und ein viel geringerer darunterstand. Der neue Mantel war silbrig grün, und der Kragen war Biber. Es war nur ein sehr schmaler Kragen, aber echter Biber war es. Als ihre Mutter den Mantel sah, sagte sie, zu dem Mantel gehöre unbedingt ein passender Hut, sie ging mit Virginia zu ihrer Modistin und ließ einen Hut machen, der teurer war als der Mantel.

Virginia hatte beabsichtigt, zwei Wochen in Evanston zu bleiben, aber sie war zu müde. Jedesmal, wenn sie sich im Badezimmer auf die Waage stellte, wog sie weniger. Und sie konnte nicht schlafen. Schon früher hatte sie gegen Schlaflosigkeit zu kämpfen gehabt, aber sie hoffte, daß es besser werden würde, sobald sie ihr gewohntes Leben wieder aufnahm. Also fuhr sie nach New York zurück, und als Robert sie abholte, sagte er, sie würden wieder nach Manhattan ziehen. "Wir werden eine so kleine Wohnung nehmen, daß wir gar keinen Besuch von daheim aufnehmen können."

Ich kann mich nicht mehr an diese kleine Wohnung erinnern, aber ich weiß, daß wir eine gefunden haben. Also zogen wir von dem Gemeinschaftshaus nach Greenwich Village. Seltsam, daß man sich nicht an sein eigenes Heim erinnern kann. Man kam aber der Gegenwart näher. Grace hatte gesagt, im Februar.

Wir beschlossen, uns unsere Möbel nicht nachschicken zu lassen. Nur die Teppiche und Geschirr und das Silber. Wir kauften uns Möbel. Wir erstanden eine große Couch und ich nähte eine Decke dazu, das war unsere Einrichtung. Ich erinnere mich, daß wir einen Balkon hatten und einen offenen Kamin, in dem Holzscheite brannten, aber ich sehe das alles nicht vor mir.

An unserem Hochzeitstag gab Robert mir einen Muff. Zwanzigster Januar. *Sie kamen im Februar*, sagte Grace. Am zwanzigsten Januar war ich noch bei Robert, und er gab mir diesen reizenden kleinen runden Ball aus Biber. Er mußte mir sagen, was er dafür bezahlt hatte. "Du und Mutter!" rief ich. Er hatte für den Muff mehr bezahlt als ich für den Mantel.

Weil ich zu gut wußte, daß unser Geld zur Neige ging, hatte ich mir die Füße abgelaufen, um billige Möbel zu bekommen, und hatte unsere Wohnung eingerichtet, und es hatte beinahe nichts gekostet. *So ein praktischer Mann.* Das haben immer alle

über Robert gesagt. *Was für ein Glück, daß Virginia Stuart einen so praktischen Mann geheiratet hat. Sie hat keinen Funken Vernunft.*

Sobald die Wohnung eingerichtet war, machte sie sich an ihren Roman und arbeitete acht Stunden täglich. Manchmal fand diese Arbeit in der Nacht statt, während Robert seinem Beruf nachging. In der einen Woche war seine Arbeitseinteilung so, in der nächsten Woche wieder anders. Niemals wurde sie schlau daraus. Sie versuchte, sich seinen Schichten anzupassen, aber nie brachte sie es fertig, am Tag zu schlafen. Schließlich konnte sie überhaupt nicht mehr schlafen.

Sie waren verschiedenen Organisationen beigetreten. Robert war Mitglied zahlreicher Komitees geworden, die praktische Ziele verfolgten, Virginia gehörte Vereinigungen für Kunst und Literatur an. Dadurch lernten sie interessante Menschen kennen, Schriftsteller, Maler, Musiker, Lehrer, sozial Tätige, Redakteure und andere. Sie hatten oft Gäste und besuchten viele Veranstaltungen. Robert versicherte ihr, daß sie nicht viel mehr Geld ausgaben, als er verdiente.

Zum erstenmal in ihrem Leben dachte sie darüber nach, was wohl eine müde Hausfrau gerne lesen würde.

Es waren Wochen vergangen, seit sie das letztemal eine ganze Nacht geschlafen hatte. Sie beruhigte sich damit, daß das nichts ausmache, sie würde es gelegentlich nachholen. Wenn man einmal müde genug war, würde man schon schlafen. An manchen Tagen war sie so müde, daß sie nicht imstande war, zu arbeiten. Sie saß oder lag und sah vor sich hin in den leeren Raum. Schläfrig war sie nie.

Robert begann, sich ihretwegen Sorgen zu machen. Häufig sagte er, sie solle zum Arzt gehen, sie sei zu dünn geworden, sie würde nicht die richtige Nahrung zu sich nehmen. Er bat sie, für eine Weile mit dem Schreiben aufzuhören. Ihm war völlig gleichgültig, was für Bücher Amerikas müde Hausfrauen sich kauften.

Daß sie nicht schlafen konnte, hatte sie ihm nicht gesagt. Manchmal dachte, die schlaflosen Nächte seien nur Einbildung. Man kann ja gar nicht ganze Nächte lang wach liegen. Vielleicht einmal eine Stunde oder zwei, aber doch nicht die ganze Nacht. Die ganze Nacht, jede Nacht. Das war unmöglich. Irgend etwas würde geschehen. Aber was? Man würde einschlafen, was sonst.

Sie zählte Schafe. Sie bildete sich ein, sie bestände aus Melasse, die aus einem braunen Krug gegossen wurde, als dicker Strom, der ganz allmählich dem Februar zutrieb, Februar, Februar ...

Es muß also Februar gewesen sein, als ich eines Morgens um fünf Uhr vom Bett aufstand und meinen kleinen Biber muff ins Badezimmer trug, um ihn anzuschauen. In der eingenähten Tasche war eine passende kleine Garnitur, – Geldbörse, Puderdose,

Lippenstift. Als ich sah, wie schön diese Dinge gearbeitet waren, hätte ich weinen mögen. Wenn ich vorher gewußt hätte, daß er dafür so viel Geld aus der Bank nehmen würde, hätte ich ihn gebeten, es lieber mir zu geben, damit ich Vorhänge kaufen könnte.

Ich schlich zurück ins Schlafzimmer, das gleichzeitig unser Wohnzimmer war. Auf dem Schreibtisch lag das Manuskript meines neuen Buches. Es war die vorletzte Bearbeitung, ich machte die Korrekturen mit Bleistift. Selbst wenn dieses Buch die müden Hausfrauen nicht begeistern sollte, so würde es doch unserem Bankkonto ein wenig gut tun. Die Vorstellung, in New York arm zu sein, war beängstigender als Armut in Evanston, obwohl das Leben in New York billiger²⁰ war. Zuhause hätte ich mir über die Hausfrauen und ihren literarischen Geschmack nicht den Kopf zerbrochen. Ich hätte mich mit Paula über Cassie amüsiert. Cassie – jetzt versuchte ich, Cassie zu sein.

Der Wecker bimmelte und ich lief schnell zurück zum Bett. Ich schob das Manuskript unter das Kopfkissen, denn Robert sollte nicht merken, daß ich daran gearbeitet hatte.

"Schon auf?" fragte er.

Damals wußte ich, daß ich es ihm jetzt sagen mußte. "Ich habe nicht besonders gut geschlafen", sagte ich. Mir war schwindlig und ich mußte mich an der Kommode festhalten. Daran erinnere ich mich noch. Die Kommode hatte eine rosa Marmorplatte. "Robert," sagte ich, "ich glaube, mit meinem Kopf ist etwas nicht in Ordnung."

II

Wie oft sie auch zurückdachte, sie konnte nicht über jenen Punkt hinausgelangen, der nie Zeit gewesen war, sondern jenseits aller Zeit. Sie konnte sich nicht vorstellen, was geschehen war; sie fand keinen Anhaltspunkt. Man hatte so viel über Don Jackson gehört, aber man hatte nie genau mitgekriegt, was geschehen war, bevor er weggebracht wurde. Man hatte nicht einmal darüber nachgedacht. *Der arme Don hat den Verstand verloren*, sagten die Leute, *und man hat ihn wegbringen müssen*. Zuerst hatte man geglaubt, es geht vorüber, aber er erholte sich niemals. Armer Kerl.

Sagte er wohl, bevor – direkt, bevor es geschah –, er glaube, mit seinem Kopf sei etwas nicht in Ordnung? Hat er wohl diesen Augenblick der Warnung erlebt? Mary Lamb. Sie und Don²¹ auf der traurigen Reise. Sie wurde genügend gewarnt – immerhin. Vielleicht ich auch; vielleicht war meine Schlaflosigkeit die Warnung, aber ich habe sie nicht erkannt.

²⁰ sic!

²¹ Im amerikanischen Original "Charles"; das war aber der Arzt und Freund der Familie. Könnte ein Fehler sein.

Jetzt kann ich schlafen. Ich könnte noch länger schlafen, wenn sie mich ließen, wenn sie mich nicht vor dem Morgengrauen aus dem Bett trieben. Schlafen kann ich, aber noch immer ist etwas nicht in Ordnung mit meinem Kopf. Also ist es mehr als nur ein Fall von Schlaflosigkeit.

Sie saß in einem Korbsessel, dort hatte sie seit dem Mittagessen gesessen. Sie wollte gerne noch länger sitzenbleiben. Sie war immer müde. Aber Miss Hart kam zu ihr herüber. "Möchten Sie mit dem Bohnerblocker arbeiten, Virginia?" fragte sie.

Bohnerblocker? Virginia hatte absolut keine Lust, mit einem Blocker zu hantieren, aber zweifellos verlangte die Frage eine bejahende Antwort. Miss Hart mochte einen, das wußte man. Es hing damit zusammen, daß man die Zigarettenasche nicht auf den weißen Kachelboden fallen ließ. Und darum ließ einen Miss Hart jetzt mit dem Bohnerbesen arbeiten.

Das war ein Ding mit einem langen Stiel, an dessen Ende war ein schweres Gewicht, eingewickelt in grauen Wollstoff. Der Blocker mußte langsam über das Linoleum geschoben werden. Das wurde als Privileg betrachtet.

Wenn ihr jemand den Blocker wegnahm, war Virginia jedesmal froh. Tagelang war Miss Harts Hauptsorge, Virginia das ausschließliche Recht auf den Bohnerblocker zu sichern. Sobald die Schwester anderswo beschäftigt war, entriß irgendeine Patientin Virginia den langen Stiel, aber sobald Miss Hart zurückkam, schrie sie: "Geben Sie den Blocker augenblicklich Virginia zurück!" – und so mußte sie die elende Arbeit wieder aufnehmen. Virginia hatte nie Kraft in den Armen gehabt, und um überhaupt vorwärtszukommen, mußte sie mehr mit dem Bauch als mit den Armen stoßen. Es wäre eine ausgezeichnete Abmagerungskur gewesen für jemanden, der sowas nötig hatte.

Sie merkte, daß einige Frauen regelmäßige Pflichten hatten. Einige fegten die Hallen und Schlafsäle. Sie hatten Eimer mit Auswringvorrichtungen und eine Sammlung von Besen. Und es gab Frauen, die morgens die Betten machten. Das Fegen und Bettenmachen war bald nach dem Frühstück beendet, aber das Bohnern hörte niemals auf. Fast konnte man der Frau glauben, die prahlte, sie dürfe den Bohnerblocker die ganze Nacht hindurch haben.

Miss Hart machte Virginia übertriebene Komplimente. "Die beste kleine Bohnerin, die wir je gehabt haben!" Oh, diese Wärterin war Virginia wirklich zugetan. Manchmal kam sie quer durch den Waschraum, um Virginia die Zigarette anzuzünden, und manchmal gab sie ihr Toilettenpapier, ohne darum gefragt zu werden.

Nächstens werden sie mich noch zum Bettenmachen befördern, dann bin ich verloren. Ich werde nie lernen, wie man ein Krankenhausbett macht. *Es tut mir leid*, werde ich sagen, *wenn mir diese Ehrung zuteil wird, aber ich bringe kein Klinikbett fertig.*

Sie sah auf den glatten Fußboden und kicherte über ihren Witz. Das Geräusch ihres leisen Lachens erschreckte sie. Sie sah sich vorsichtig um, ob etwa jemand den befremdlichen Laut vernommen hatte.

III

Es hatte Tage gegeben, draußen, wo sie sich danach gesehnt hatte, einmal nicht denken zu müssen. Nicht, daß sie je schwere Probleme zu wälzen gehabt hätte – das wäre anregend gewesen –, aber manchmal wünschte sie, sie könnte aufhören, an die Protokolle der Komitees zu denken und an die Besucher aus Evanston, die man zum Battery Park und zum Empire State Building führen mußte, und daran, wie lange man wohl fortfahren konnte, mehr auszugeben, als man verdiente. Hier in Juniper Hill wurde ihr dieser Wunsch erfüllt, und da erfuhr sie, daß es etwas Furchtbares ist, wach zu sein und gleichwohl nicht denken zu können. Oft saß sie in dem großen Zimmer – man nannte es hier den Tagesraum – und es war früher Morgen und dann auf einmal war es Zeit, ins Bett zu gehen. Was war geschehen zwischen Morgen und Abend? Sie konnte sich nicht erinnern, daß sie in den Speisesaal gegangen war, und wußte doch, daß sie zweimal dort gewesen sein mußte seit dem Frühstück; sie konnte sich nicht erinnern, den Blocker herumgestoßen zu haben, und wußte doch, daß sie dies zweifellos getan hatte. Da sie der Liebling der Wärterin war, gab es für sie keinen Tag ohne Bohnerblocker.

Liebling der Lehrer zu sein, war eine Sorge, die sie in der Schule nicht gekannt hatte. Obwohl sie ein braves Kind gewesen war, hatte sie gar nicht danach ausgesehen. Daran war ihr Haar schuld. Ein Kind mit roten Haaren wurde unwillkürlich als kleiner Teufel angesehen. Oft hatte sie über die Geschichten gelacht, die ihre Mutter über den unverdient schlechten Ruf ihrer ältesten Tochter erzählt hatte, aber das Lachen war nie ganz echt gewesen. Eine Lieblingsgeschichte handelte von Virginias erstem Bühnenauftritt. Damals war sie sechs Jahre alt. Auf ein Zeichen marschierten sie und ein Dutzend andere Erstkläßlerinnen auf die Bühne und standen in einer Reihe, während andere Kinder, die von der Natur und den Lehrern bevorzugt waren, ihre Künste zeigten. Mrs. Stuart, deren Begeisterung keineswegs gedämpft wurde durch die Tatsache, daß Virginia nur eine Statistenrolle hatte, saß im Zuschauerraum und träumte wahrscheinlich von einer Theaterlaufbahn ihrer Tochter. Virginia trug ein neues, weißes Plissékleid mit breiter blauer Schärpe, und um ihren Kopf war ein blauseidenes Band geschlungen, mit einer Rosette über jedem Ohr. Die Farbe war

unglücklich gewählt, weil sie ihren glatten Pagenkopf noch viel röter erscheinen ließ, als er wirklich war, aber nachdem sich Mrs. Stuart nun einmal mit dieser Haarfarbe abgefunden hatte, betonte sie sie hartnäckig.

Das ist Virginia Stuart, die mit dem roten Haar und den blauen Ohrschleifen, hörte die bewundernde Mutter jemanden sagen. Wissen Sie, Margaret Stuarts Tochter. Sie ist das ungezogenste Kind der Stadt. – Und ich wandte mich um, pflegte Virginias Mutter hinzuzufügen, und da sah ich, daß es Magda Anderson war, eine meiner Schulfreundinnen! Ich warf ihr nur einen Blick zu und habe nie wieder mit ihr gesprochen.

Virginia lachte jedesmal. Alle lachten bei dieser Erzählung, aber Virginia wußte, daß alle dachten, Magda Anderson wäre zu Unrecht dafür bestraft worden, daß sie aussprach, was alle wußten.

Die einzige unartige Tat, an die sich Virginia erinnern konnte, bestand darin, daß sie einmal einer Feindin einen großen Regenwurm in den Ausschnitt gesteckt hatte. Ihr Haß gegen dieses Mädchen entsprang ihrer Eifersucht. Das Mädchen hatte Schienen an den Beinen, und Virginia beneidete sie um diese Schienen. Später war sie auf Zahnklammern eifersüchtig. Sie glaubte, daß alle besseren Kinder Zahnspangen trügen. Sie beobachtete, wie Libby ihre Klammer immer wieder höchst affektiert aus dem Mund nahm und wieder einsetzte, und sie wünschte sich glühend, einmal so reich zu sein wie Libby und auch eine Zahnspange zu haben. Es war ihr durchaus kein Trost, daß ihre Mutter ihr erklärte, sie hätte diese Klammern glücklicherweise nicht nötig. Alle reichen Kinder trugen Klammern.

Zu Beginn gab ihr die Brille ein Gefühl von Wichtigkeit, und sie putzte sie umständlich und schwenkte sie herausfordernd vor der Nase der Kinder, die keine trugen. Aber bald empfand sie sie als lästig, obwohl sie ein sehr notwendiges Übel war.

Einige Jahre, bevor sie und Robert in diesen ausgedehnten Urlaub nach New York fuhren, war es bei ihr zuhause plötzlich Mode, schlechtes Sehvermögen durch Übungen zu heilen. In Chicago gab es jemanden, der Spezialist auf diesem Gebiet war, und Virginia suchte ihn auf. Er war sehr teuer. Man saß in einem verdunkelten Raum und fixierte eine Reihe von Lampen, die aufflammten. Der Doktor – er nannte sich Doktor, und vielleicht war er wirklich einer – der Doktor sagte, es sei nur eine Frage der Zeit. Er war unbedingt dafür, daß sie ohne die Brille herumliefe, allerdings hätte sie seine Praxis ohne Brille niemals gefunden. Das einzige Resultat ihrer Übungen waren beinahe ununterbrochene Kopfschmerzen, die aufhörten, nachdem der Kurs beendet war, aber einige ihrer Freunde legten ihre Brille ab und liefen geraume Zeit herum, als ob sie aus Mauselöchern heraus blinzelten.

Sie haben versprochen, mir meine Brille zu geben, schon vor Tagen.

"Ich möchte wissen, ob ich jetzt bald meine Brille haben darf", sagte sie zu Miss Hart.

"Brille?"

Und noch einmal erzählte Virginia die langweilige Geschichte, daß sie schon als Kind Gläser getragen hatte und wie abhängig sie sei von der Brille. Miss Hart war sehr interessiert. Sie hatte eine Freundin, die schon seit vielen Jahren eine Brille trug. Sie fragte Virginia, warum sie ihr das nicht früher gesagt hätte. Manchmal war es in Juniper Hill schwierig zu unterscheiden, wer hier die Kranken waren.

Miss Hart bestand darauf, da sie gleich mit ihr ins Büro gehen müsse. Also gingen sie gemeinsam ins Büro, und einen Augenblick später hatte Virginia ihre Brille. "Sehen Sie," sagte die Schwester, "Sie brauchen nur zu fragen. Seien Sie nicht schüchtern."

Virginia setzte die Brille auf. Die Wände des Zimmers drehten sich. "Oh, das ist nicht meine Brille!", sagte sie.

"Ihr Name steht drauf."

Ja, am einen Bügel war ein Stück Leukoplast befestigt, und darauf stand in feinen schwarzen Druckbuchstaben *V. Cunningham*.

"Probieren Sie nochmal," sagte Miss Hart, "es ist vielleicht, weil Sie sie so lange nicht getragen haben. Aber falls sie wirklich nicht paßt, sollten Sie sie nicht nehmen."

Virginia setzte die Brille nochmal auf. "O, sie paßt ausgezeichnet," heuchelte sie schnell, "Huxley scheint doch recht zu haben, wenigstens teilweise."

"Huxley?" Miss Hart ordnete Papiere und schichtete sie aufeinander. Sie hatte eine Leidenschaft für Ordnung und Sauberkeit und war zweifellos auch selbst peinlich sauber. Dabei gehörte sie zu jenem dunkelhäutigen Typ, der immer etwas schmutzig wirkt.

"Ich meine nicht Julian," sagte Virginia, "obwohl Sie sowas eher von ihm erwartet hätten, nicht wahr?" Natürlich, eine Krankenschwester wird zuerst an Julian denken.²²

"Aber Aldous hatte schlechte Augen und begann sich dafür zu interessieren, wie man –"

"Ich kann mir denken, wie froh Sie sind, Ihre Brille wiederzuhaben", sagte Miss Hart. "Kommen Sie zurück zum Tagesraum. Wenn ich da nur eine Minute weg bin, entsteht ein Chaos." Die ölige Haut errötete. "Ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß Sie heute Nachmittag zum Petee gehen", fügte sie schnell hinzu. "Ist das nicht großartig?"

Wer ist wohl Petee? Mein Arzt? Miss Hart gefällt sich darin, alle Leute beim Vornamen zu nennen. Aber würde sie sich wohl erlauben, meinen Arzt beim Vornamen zu nennen, selbst hinter seinem Rücken? Wenigstens könnte sie Peter sagen.

²² Julian Huxley war Biologe, sein Bruder Aldous Huxley war Schriftsteller und vor allem wegen seines dystopischen Romans BRAVE NEW WORLD bekannt. Er schrieb ein Buch THE ART OF SEEING.

Im Tagesraum schwankte der Boden zwar auch, aber er drehte sich wenigstens nicht. Keine verwischten Konturen mehr. Allmählich begannen ihre Augen sich wieder an die Gläser zu gewöhnen. Sie war sicher, daß sie eine schwächere Brille tragen dürfte, wenn sie sofort einen guten Augenarzt aufsuchen könnte. Vielleicht sollte ich das heute Nachmittag diesem Petee sagen, bevor meine Augen sich wieder ganz auf die starken Gläser eingestellt haben. Aber ich kann den Mann doch nicht Petee nennen, und an seinen Nachnamen erinnere ich mich nicht.

Früher hatte sie ihre halbe Blindheit als Last empfunden. In Juniper Hill war sie ein Segen. Wie häßlich war dieser Tagesraum jetzt! Wieviel brauner und trübseliger. Wie scheußlich waren die Vorhänge, und wie gräßlich blätterte die Farbe von den Korbsesseln ab. Man konnte noch erkennen, daß die Möbel einmal grün gewesen waren, und tief unter dem Grün waren sie gelb. Und dennoch war das tote Inventar des Raumes schön im Vergleich zu den Damen.

Zweimal in der Woche wurde gebadet. Für die Dusche hatte man sich anzustellen. Für die vierzig oder fünfzig Frauen, die in Abteilung Drei untergebracht waren, gab es zwei Kabinen, und um die Prozedur zu beschleunigen, wurde man angewiesen, sich einzuseifen, bevor man unter die Dusche ging. Man tauchte die Hand in die Seifenlösung und erwischte mit Mühe genug, um sich einzuschäumen. Auf diese Weise brauchte man sich dann unter der Dusche nur abzuspülen. Die Zeit reichte knapp, sich ganz abzuspülen, bevor einen die Wärterin herauskommen hieß. Bis jetzt hatte Virginia noch nie eine Duschkabine einen Augenblick für sich allein gehabt (vorstellbar war es); eher selten mußte sie nur *eine* andere Frau neben sich in der Kabine ertragen.

Einmal in der Woche war Feinkämm-Nacht. Man kauerte zu Miss Harts Füßen, und sie fuhr einem mit diesem sehr feinen Kamm durchs Haar. Neben ihr auf dem Schemel stand eine Emailschüssel mit einer klaren Flüssigkeit – hoffentlich ein starkes Antiseptikum. Sie tauchte den Kamm in diese Schüssel. Derselbe Kamm wurde für alle benutzt. Sie kämmte schnell und gründlich, wenn auch grob, und damit war der Fall erledigt.

Diese beiden Prozeduren, die Dusche und das Kämmen, waren die einzigen regelmäßigen Bemühungen um die persönliche Sauberkeit der Insassen. Darüber hinaus war man ganz auf sich selbst angewiesen. Es bestand ansonsten keinerlei Notwendigkeit, sich zu waschen oder zu kämmen, es sei denn, man täte es freiwillig. Soweit Virginia es mitbekam, bemühten sich alle Frauen darum. Aber es gab wenig Gelegenheit dazu; für alle waren nur vier Waschebecken vorhanden mit einem winzigen Spiegelstreifen über jedem Becken. Wenn der Waschraum einmal etwas weniger überfüllt war, wusch man schnell die Strümpfe aus, den Schlüpfer und den BH.

Man hängte die Wäsche an den eigenen Kleiderbügel, und falls sie am nächsten Morgen noch nicht trocken war, hatte man trotzdem nichts anderes anzuziehen.

In ihrer kleinen schwarzen Reisetasche hatte Virginia ihre Schminksachen und Haarnadeln, aber es war selten genug Zeit vor dem Spiegel, um sich ordentlich zurechtzumachen. Einen eigenen Spiegel hatte sie nicht. Nur wenige Frauen machten den Versuch, sich zu schminken oder bemühten sich um eine ordentliche Frisur. Rosa, die Italienerin, hatte viel Zeit mit ihren Locken zugebracht. Was haben sie eigentlich mit Rosa gemacht?

Sie hatte allerlei gelernt. Sie hatte gelernt, daß dies kein Irrenhaus war; es war eine Nervenheilanstalt. Die Frauen hatten nicht den Verstand verloren; sie hatten Nevenzusammenbrüche gehabt. Dies letztere überraschte sie. Man hatte geglaubt, daß nur die Reichen und besonders herausragende Persönlichkeiten Nervenzusammenbrüche hätten. Man konnte sich unmöglich vorstellen, daß irgendeine dieser Frauen jemals das eine oder andere gewesen war.

Seit sie die Brille trug, fühlte sie sich befangen, als ob die anderen Frauen sie nun auch zum erstenmal richtig sehen könnten. Einige schauten sie an, aber die meisten beachteten sie nicht. Eine Dame, die den Blocker schob, gab ihr einen Blick, der sagte: *Komm her, wenn du dich traust*, und Virginia sagte: "Du darfst ihn gerne haben." Die Dame war zu weit weg, um es hören zu können, aber die Brille gab einem das Gefühl, als säße sie einem auf dem Schoß. Es war, als ob man durch ein Fernrohr schaute.

Einiges erinnerte einen beängstigend an Zeichnungen, die man in einem dicken Buch über die Geschichte des Wahnsinns gesehen hatte. Einmal hatte Virginia einen kleinen Roman über einen Mann geschrieben, der einen Nervenzusammenbruch hatte; nachdem sie die Geschichte bereits beendet hatte, fiel ihr ein, es wäre eine gute Idee, über dieses Thema etwas nachzulesen. Daran hatte sie eigentlich nicht selber gedacht. Jemand hatte gefragt, wie in aller Welt kannst du über dieses Thema etwas wissen und ob sie wohl viel darüber recherchiert habe. Dazu hatte sie vorher wirklich keine Zeit gehabt. Also las sie etwa ein Dutzend Bücher über das Thema und sagte sich danach, daß vielleicht eine dreizehnte Ansicht darüber die richtige sein könnte. Aber ihr Buch wurde nicht veröffentlicht, der Grund war angeblich, daß er zu lang war, und da Schriftsteller immer glauben, was ihnen angenehm ist, glaubte auch sie, daß die Länge ihres Romans sein einziger Nachteil sei.

Der Zusammenbruch ihres Helden war jedenfalls stilvoll und sehr persönlich. Er ging nicht in eine Nervenanstalt. Da sie noch nie an einem solchen Ort gewesen war, fühlte Virginia sich außerstande, ein solches Milieu zu erfinden. So ging ihr Held seinen

Geschäften nach, und sein Zusammenbruch vollzog sich nur in seinem Innern, und natürlich war er innerlich gebrochen eine viel attraktivere Persönlichkeit als vorher.

Es war ein romantisches Buch. Das wußte sie, während sie es schrieb. Was sie nicht gewußt hatte, bevor sie nach Juniper Hill kam, war, daß die zwölf Bücher, die sie über das Thema gelesen hatte, ebenfalls sehr romantisch waren.

Während sie die Frauen der Abteilung Drei beobachtete, kam ihr der gräßliche Geruch wieder zu Bewußtsein, der dieser Abteilung anhaftete. Der Raum war sehr sauber, also mußte der Geruch von den Damen kommen. Sie sahen nicht besonders schmutzig aus, aber auch nicht besonders sauber. Wie wäre das auch möglich? Falls es in Juniper Hill irgendeinen Wäscheservice gab, hatte sie jedenfalls nichts davon gehört. Sie wußte nicht, wie lange es her war, seit sie und Grace im Park gesessen hatten, oder wie lange vorher sie dieses alte Kleid schon getragen hatte, aber eines wußte sie: daß das Kleid seit dem Tag im Park nicht gewaschen worden war und daß es ganz bestimmt auch damals schon nicht sauber war. Seither hatte sie es jeden Tag getragen. Sie hatte versucht, ein paar Flecken auszuwaschen, die sie bekommen hatte, als die *Nase* sie im Speisesaal mit Sauce bespritzt hatte, aber das Kleid war mehr als reif für die Wäsche; man hätte es wegwerfen sollen. Alle Damen hätten das Waschen und Bügeln und die Kopfwäsche nötiger gehabt als die Behandlung mit dem feinen Kamm. Wozu überhaupt dieser feine Kamm? War Miss Hart auf der Jagd nach irgendetwas, wenn sie einem mit diesem Kamm sorgsam durchs Haar fuhr?

... etwas, das Robert gesagt hatte. Es war seltsam, wie sie sich oft an etwas erinnerte, was er kürzlich gesagt hatte. Dabei konnte sie sich nicht erinnern, daß er jemals hier gewesen war. *Es ist eine der besten des Staates*, hatte er gesagt. *Charles hatte ich als erstem geschrieben*. Charles war ihr Arzt zuhause und zugleich ihr guter Freund. Charles hatte geantwortet, Juniper Hill sei unbedingt eine der besten. Auch Ärzte, die Robert in New York konsultierte, hatten gesagt, es sei eine der besten, wenn nicht überhaupt *die* beste.

Sie blickte sich nachdenklich um. "Es mag allererste Sahne sein," murmelte sie, "aber das nützt einem gar nichts."

"Haben Sie etwas zu mir gesagt?" fragte die Dame, die neben ihr stand.

"Nein," antwortete Virginia, "ich fürchte, ich habe mit mir selber gesprochen."

"Eine schlechte Gewohnheit", sagte die Dame. "Miss Hart sagte, daß Sie heute Nachmittag mit uns zum P.T. kommen."

Sie sprach es aus, als ob es zwei Anfangsbuchstaben seien. *P.T.? Parent Teacher Association – Eltern- und Lehrervereinigung?* Aber ich bin weder eine Mutter noch

eine Lehrerin. "Ja", sagte sie. Ich werde Hortense schreiben müssen. Ich muß ihr sagen, daß sie nicht die einzige ist, die zur P.T.A. geht, nur nennt man es im Osten einfach P.T.

Seit Scootie zur Schule geht, schreibt Hortense schreibt dauernd von der P.T.A. Er war ein schwieriges Kind geworden. Im Kindergarten hatte er gelernt, alle Kinder dumme Stinker zu nennen, und jetzt, in der ersten Klasse, beklagte er sich darüber, daß er in der Dancing Class mit den alten Schachteln aus der zweiten Klasse tanzen müsse. Hortense wandte sich deswegen an die P.T.A. Sie wollte erreichen, daß ein bestimmter Lehrer entlassen und ein gewisser Schlechter Einfluß in eine andere Schule geschickt wurde. Nun, ich will ihr von der Versammlung heute nachmittag schreiben. Ich brauche ja nicht zu sagen, wo sie abgehalten wurde.

Was sagt Robert wohl den Leuten? Daß ich zur Erholung fortgefahren sei? Ich bekomme keine Briefe, nicht einmal von Robert. Und wann hat er mich eigentlich mal besucht?

Zuerst besuchten wir ihn regelmäßig, aber dann sagten die Ärzte, daß es ihn nur aufregt. Und dann später kannte er uns natürlich nicht mehr, und so hatte es gar keinen Wert.

Mein Augenleiden bestand in fortschreitender Kurzsichtigkeit. Schreitet so ein Kopfleiden wohl auch fort? Kopfleiden. Sie suchte nach wissenschaftlichen Ausdrücken. Es gab dementia praecox, aber das klang zu jung. Frühreif. Etwas anderes hieß manisch-. . . irgendwie, aber ziemlich sicher litt man nicht an einer Manie. Dann gab es Schizophrenie. Ein schönes Wort, so wie eine Photographie, die etwas unscharf ist, manchmal ganz schön sein kann. Es bedeutet Persönlichkeitsspaltung. In meinem Buch hatte ich geschrieben, daß mein Held daran litt. Er hielt sich nicht für Napoleon oder etwas ähnliches, aber er war sich bewußt, zwei ganz getrennte Wesen in sich zu haben, ein sehr anständiges und ehrbares und ein ganz schurkisches.²⁵

Aber das kann nicht mein Leiden sein. Ich bin nur ich selber, Virginia Stuart Cunningham. Ich bin nur *ein* Wesen, und das hat genug für sich allein zu tragen, ich werde mich hüten, mich in zwei zu spalten.

²⁵ Das Jekyll/Hyde-Motiv (nach der Novelle von R.L.Stevenson). Dort geht es allenfalls um jemanden mit multipler Persönlichkeit (DIS), nicht aber um Schizophrenie. Beides wurde bis zum Erscheinen seriöser Fallberichte zu DIS meist miteinander verwechselt.

Fünftes Kapitel

I

Nun standen die goldenen Buchstaben in einer deutlichen Reihe von Konsonanten da. Diese Buchstaben, das wußte sie, bedeuteten den Namen ihres Arztes. Russisch vielleicht. Senja, Virginias Schülerin, hatte erklärt, daß es unmöglich sei, einen russischen Namen ins Englische zu übertragen. Sie sagte, sie habe ihren Namen so gut wie möglich ins Deutsche übertragen und dann ins Englische abgewandelt. Natürlich wußte Virginia, daß dies nicht stimmte. Senja lebte in ständiger Angst, von den Bolschewisten geschnappt zu werden. Sie war aus einem russischen Gefängnis entkommen, wo sie – so hatte sie Virginia erzählt – lange Zeit völlig verlaust gelebt habe. Nie erzählte sie, wie ihr diese Flucht gelungen war, aber in einem war Virginia sicher: der Name, den Senja jetzt trug, war ihrem wirklichen Namen nicht einmal ähnlich.

Vor kurzem, das heißt in der ersten Zeit ihres New Yorker Aufenthalts, hatte Virginia Helene (der echten Trotzkin) einige von Senjas Erlebnissen erzählt. Helene sagte, es sei alles Unsinn, Senja habe alles erfunden. Helene wußte alles über die Revolution. Aus Büchern und weil sie eine echte Trotzkin war; das war eine Partei, die den linken Flügel eines linken Flügels bildete. Helene war eine Autorität; sie hatte den "großen Alten" einmal gesprochen und hatte die Hand, die die seine berührt hatte, lange Zeit nicht gewaschen. Virginia hätte sich vorstellen können, daß Helene diese Hand nie mehr waschen würde.

Helene gekannt zu haben, war interessant; eigentlich war es angenehmer, sie gekannt zu haben, als sie zu kennen. Bevor sie ihr Examen an der Hochschule bestanden hatte, war sie wie alle andern Menschen gewesen. Sie war in Evanston geboren und aufgewachsen, und sie stammte aus einer Familie, die ihre Töchter behütete. Sie hatten viel Geld, nicht überwältigend viel, aber reichlich. Hingegen hatte Mr. Bodford, Helenes Vater, eine Schwester, die einen richtigen Haufen Geld hatte, und diese Schwester liebte Helene sehr. Als sie starb, hinterließ sie alles, was sie besaß, ihrer Nichte Helene, und die junge Erbin wurde augenblicklich zur Kommunistin und verließ Evanston. Jetzt wohnte sie in einem Hüttendorf und leitete den Kinderflügel ihrer Partei. Sie war in etwa sechs Parteien eingetreten, hatte für sie gearbeitet und war wieder ausgetreten oder ausgeschlossen worden, bis sie dann ihre eigene Partei

organisierte. Und niemand sollte es wagen, die Echten Trotzkiten mit den unechten zu verwechseln.

Die selbsternannte Verwalterin des politischen Vermächtnisses des Großen Alten hatte eine große dunkle Wohnung, die vollgestopft war mit orientalischen Teppichen und antiken Möbeln aus dem schönen alten Haus ihrer Tante in Evanston; zudem war es aber auch voll von Schwabenkäfern.²⁴ Mit diesen Schwabenkäfern beherbergte Helene in ihrem Haus immer eine Anzahl Wahrer Gläubiger. Zu ihrem größten Ärger war ihr Geld mündelsicher festgelegt, und sie konnte nie an das Kapital herankommen, es sei denn, ihr würde es gelingen, die Regierung zu stürzen,

Virginia nahm sich vor, den Namen des Arztes auswendig zu lernen und Helene zu fragen, wie er ausgesprochen wird. Es kann nicht mehr lange dauern, bis ich Gelegenheit habe, Helene wiederzusehen. Ja, nachdem man jetzt seine Brille wieder hatte und diese Klinik gründlich in Augenschein nehmen konnte, wußte man, daß man hier unmöglich bleiben konnte.

Ich glaube, ich bin schon oft in diesem Sprechzimmer gewesen. Da steht eine schwarze Couch. Das Leder ist mit Knöpfen in kleinen tiefen Gruben befestigt. Hier habe ich oft gelegen, während er irgendwo hinter mir herumschlich und Fragen stellte. Dumme Fragen. Aber Robert sagte, Charles habe versichert, der Arzt mit dem komischen Namen sei einer der besten seines Fachs. Charles mit seiner Liebeswürdigkeit. Wenn man Charles fragte, fand er immer alles wundervoll. Als ich zuhause war, habe ich ihn aufgesucht, und da sagte er, ich sei wundervoll gesund. Man kann natürlich keine besonders hohe Meinung von jemandem haben, mit dem man zur Schule gegangen ist. Dr. Thompson? fragt man, Charles Thompson? Er kann nichts besonderes sein. Wir sind doch zusammen im Kindergarten gewesen. Robert ist jedoch nicht mit ihm in den Kindergarten gegangen. Darum dachte er, Charles sei großartig.

Im Speiseraum löste die Brille die schrecklichsten Wirkungen aus. Zum erstenmal merkte Virginia, daß vier ihrer Tischgenossinnen Zahnlücken hatten. *Die Nase* sah jetzt alles andere als aristokratisch aus; sie war eine Blondine mit Hauerzähnen, deren Haar an den Wurzeln schwarz und deren Gesicht von schmutzigen Runzeln durchfurcht war. *Der Schutzengel* war nicht ganz so häßlich, aber sie hatte den Blick eines Menschen, bei dem es im Kopf nicht stimmt. "Hallo hallo, hallo", sagte sie zu Virginia.

Direkt ihr gegenüber saß die Neue, die Margaret hieß. Sie grinste zu Virginia hinüber und fragte sie, ob sie sich noch erinnerte, wie Bobby das Kaninchen gefangen hatte.

²⁴ Die gemeine Küchenschabe.

Virginia kannte eine ganze Sammlung von Bobbys, manchmal nannte sie zum Spaß auch ihren Mann Bobby. Aber keineswegs erinnerte sie sich an einen Kaninchenfänger Bobby, und schon gar nicht im Zusammenhang mit der braunäugigen Margaret. "Hm", sagte sie.

Margaret nahm den Laut als Bestätigung und fuhr fort, von Bobby und dem Kaninchen zu sprechen, bis Miss Hart ihr *Nicht sprechen, meine Damen!* losließ.

Als das ungenießbare Mahl beendet war, wartete Margaret in der Halle auf sie. "Du bist doch meine Schwester, nicht wahr," flüsterte sie, "du hast es gesagt."

Virginia schämte sich des Ekels, den sie empfand, als sie so freundlich wie möglich *Nein* sagte. "Ich sagte, meine Schwester heißt auch Margaret. Sie haben nur denselben Namen wie meine Schwester."

"Aber Sie haben es doch gesagt", jammerte Margaret. "Sie haben es gesagt..."

"Nun ja," sagte Virginia, "vielleicht sind wir im Augenblick wirklich so etwas wie Schwestern. Zwischen uns allen ist wohl eine Art Verwandtschaft."

Margarets Augen leuchteten. "Ich habe es doch gewußt," sagte sie, "ich habe dich sofort wiedererkannt, obwohl du doch schon seit so vielen Jahren tot bist."

Es war sinnlos, mit diesen Frauen zu reden, sie waren verrückt. Virginia schlich zum Waschraum zurück, sie war entschlossen, nie mehr mit einer dieser Frauen zu reden, aber einen Augenblick später baten zwei oder drei Damen sie um Zigaretten, und Virginia holte ihre letzten hervor.

Jetzt war sie nicht nur zigarettenlos, sie besaß auch kein Abschminkpapier mehr. Aber Miss Hart gab ihr einen Stapel Toilettenpapier, bevor sie darum bat; Miss Hart gab ihr mehr, als sie den anderen Damen gab, und sie machte gar kein Hehl daraus, daß sie V. Cunningham den anderen vorzog. Heute Nachmittag, bei der Versammlung, werde ich mich zu Wort melden. Ich werde den Antrag stellen, daß sämtliche Toiletten mit Klosettpapier versehen werden. Wenn der Antrag nicht durchgeht, müssen sie doch wenigstens darüber diskutieren.

"Rauchen Sie nicht?" fragte die Pflegerin freundschaftlich.

"Ich habe keine mehr."

Miss Hart schnalzte mit der Zunge und sagte, es sei bedauerlich, daß sie keine für sich selbst aufgehoben habe. "Gleich nach dem Essen schreibe ich heute abend die Kaninenbestellung auf," sagte sie. "Dann können Sie sich Zigaretten bestellen."

"Sehr gut", sagte Virginia, als ob sie eine Ahnung gehabt hätte, was man unter Kantinenbestellungen versteht.

Während sie im Tagesraum auf die P.T.-Versammlung wartete, bekam sie Schwierigkeiten wegen ihrer schwarzen Tasche. Die hatte sie fast immer bei sich und

deswegen nie Ärger gehabt. Heute behauptete eine der Damen, Virginia sei eine Ärztin. Das erweckte das Interesse einer anderen Dame und dann einer dritten. Die drei umdrängten Virginia und nannten sie Doktor und wollten unbedingt wissen, wann sie nachhause gehen dürften. Als Virginia erwiderte, sie sei gar kein Doktor, zeigten sie auf ihre kleine schwarze Reisetasche. Die sah wirklich aus wie die Tasche eines Arztes.

Der Vorfall erinnerte sie an ein Gespräch mit Gordon, bei dem sie ihm erzählt hatte, sie hätte beschlossen, Ärztin zu werden. Sie erinnerte sich ungern daran, denn Gordon hatte sie ausgelacht. Er hatte einfach den Kopf zurückgeworfen und gebrüllt vor Lachen.

Es war nicht ihre Art, Gordon mit Robert zu vergleichen. Vergleiche waren ebenso niederträchtig wie sinnlos. Dunkel erinnerte sie sich, daß der Arzt hier von ihr verlangt hatte, solche Vergleiche zu ziehen, und dabei fühlte sie wieder die kleinen Vertiefungen der ledernen Couch. "Gordon ist vor langer Zeit gestorben," hatte sie geantwortet, "er war ein wunderbarer junger Mensch, und ich war sehr verliebt in ihn. Aber man kann keinen Toten lieben, wenn es vielleicht das ist, was Sie meinen. Man kann sich daran erinnern, daß man ihn liebte, aber man belügt sich selbst, wenn man glaubt, das könne weitergehen wie vorher."

Gordon hat mich ausgelacht, als ich sagte, daß ich Medizin studieren wolle. Robert hätte nicht gelacht. Nein, Robert nimmt mich immer ernst. Er hätte angefangen, sich Wege und Mittel auszudenken, um mich auf die medizinische Fakultät zu schicken. Gordon hätte etwas von Roberts Art haben sollen, und Robert ein wenig von Gordons. Gordon hätte sie etwas ernster nehmen sollen und Robert etwas weniger ernst. Zum Beispiel die Sache mit Paris. Sie hatte nur so dahergeredet, wie man sich manchmal ausmalt, was man tun würde, wenn man plötzlich eine Million Dollar bekäme. Wie erstaunt war ich, als er dann sagte, es müsse New York sein statt Paris; ich hatte meinen Vorschlag, ein Jahr Urlaub zu machen, völlig vergessen.

"Wie hast du nur Robert dazu überreden können?" fragte meine Mutter, als sie erfuhr, daß Robert seine Stellung aufgab, damit wir für ein Jahr nach New York gehen könnten.

"Es war seine Idee", sagte ich.

"Du solltest dich schämen, Virginia", sagte sie. "Ein zuverlässiger und strebsamer junger Mann wie Robert. Was werden die Cunninghams denken?"

Das war echt Mutter. Immer hatte sie Angst, was die Cunninghams denken würden. "Mir ist das Ganze so peinlich, daß ich Mrs. Cunningham kaum ins Gesicht sehen kann", sagte sie später. "Robert hat so hart gearbeitet und Geld gespart und hatte so gute

Aussichten, und dann nimmst du ihn einfach heraus aus allem und beschließt, das Geld aus dem Fenster zu werfen."

Als die Stuarts Robert baten, ihrer närrischen Tochter keine Beachtung zu schenken, antwortete Robert, daß Virginia ihn erst gelehrt hatte, das Leben zu genießen. Sie hätten genug Geld, um einmal ein Jahr zu verbummeln, also: warum nicht?

Bevor sie Robert kennenlernte, erzählte ihr Gordon von ihm. Robert war einer von Gordons engsten Freunden. "Bob Cunningham hat sowas Zuverlässiges an sich", sagte er. "Man weiß immer, woran man mit ihm ist. Er ist sehr lustig und gleichzeitig sehr altmodisch."

Geliebter Gordon, sei mir nicht böse, daß ich lache.

Wenn Gordons Schatten erraten könnte, daß Robert sie vom ersten Augenblick an interessiert hatte, so würde er es ihr hoffentlich verzeihen. Liebe auf den ersten Blick war es nicht, wie es zwischen ihr und Gordon gewesen war; aber es war eine starke Anziehung. So stark, daß sie sofort beschloß, Bob müßte ihre beste Freundin heiraten, Isabel Dawson. Sie arrangierte ein Rendezvous zu viert, und Bob und Isabel schienen einander zu gefallen. Gordon, der Isabel für eine Gans hielt, begann sich Sorgen zu machen. *Oh Gordon, wenn du Isabel jetzt sehen könntest.*

Robert und Isabel gingen ziemlich oft miteinander aus, aber als Gordon, recht besorgt, mit Robert sprach, sagte Robert, es sei nichts Ernsthaftes. Er sagte, Isabel sei furchtbar nett und eine sehr gute Tänzerin – aber er habe das Gefühl, er sollte doch lieber warten, bis er ein Mädchen wie Virginia fände.

"Warst du denn damals verliebt in mich?" hatte Virginia einmal gefragt, kurze Zeit, nachdem sie geheiratet hatten.

Wie entsetzt Robert war! "Natürlich nicht", sagte er. "Du warst doch Gordons Mädchen! Ich war damals ziemlich verknallt in Isabel, aber ich traute mich nicht, es Gordon zu sagen."

Nachdem sie aus zwei Hochschulen rausgeflogen war, entschloß sich Isabel Dawson, an einer dritten Hochschule Jura zu studieren; jetzt war sie Teilhaberin einer guten Anwaltskanzlei in Chicago. Wenn sie bei den Cunninghams zum Nachtessen eingeladen war, klopfte sie Robert auf den Rücken fragte: "Wie gehts meiner alten Flamme?" Und Robert beugte sich dann immer ganz steif zurück aus Angst, sie würde ihn küssen, was sie auch jedesmal tat.

"Früher hat es dir nichts ausgemacht", sagte Virginia dann später, wenn Isabel gegangen war. "Hast du vergessen, daß du *ziemlich verknallt* in sie warst?"

Nach Männerart redete sich Robert jetzt heraus, daß er sich nur um Isabel gekümmert habe, um Virginia einen Gefallen zu tun. "Und im übrigen," sagte er bedeutungsvoll, "im übrigen hat sie sich sehr verändert!"

Wenn Isabel Dawson Rechtsanwältin werden konnte, dann hätte aus mir zweifellos auch eine Ärztin werden können. Virginia betrachtete ihre kleine schwarze Tasche. Gott sei Dank hatte sie ihre medizinischen Ambitionen Robert gegenüber niemals erwähnt, sonst wäre ihre Tasche jetzt mit Instrumenten vollgestopft. Das Schreiben hätte ich auch längst aufgegeben, wenn Robert mir nicht immer eingeredet hätte, daß ich so gut schreibe.

Seltsamerweise fiel ihr eine Unterhaltung ein, die sie vor Jahren einmal im Damenwaschraum des Freizeitklubs zufällig mitgehört hatte. Sie war in einer der beiden Toiletten und versuchte, ein Achselband zusammenzustecken, das gerissen war. Da ihr Schlüpfers sehr schlicht war, hatte sie sich in die Toilette eingeschlossen, um die Reparatur hier auszuführen.

Als sie beinahe fertig war, hörte sie, wie jemand Roberts Namen nannte, und dann ihren eigenen. "Ist nicht Robert Cunningham heute abend da mit dieser Virginia Stuart?" fragte jemand. Der Ton, in dem das "dieser" ausgesprochen wurde, veranlaßte sie, in der Kabine zu bleiben.

"Er hat sie geheiratet", sagte eine andere Stimme.

"Dann ist aus ihrer Verlobung mit Gordon Timberlake nichts geworden? Das hab ich mir gleich gedacht."

"Aber Kind, weißt du denn nicht? Er ist gestorben."

"Mein Gott."

"Ja, ist das nicht schrecklich? Er war so hübsch! Ich glaube, es ist gerade passiert, während du in Europa warst."

"Ich verstehe nicht, warum mir das nie jemand erzählt hat. Man könnte fast meinen, ich hätte keine Freunde. – Hat Bob vielleicht gemeint, er müsse sie heiraten, weil Gordon sein bester Freund war?"

"Es sieht so aus."

"Ich konnte sie nie ausstehen. Ausgerechnet sie, – dabei hätte Gordon jedes Mädchen haben können. Mich, zum Beispiel. O ja, ich gebe es ohne weiteres zu. Mein Gott, ich kann gar nicht glauben, daß er wirklich tot ist. Wie ist das nur passiert?"

"Ich weiß nicht. Ich glaube, es war irgendeine schreckliche Krankheit."

"Und sie ging und heiratete Bob. – Armer Bob."

"Nun, das war einige Jahre später. Vielleicht mehr. Ich kenne sie nicht sehr genau."

"Um Himmelswillen, ich auch nicht. Aber ich verkehrte mit Gordons Kusine, und du hättest hören sollen, wie sie über Virginia Stuart sprach –"

"Ach, ich glaube, es ist nichts gegen sie zu sagen."

"Meine Liebe, ich weiß effektiv, daß sie jede Nacht im Zee-Zee-Haus verbringt."

"Du, das kann ich mir nicht vorstellen! Ich mochte sie nie besonders gern, sie ist eine kalte Natur, aber immerhin ..."

"Gordons Kusine hat es mir erzählt."

Was tut man eigentlich in so einem Fall? Läuft man aus seinem Versteck heraus und sagt, du verdammte Lügnerin, ich werde dich wegen Verleumdung verklagen?

"Und außerdem –"

"Sei vorsichtig, es kommt jemand ... Liebling, dein Kleid ist süß. Rosa steht dir so gut!"

"Findest du wirklich, Liebes? Ich habe schon befürchtet, ich sehe darin aus wie eine Vogelscheuche ..."

Es war aussichtslos für Virginia, herauszufinden, welches der vielen rosa Kleider es gewesen sein könnte. Sie blieb in der Kabine, bis alle draußen waren. Es war eine riesige Gesellschaft, und damals war Rosa die große Mode. Wenn sie diese kleine Episode in einem ihrer Bücher genutzt hätte, so hätte sie die Missetäterin dort irgendwann einmal an ihrer Stimme erkannt und ihr gehörig die Meinung gesagt. Aber in Wirklichkeit hatte sie nicht die leiseste Ahnung, welches Mädchen sie verleumdet hatte. Vielleicht ärgerte sie sich am meisten darüber, daß Zee-Zee ein sehr zweitklassiges Klubhotel war. Wenn Gordons Kusine, dieses kleine Beist, die damals alles drangesetzt hatte, Gordon für sich selbst einzufangen, schon eine solche Geschichte erlog, dann hätte sie zumindest sagen können, es sei das Betahotel gewesen.

II

"Peee Teee, meine Damen!" schrie Miss Hart.

Der Ruf riß Virginia aus einem angenehmen Traum, in dem sie einem Mädchen im rosa Abendkleid die Meinung sagt. Schnell, schnell. Sie lief zu der Schwester hinüber, die von lärmenden Damen umgeben war.

Miss Hart klatschte in die Hände. Sie konnte zwar mit ihrer Stimme mehr Krach machen als mit den Händen, aber wenn sie besonders aufgeregt war, klatschte sie zusätzlich in die Hände. "Ruhe, meine Damen", brüllte sie. Dann las sie von einem Blatt Namen herunter und erklärte, daß nur diejenigen, deren Namen sie genannt hatte, zum Petey gehen dürften. Kaum hatte sie dies verkündet, erhob sich rasendes Geheul, und

Miss Harts Assistentin, Miss Forderly oder so ähnlich, kam mit ihren weißen Schuhen über das Linoleum geklappert. Virginia, die sehr vorsichtig war, wenn sie die Brille trug, trat zur Seite. Die braunäugige Margaret kreischte, ihre Mutter habe gesagt, sie dürfe überall hingehen, wo ihre große Schwester hingehet, aber Miss Forderly zog sie fort, und bald defilierten die bevorzugten Damen in den Korridor.

Sie gingen am Speisesaal und am Sprechzimmer des Arztes vorbei zu einer Tür, die zum Treppenhaus führte. War wohl dieses Petey ein Trick, ein neues Mittel, um sie zu diesem elektrischen Stuhl zu locken? Aber dafür mußte man doch einen leeren Magen haben, und es mußte Morgen sein. Wenn gesagt wurde, man dürfe kein Frühstück essen, hieß das, man mußte zum *Schock* gehen. Das ist ein Fachausdruck. *Schockbehandlung*. Etwas ziemlich Neues in der Behandlung von *Geisteskrankheiten*. Seht ihr, ich weiß eine ganze Menge über diese Dinge, wenn ich darüber nachdenke.

Anstatt hinaufzusteigen, gingen sie hinunter, und dann ins Freie. Virginias Herz schlug höher. Sie verließen also die Anstalt, um zu dieser Versammlung zu gehen. Ich hätte einen Hut aufsetzen sollen. Ich sehe schrecklich aus. Aber die andern sehen auch schrecklich aus. Was werden die gesunden Leute von uns denken. Werden sie unsere Anträge überhaupt ernstnehmen?

Am fernen Horizont standen Hügel, und zwischen der Anstalt und den Hügeln waren Felder und Wälder. Man war auf dem Land. Nirgends waren Anzeichen einer Stadt. Natürlich hatte Virginia oft aus den schmalen Fenstern geschaut, aber da sie ihre Brille nicht gehabt hatte, hätte die Landschaft ebensogut der Times Square wie die Skokie-Sümpfe²⁵ sein können. Oft wurde den Frauen am Nachmittag erlaubt, auf die umgitterte Terrasse zu gehen, aber die führte zu einer Art Park, der von hohen roten Gebäuden umgeben war. Wie haben sie es nur fertiggebracht, mich aus der Stadt herauszubekommen? Hat Robert das gewußt? Diese Briefe. Ja, er hat es gewußt.

Es wurde einem keine Zeit gelassen, die Landschaft zu bewundern. Miss Hart wandte sich nach links, und bald stand man wieder zwischen den roten Mauern.

"Die haben hier eine Menge Gebäude – " sagte Virginia versuchsweise zu ihrer Nachbarin.

"Hunderte", sagte die Nachbarin.

Wieder bogen sie in einen Seitenweg ein, und jetzt gingen sie in ein einstöckiges Gebäude ohne Gitter. Drinnen wurden sie von einer grauhaarigen Frau in einem schwarzen Bloomerskostüm²⁶, langen schwarzen Baumwollstrümpfen und schwarzen

²⁵ bei Chicago

²⁶ Der nach der Frauenrechtlerin Amelia Bloomer benannte Hosenrock wurde ab 1851 als Beitrag zu einer Reform der Frauenkleidung propagiert.

Gymnastikschuhen empfangen. Sie sah aus wie eine Turnlehrerin der zwanziger Jahre, und ihr Haar war zu einem Bubikopf geschnitten, den man in den zwanziger Jahren als sportlich und jungenhaft empfunden hatte. Es waren noch mehrere andere Gruppen von Damen in der Halle und mehrere Pflegerinnen.

"Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht mehr," sagte der schwarze Reformanzug zu Miss Hart.

Miss Hart murmelte etwas, dann gingen sie und die anderen Schwestern, und die Reformdame führte die Schar in einen riesigen Sportsaal. Auf dem Fußboden waren mit schwarzer Ölfarbe Linien gemalt, an beiden Enden der Halle waren Reifen für Basketball angebracht, und auf einer Seite war ein Volleyballnetz.

"Antreten!" sagte der Reformanzug.

"Auf was treten?" fragte Virginias Nachbarin mit versiegender Stimme.

"Ich nehme an, wir sollen uns aufstellen", sagte Virginia. Wie gescheit ich doch bin. P.T. bedeutet natürlich *Physisches Training*. Aber das war eine Enttäuschung, nachdem man geglaubt hatte, man gehe zu einer Versammlung, wo man einen entschiedenen Antrag stellen und mit Hortense und ihrem ewigen P.T.A. konkurrieren könnte!

Virginia hatte es meist fertiggebracht, sich um die Körperertüchtigung zu drücken, die auf dem Lehrplan der High School und des College stand. Sie hatte einen altmodischen Hausarzt gehabt. Er trug einen Morgenrock und eine weiße Nelke, und er empfand sportliche Übungen, die über einen Spaziergang im Park hinausgingen, als unschicklich für junge Mädchen. Charles Thompson hätte mich Fußballspielen geschickt, aber Charles Thompson ging damals selbst noch zur Schule und hatte noch nichts zu sagen. Das heißt, Charles redete bereits sehr viel, aber er hatte noch kein *Dr.med.* vor seinem Namen, um seinen Worten Gewicht zu verleihen. Jedenfalls stellte mir der alte Hausarzt Atteste aus, die mich vom Sportunterricht befreiten.

Immerhin mußte man die Freischwimmerprüfung machen. Um einen Hochschulabschluß zu bekommen, mußte man die Länge und Breite des Schwimmbassins durchschwimmen – was das mit einem Diplom der freien Künste zu tun hatte, fand Virginia nie heraus. Aber sie brachte es fertig. Teilweise ging es mit Brustschwimmen und der Rest mit einer Art seitlichem Hundegepaddel. Sie hielt den Kopf hoch über Wasser und der Schwimmlehrer stöhnte, während sie die Prüfungsstrecke durchschwamm. Aber er mußte sie durchkommen lassen. Die Vorschrift besagte lediglich, daß man die Länge und Breite des Beckens ohne Anhalten zu durchschwimmen habe, es war kein bestimmter Stil vorgeschrieben. "Das ist ein Verbrechen, also wirklich!" sagte der Lehrer, als er Virginias Ausweis stempelte. Aber wenigstens hatte sie das Examen selbst bestanden. Eine Freundin von ihr hatte die

Prüfung siebenmal gemacht, jedesmal unter einem anderen Namen und einer anderen Badekappe. Als Gegendienst mußte man ihr zu einem Date verhelfen. Virginia hatte versucht, ihr ein solches Rendezvous zu verschaffen, aber schließlich hatte sie gefunden, es sei leichter, das Examen selbst zu machen.

"Zehn – und aus!" kommandierte die Reformhose schneidig.

Virginia atmete tief. Vermutlich heißt es Therapie statt Training. Schließlich sind wir in einer Klinik. Sie vertiefte sich so in diesen Gedankengang, daß sie das Kommando, sich niederzukauern, überhörte und von der Reformhose persönlich aufgerufen wurde.

Sie machten Kniebeuge, Hände in die Hüften – *ho!* – sie richteten sich auf, Arme vor – *ho!* – sie beugten sich und berührten den Fußboden, ohne die Knie zu beugen – *ho, ho!* – mehr oder weniger machten sie nach, was die Reformhose vormachte.

Bloomers schien es zu genießen. Das alte Mädchen war gelenkig und erwartete, daß die Frauen die Übungen genauso schnell machten. Virginia wünschte sich Senjas Unverfrorenheit...

Eines Sommers hatte sich Senja in den Kopf gesetzt, schwimmen zu lernen. Sie hatte geträumt, daß sie von Bolschewisten in den Michigansee gejagt würde, und daraufhin nahmen sie und Virginia Schwimmunterricht bei einer Frau, die einst Weltmeisterin gewesen war in diesem scheußlichen Stil, den man Australisches Crawl nannte. Diese Lehrerin schien keine andere Methode zu kennen, denn sie war fest entschlossen, ihren Schülerinnen das Crawlen²⁷ beizubringen. Sie stellte sie ins niedere Wasser und ließ sie mit den Armen schwingen und ein Fischmaul dazu machen. Sie befahl ihnen, sich an den Seitenstangen des Beckens festzuhalten und mit den Beinen zu strampeln. Senja hielt dies bis zur Mitte der zweiten Lektion aus, als die Lehrerin ihnen befahl, den Kopf unters Wasser zu halten. "Alte Hexe," schrie da Senja, "geht zum Teufel!"

Virginia war über zwei Jahre Senjas Sprachlehrerin gewesen. Gegen Ende des zweiten Jahres konnte sich Senja ordentlich verständlich machen, was insofern für Virginia eine Blamage war, als ihr Sprachschatz viele Ausdrücke enthielt, die Senja keineswegs von ihr gelernt hatte. Deshalb mußte man dankbar sein, wenn es Senja manchmal nicht gelang, sich deutlich auszudrücken. Virginia konnte nie vergessen, wie ihre russische Schülerin einmal einen Verkäufer Scheißkerl genannt hatte. "Hör mal, Buster", sagte sie zu ihm.²⁸ Während ihre Aufmerksamkeit schon wieder durch eine Auslage abgelenkt wurde, sagte der Verkäufer kichernd zu Virginia, es sei schon lange

²⁷ Die Eindeutung: kralen (alemannisch-schweizerdeutscher Ausdruck) hat eigentlich mit dem Schwimmstil nichts zu tun.

²⁸ Bastard (englisch) = Scheißkerl, Mistvieh, Arschloch (deutsch). Dagegen Buster = Freundchen, Kumpel.

her, seit er einmal einen Kosenamen gehört habe. "Zuerst dachte ich, sie ist ärgerlich, aber als sie mich Buster nannte ... wie charmant doch diese russischen Frauen sind!"

Nach diesem Ereignis war es unmöglich, Senja noch irgendwas beizubringen. Sie hielt Virginia den Verkäufer als Beispiel vor, wie man mit den unteren Klassen umgehen müsse. "Man muß sie nur schlecht genug behandeln," sagte sie, "dann sind sie hilfsbereit und zuvorkommend."

Inzwischen hatte die Reformhose genug. Schon während der letzten Übung hatte ihre Begeisterung mechanisch geklungen. Jetzt sagte sie müde, sie könnten nun Rollschuh laufen oder Volleyball spielen. "Wer Rollschuh laufen will, muß auf diese Seite der Halle bleiben. Kommen Sie, Volleyball-Ladies."

Da sie keine Volleyball-Lady sein wollte, blieb Virginia bei den Rollschuhläuferinnen. Sie gingen zu einer großen Kiste und holten sich Rollschuhe heraus. Man setzte sich auf den Boden, um sie anzuziehen. Da nur ein Schlüssel vorhanden war, war das Ballspiel längst im Gang, als die erste Rollschuhläuferin losstolperte.

Virginia stolperte nicht, sie war eine geübte Läuferin. Zwar hatte sie nicht mehr auf Rollschuhen gestanden, seit sie 14 war, aber sie fiel nie. Sie war die einzige, die nicht hinfiel.

"Sie laufen ausgezeichnet!" sagte die Reformhose, als das P.T. vorbei war. Die Lehrerin sah mitgenommen aus und tat Virginia leid. In den zwanziger Jahren war sie vermutlich Lehrerin an einer guten Schule gewesen, und jetzt, auf ihre alten Tage, war sie gezwungen, verrückten Frauen Sportunterricht zu geben. "Als Kind bin ich viel Rollschuh gelaufen", sagte Virginia.

"Das verlernt man nie!" sagte Bloomers.

"Nein," sagte Virginia, "wie das Radfahren." Zum erstenmal im Leben ist es mir gelungen, diese Bemerkung zuerst zu machen.

"Ganz richtig", sagte Bloomers. "Rollschuhlaufen hat viel Ähnlichkeit mit Radfahren, es ist auch eine Gleichgewichtsfrage ..."

Inzwischen waren Miss Hart und die anderen Pflegerinnen gekommen. "Nun, Virginia," fragte Miss Hart, "wie ging es?"

"Ich glaube, morgen werde ich Muskelkater haben", sagte Virginia.

"Es geht nichts über Sport", sagte Miss Hart fröhlich. Aber dann wechselte ihr Gesichtsausdruck. "Die Damen von Abteilung Drei -!"

Die Damen scharte sich um ihre Aufseherin. Die Sportstunde war vorüber.

III

Wenn man von draußen hereinkam, war der Geruch der Abteilung Drei unerträglich. Als sie in den Tagesraum traten, erkannte Virginia plötzlich, Paraldehyd war es! In einem der romantischen Bücher, die sie gelesen hatte, um Geisteskrankheiten zu studieren, stand, daß der Gestank von Paraldehyd aus unseren Nervenheilanstalten gebannt sei. Ich erinnere mich, daß ich mir nicht erklären konnte, was Paraldehyd sei, und im Lexikon nachschlug, und da stand, es sei ein Hypnotikum, einfach ein Hypnotikum.²⁹

Also war es Paraldehyd und nicht Formaldehyd. Grace wußte allerhand, aber das hat sie doch nicht gewußt. Das habe ich allein herausgefunden nach dem Klang des Wortes, und aus dem Gestank und auch aus dem Gedächtnis. Folglich bin ich weniger krank als Grace war, als sie uns verließ. Folglich bin ich reif, verlegt zu werden, ja sogar mehr als das: ich bin reif, nachhause zu gehen. Was ist los mit diesem Arzt, der angeblich einer der besten ist? Seit Monaten hab ich ihn nicht gesehen.

"Miss Hart," sagte sie, nachdem sie ihre Kantinenbestellung gemacht hatte, das heißt, nachdem sie bestätigt hatte, daß sie gern noch mehr Zigaretten hätte, "wann werde ich wiedermal zu meinem Arzt gehen?"

"Möchten Sie nicht auch ein paar Bonbons bestellen?" fragte die Pflegerin. "Sie haben 5 Dollar Guthaben im Laden. Und wissen Sie schon das Neueste? Morgen abend ist eine Kinovorstellung, und Sie stehen auf der Liste."

"Mich wird man nie vermissen."

"Was meinen Sie?"

"Ich dachte nur an dieses Stück von Gilbert und Sullivan, erinnern Sie sich nicht? Da wurde ein Lied gesungen: *Mich wird man nie vermissen* ..."

"Richtig, das hab ich ganz vergessen", sagte Miss Hart. "Hitchy-Koo. Ich war damals natürlich noch ein Kind."³⁰

"Natürlich", sagte Virginia. "Glauben Sie, es wird noch lange dauern, bis ich wieder mal zu meinem Arzt gehen kann?"

"Fühlen Sie sich nicht wohl? Das ist wohl nur die Folge vom Petey."

"Ich möchte ihn Verschiedenes fragen."

"Hat das nicht bis nächste Woche Zeit? Sie waren doch gerade erst vorgestern bei ihm."

²⁹ Paraldehyd ist ein Wirkstoff aus der Gruppe der Sedativa mit beruhigenden, schlaffördernden und krampflösenden Eigenschaften. Seit der Entwicklung von Psychopharmaka wird es kaum mehr eingesetzt.

³⁰ Der hier gemeinte Song ("I've Got a Little List") stammt aus dem Musical *The Mikado* (Gilbert and Sullivan, 1886). *Hitchy-Koo* war ein Musical von Cole Porter (1919).

Eine andere Patientin drängte Virginia zur Seite, um eine Kantinenbestellung aufzugeben. Virginia setzte sich in eine Ecke und versuchte krampfhaft, nachzudenken. Aber das dünne graue Tuch hüllte sie immer fester ein.

IV

Um die Mitte des nächsten Tages hatte sich die Neuigkeit von der Kinovorführung herumgesprochen, und sogar einige Damen, die Virginia für hoffnungslose Fälle gehalten hatte, sprachen angeregt über das kommende Ereignis. Virginia und eine Frau, die überhaupt nichts mitzukriegen schien, waren offenbar die einzigen, die keine Begeisterung zeigten. Wenn Virginia an Kino dachte, meinte sie Kinobesuche mit Robert. Ohne ihn war sie nie dort gewesen.

Als es endlich Zeit wurde, zeigte sich, daß nicht alle auserwählt waren. Zwar durften mehr mitgehen als zum P.T., aber ungefähr fünfzehn Damen bekamen einfach ihre Dosis Paraldehyd und wurden ins Bett geschickt. Virginia hätte sich nichts daraus gemacht, wenn man sie auch ins Bett gesteckt hätte, aber es war natürlich schön, dem Paraldehyd zu entgehen.

Die Kinobesucherinnen marschierten los. Niemand hatte sich zurechtgemacht; Virginia schloß daraus, daß die Vorstellung innerhalb der Anstalt stattfinden würde.

Sie gingen auf ein Gebäude zu, das neben der Turnhalle lag. Es war ein schöner Abend. Die Sonne näherte sich dem Horizont und das rotgoldene Licht umrandete die fernen Hügel...

Das Kino bestand aus einem großen Saal mit einer Bühne. Vor der Bühne standen viele Reihen von Klappstühlen, und die Pflegerinnen, die in bestimmten Abständen voneinander zwischen den Reihen standen, regelten den Verkehr, während die Patientinnen hereinströmten. Als alle Frauen endlich saßen, war der Saal erst halbvoll. Und dann kamen Männer.

Virginia hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß dieses Krankenhaus viele hunderte Patientinnen enthielt, aber nie hatte sie daran gedacht, daß auch Männer in hier untergebracht waren. Die langen Reihen von Männern, die jetzt hereinschlurften, beunruhigten sie. Ob Don Jackson unter ihnen sein könnte? Nie zuvor hatte sie darüber nachgedacht, in was für einer Anstalt er wohl war. Hier könnte er sein, nicht wahr? Es wäre gar nicht so unwahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß ich ihn wiedererkennen würde.

Der Grund, daß die männlichen Patienten ihr Mitleid noch stärker erregten als die Frauen, lag vielleicht darin, daß die Männer nicht annähernd so krank aussahen. Daran muß man denken, wenn man Männer schon wegen ihrer eintönigen Kleidung bedauert. Wenn sie den Verstand verlieren, sehen sie lange nicht so verloren aus wie Frauen. Eigentlich sahen sie alle aus wie normale Männer, nicht gerade adrett, aber die meisten wären innerhalb einer Menschenmenge überhaupt nicht aufgefallen. Aber keine einzige Frau in diesem Raum hätte in irgendeiner anderen Gruppe als der hier versammelten untertauchen können. Eine Frau ohne Handtasche oder Puder oder Handschuhe, eine Frau ohne Hut und auch nur ohne Taschentuch ist ein verlorenes Wesen. Miss Hart hatte dafür gesorgt, daß ihre Schützlinge ihre Taschen und Schachteln weggelegt hatten, bevor sie ins Theater gingen, und offenkundig hatten die anderen Pflegerinnen die gleiche Vorsicht walten lassen. Die Damen konnten nichts mit sich anfangen, es gab keinen Hut abzunehmen, keine hübsche Frisur zurechtzustreichen, keine Taschentücher, die man hätte herausziehen können ...

Es war befremdend, in einem Raum mit tausend oder mehr als tausend – kranken Menschen zu atmen. Das Publikum war viel ruhiger, als eine Zuschauerschaft von tausend normalen Menschen sich verhalten würde.

Als der Raum verdunkelt wurde, begann der Film. Virginia gab sich gar keine Mühe, auf das Stück zu achten. Offenkundig war es ein Lustspiel, das Publikum lachte oft und manchmal wurde applaudiert. Für den Fall, daß eine Wärterin beobachtete, wie sie reagierte, lachte Virginia immerhin, wenn die anderen klatschten. Die Gesichter auf der Leinwand kamen ihr bekannt vor, aber sie konnte sich auf die Namen der Schauspieler nicht besinnen. Das ist bei mir nichts Abnormales, ich konnte ihre Namen nie behalten.

Hin und wieder stand jemand auf und schrie irgendetwas, aber im allgemeinen gab es nicht mehr Störungen als in jedem andern Kino von dieser Größe. Eigentlich sogar weniger. Niemand aß Popcorn, niemand knisterte mit Zellophanpapier; es gab kein Hin und Her zu den Toiletten, und niemand stand auf, um sich einen besseren Platz zu suchen.

Der Film war kurz. Die Lichter wurden wieder angedreht, und die Schwestern führten ihre Schützlinge aus dem Saal. Die Vorstellung war vorüber. Die Männer mußten sitzenbleiben, bis die Damen hinausgegangen waren.

Die Sonne war untergegangen, es war Nacht. Virginia atmete tief. Seit vielen, vielen Monaten war sie zum erstenmal wieder nachts in der frischen Luft. Sie blickte über das Dunkel der Gebäude hinaus und sah die Sterne.

"War es nicht ein feiner Film?" fragte Miss Fredericks, als sie alle wieder im Waschraum waren. Miss Hart war schon auf dem Rückweg vom Kino verschwunden – sie hatte heute abend offenbar außerdienstliche Zeit geopfert. An gewöhnlichen

Abenden war ihr Dienst um sieben Uhr vorüber, nachdem die Damen zu Bett gegangen waren. Heute abend mußte Miss Fredericks, die Nachtwache, sie zu Bett bringen. "War es nicht zum Schreien komisch, Ladies?"

Und die Sterne hatten geschienen, zum erstenmal seit dem letzten Februar. Man kann Wochen, vielleicht auch Monate dahinleben, ohne an die Sterne zu denken. Sie sind immer da, wenn das Wetter klar ist, und man kann zu ihnen aufschauen, wenn man will. Manchmal sieht man sie vielleicht und sagt, da ist der große Wagen... Man kann, wenn man Zeit genug hat, die Plejaden suchen; aber im allgemeinen denkt man nicht viel an die Sterne. Denn sie sind immer da; schau sie dir an, wenn du gerade einmal Zeit hast.

Bis du dir eine Krankheit einfängst, wegen der du eingesperrt wirst wie ein Verbrecher.

Sie haben dir die Nacht genommen. Sie haben dich betäubt und ins Bett gesteckt, bevor es dunkel wird. Und nun haben sie dir zufällig, weil du ins Kino gehen durftest, einmal erlaubt, wieder einen Blick auf die wirklichen Sterne zu werfen. Zwei Minuten lang bist du unter dem sternenbesäten Himmel gegangen.

"Und wie hat Ihnen das Kino gefallen, Virginia?" fragte Miss Fredericks. Für gewöhnlich sprach sie wenig mit den Patientinnen. Sie war diejenige, die sie in der Frühe auf die Beine brachte, aber morgens wollte Miss Fredericks die Routine offenbar nicht durch ein bißchen Unterhaltung aufhalten.

"Es hat mir gefallen, danke."

"Ich fand es furchtbar lustig", sagte Miss Fredericks. "Abendmedikation, meine Damen!"

Virginia folgte den anderen Damen und trank ihren Pflichtteil des Hypnotikums, nach dem sie alle rochen wie schlecht gepflegte Löwen – und dann ging sie in ihren Schlafsaal. Sie war die einzige aus diesem Saal, der man erlaubt hatte, ins Kino zu gehen. Ihre Schlafgenossinnen lagen schon alle in tiefem Schlummer.

Sie schlug ihr Bett auf und legte sich hin. Man kann den Kopf tief in das flache Kissen drücken, wenn das Weinen einem schmerzhaft in der Kehle sitzt, und man kann sich das rauhe Leintuch in den Mund stopfen. Man kann mit den Fäusten auf die harte Matratze schlagen, ohne auch nur eine der Paraldehyd-Patientinnen aufzuwecken. Und noch während man schluchzt, weiß man, daß es nur noch einige Minuten dauern kann, bis man auch in die Paraldehyd-Leere versinken wird.

Sechstes Kapitel

I

Als Virginia Miss Hart kommen sah, nahm sie Gladys den Bohnerbesen aus der Hand. Gladys war eine der drei, die Virginia für eine Ärztin hielten; in diesem Fall war es ganz angenehm. "Gern, Doktor", sagte Gladys.

Virginia arbeitete verbissen, als Miss Hart näherkam. "Heute nicht", sagte sie. "Gladys, nehmen Sie den Blocker. Virginia, haben Sie vergessen, was heute für ein Tag ist?"

Natürlich hatte Virginia es *vergessen*. Sie hatte keine Ahnung, welcher Wochentag es war, was für eine Woche im Monat, welcher Monat in welchem Jahr. Sie versuchte, es der Pflegerin zu erklären. "Es ist nicht so sehr eine Frage des Vergessens als vielmehr des Nichtwissens. Wenn Ihr Gedächtnis zerstört ist und sich von Ihnen losgelöst hat, können Sie nichts vergessen. Um zu vergessen, muß man sich zuerst einmal daran erinnert haben, nicht wahr, wenn auch vielleicht nur kurz."

"Kommen Sie mir nicht mit solchen Spitzfindigkeiten", lachte Miss Hart. Sie nahm Virginia bei der Hand. "Wir wollen uns jetzt lieber bereitmachen. Später habe ich vielleicht keine Zeit mehr."

Virginia verstand, wie das gemeint war. Die Zeit war hier etwas anderes als draußen in der Welt; manchmal war sie lang, manchmal kurz und manchmal – das war das Verwirrende – existierte sie überhaupt nicht. Im wirklichen Leben hatte man sich auf die Zeit verlassen können; man mochte das Gefühl haben, man habe nicht genug Zeit, aber sie war doch immer da, hübsch eingeteilt in Sekunden und Minuten und Stunden. Jeder Tag hatte vierundzanzig Stunden, und man konnte sich auf den kommenden Tag verlassen. Das nahm man so selbstverständlich hin wie die Sterne. Hier, in der Welt von Juniper Hill, konnte ein Tag wochenlang dauern, stundenlang, eine Minute, oder – erschreckenerweise: nicht einmal eine Sekunde.

Die Schwester führte sie zu einer Tür, die sie bisher nie gesehen hatte. Klar, sie war vorher nicht dagewesen. Ebenso wie der Waschraum einmal am einen Ende des Korridors lag und am nächsten Tag am andern Ende. Ganz neue Türen wurden eingebaut, nur um ständige Verwirrung hervorzurufen. Man konnte sich vorstellen, wie sie zueinander sagten: *Schau, die Damen gewöhnen sich an ihre Abteilung, gestern abend fand Virginia den Waschraum ohne langes Suchen; es wird Zeit für einen Umbau, Leute!*

Miss Hart schloß auf – klugerweise verwenden sie immer dieselben Schlösser. Die Tür führte in ein kleines Zimmer voller Kleider und Schränke. In der Mitte war ein Bügelbrett. Ich kann unmöglich alle diese Kleider bügeln. Ich kann es einfach nicht. Ich muß dieser Frau einmal erklären, was eine Vergünstigung ist. Bügeln dürfen bedeutet keine Vergünstigung, werde ich sagen. Wenigstens nicht für mich, meine Liebe!

"Was wollen Sie heute anziehen?" fragte Miss Hart.

Virginia starrte auf die Kleiderständer. Einige der Kleider erkannte sie. Natürlich waren es nicht wirklich ihre eigenen Kleider; die Anstalt hatte Kopien davon anfertigen lassen, um sie zum Narren zu halten. "Das ist mir egal", antwortete sie. Wurde wohl alles dokumentiert? Man mußte aufpassen, was man sagte.

"Heute ist es kühl." Die Wärterin verzog nachdenklich den Mund. "Ich schlage vor, das graue Kostüm –"

"Das ist furchtbar eng", sagte Virginia. "Eine Freundin hat es mir geschenkt, und die trägt Größe 12. Ich wollte es mir immer einmal ändern lassen."

Miss Hart hatte das Kleid vom Bügel genommen. Wie in der wirklichen Welt hatte die, die einem die Wahl ließ, bereits selber entschieden. Virginia zog ihr Kleid aus, die Schwester zog ihr den Rock an und riß den Reißverschluß so schnell hoch, da er ganz leicht schloß. Virginia hatte das nie geschafft. Wie stark doch die Wärterin war!

Die weiße Seidenbluse, auch ein Geschenk, war plötzlich zu weit, und die Jacke – das reine Umstandskleid.

"So," sagte Miss Hart, "hochelegant. Geben Sie mir jetzt den Kamm."

Das erinnerte Virginia daran, daß sie die schwarze Tasche loswerden wollte. Sie erzählte Miss Hart von den Damen, die sie für eine Ärztin hielten. Miss Hart schüttelte den Kopf und sagte: "Was Sie nicht sagen. Da ist es wenigstens keinen Augenblick langweilig." Sie mußte ein sonderbares Leben geführt haben, bevor sie nach Juniper Hill gekommen war, wo doch jeder Augenblick unerträglich langweilig war. "Sie können ja die Sachen, die Sie jeden Tag brauchen, in die Bonbonschachtel tun, die ich nicht wegwerfen sollte. Es hat sowieso keinen Sinn, diese Tasche die ganze Zeit herumzuschleppen. Gut, daß Sie mich die Schachtel aufbewahren ließen."

"Ja", sagte Virginia, obwohl sie sich an keine Schachtel erinnern konnte. "Ich dachte, ich könnte sie nochmal brauchen."

Als die Wärterin in der Tasche herumwühlte, um das Notwendige für die Schachtel herauszusuchen, fand sie Roberts Briefe. Virginia schrie unwillkürlich auf, aber die Wärterin sagte sanft, wirklich sanft, die Briefe seien am sichersten in der Tasche. "Es ist ja ohnehin schöner, ihn selbst zu sehen als seine Briefe, nicht wahr?"

Es war ein unnötiger Dolchstoß, auf den man nach der Sanftheit nicht gefaßt war. Virginia wandte sich ab, um ihre Tränen zu verbergen. Um nicht ganz zusammenzuklappen, dachte sie sich Ausdrücke für die Wärterin aus.

"So," sagte Miss Hart, dieses Biest, "wo ist Ihr Rouge? Ein wenig Rouge und dann – " Sie strich mit der kleinen Quaste über Virginias Wangen und trat einen Schritt zurück, um ihr Werk zu betrachten. "Sie sehen großartig aus," sagte sie, "einfach großartig."

Dann ließ sie Virginia zum Tagesraum zurückgehen, und das schien alles zu sein. Virginia saß im Tagesraum und wartete, daß etwas geschehen würde. Nach einer Weile rief Miss Hart die Damen zum Essen. Virginia fragte sich, ob sie wohl mit den andern zum Speisesaal gehen müsse. Außer daß ihr Hut, Tasche und Handschuhe fehlten, war sie zum Ausgehen gekleidet.

"Kommen Sie, Virginia, halten Sie die andern nicht auf." Jetzt bin ich angezogen und darf doch nicht ausgehen. Als sie an der Tür mit den goldenen Buchstaben vorbei kamen, dachte sie, sie müsse vielleicht dorthin gehen, aber Miss Hart gab ihr einen Schubs in Richtung Speisesaal.

Der Schutzengel bemerkte die Veränderung in Virginias Kleidern sofort. Sie brach in die übliche Serie von Hallo aus. "Nun, wohin glauben Sie wohl, daß Sie gehen werden?" fragte sie. Sie hatte glänzende Augen und schien etwas zu gut gelaunt.

"Ich weiß es nicht", sagte Virginia. Ich bin nicht gut gelaunt, ich habe keine glänzenden Augen.

Der Schutzengel nickte. "Konsilium", sagte sie. "Dazu muß man gut aussehen. Mir zogen sie mein gutes grünes Kleid an, für das ich 19 Dollar bezahlt habe, obwohl es schon heruntergesetzt war, es hatte 47 gekostet. Aber es hat nichts genützt."

"Dieses Kostüm war sehr teuer," erwiderte Virginia, "eine reiche Freundin von mir hatte es sich gekauft und fand dann, daß es ihr nicht steht."

"Du hast es an dem Tag getragen, als Bobby das Kaninchen fing", sagte Margaret. "Ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre."

"Nicht sprechen, meine Damen", schrie Miss Hart.

Vielleicht war es die Wirkung von Virginias Kostüm. Jedenfalls änderte die Nase, obwohl sie ihren Teller mit Essen wie üblich verrührt hatte, plötzlich ihre Routine. Als die Mischung glattgerührt war, schleuderte sie sie auf den Fußboden.

Miss Hart rannte herbei. "Oh, Sie böses böses Mädchen, Hazel", sagte sie. "Zur Strafe bekommen Sie keinen Nachtisch."

Die Nase begann bitterlich zu schluchzen.

Als der Nachttisch kam, hielt Virginia ihr Tellerchen fest und der Schutzengel konnte es ihr nicht entreißen "Nein, heute nicht", sagte Virginia. Dann schob sie die kleine Schale schnell der Nase hin. "Da – hören Sie auf, zu weinen."

Augenblicklich hörte die Nase mit dem gräßlichen Geplärr auf. Sie nahm die Schale und schleuderte sie auf den Boden. Und sofort verkündeten mehrere Damen, auch die ihr so ergebene Margaret, es sei Virginias Schuld.

Wieder kam Miss Hart herbeigeeilt. "Ich habe Ihnen schon ein dutzendmal gesagt, Sie sollen sich von Hazel fernhalten!"

"Ich werde es aufputzen," sagte Virginia, "es tut mir leid."

"Sie werden nichts dergleichen tun. – Hazel, noch eine solche Ungezogenheit, und Sie kriegen eine Packung, so wahr Sie geboren sind."

Während die Wärterin den Boden aufwischte, herrschte Totenstille. Aber kaum hatte sich Miss Hart entfernt, drehte sich die Nase um und schlug Virginia ins Gesicht.

Das war zuviel für Margaret. Sie sprang von ihrem Stuhl auf und lief um den Tisch herum, um ihre zeitweilige Schwester zu verteidigen. Das Essen, die Damen, die Stühle stürzten neben Virginia über- und durcheinander, aber dann hatten Miss Hart und ihre Assistentin den Aufruhr unterdrückt. Miss Hart drohte, alle Damen bekämen eine Packung, wenn sie sich nicht zusammennähmen.

Plötzlich wurde Virginia klar, daß dieser häufig verwendete Ausdruck "Packung" etwas Spezielles meinte. Er meinte nicht, daß man losgeschickt wurde, die eigenen Sachen zur Entlassung zusammenzupacken; er meinte – man wurde selbst gepackt! Ich muß mir das aufschreiben, damit ich diesen Ausdruck später richtig gebrauche.³¹

Als Virginia wieder im Tagesraum saß, fiel ihr ein, daß der Wechsel ihrer Kleidung wahrscheinlich eine Art "Kleider-Therapie" bedeutete: K.T. Heute war ich an der Reihe mit K.T. Sowas könnte ganz vergnüglich sein, wenn man dazu noch etwas Starkes zu trinken hätte. Mit Paraldehyd. Der Juniper-Cocktail, wie wir munteren Damen von Juniper Hill das nennen. Einen Martini, sagen wir intellektuelleren. Und wo bleibt die Olive dazu, Schwester?

Sie ging zum Fenster und sah hinaus. Von hier aus hatte man eine schöne Aussicht, – so schön, daß sie sich einbildete, sie sähe Robert unten auf dem Bürgersteig. Ich will lieber zu einem anderen Fenster hinaussehen, sonst bilde ich mir noch alle möglichen Dinge ein, – und das ist nicht gut für eine verrückte Person ...

"Virginia," rief Miss Hart, "er ist da!"

³¹ Das englische pack meint sowohl das Packen von Gepäck u.dgl. als auch die Packung im Sinne von Kompressen oder eben, in der damaligen psychiatrischen Klinik, feuchte Packungen als Therapiemethode. - Die Fortsetzung des Absatzes, ein literarisches, anspielungsreiches Aperçu, wurde (auch schon in der ersten deutschen Ausgabe) nicht übersetzt.

"Ja, wirklich?" Die Schwester hatte gesagt, man werde den Arzt nächste Woche besuchen, und obwohl man überzeugt war, daß jetzt noch *diese* Woche sei, hatte man sich wieder einmal geirrt, wie gewöhnlich.

Sie ging zur Pflegerin hinüber, die Tür war schon aufgeschlossen, die Pflegerin stieß sie auf, und da stand Robert. Natürlich war es nicht wirklich Robert, aber sie hatten es tatsächlich fertiggebracht, jemanden zu finden, der ihm sehr ähnlich sah.

"Hallo!" sagte der Mann.

"Hallo!" sagte Virginia.

"Pünktlich auf die Sekunde, wie immer", sagte Miss Hart. "Aber wir sind auch schon lange bereit, nicht wahr, Virginia?"

"Ja, natürlich", sagte Virginia. Sie lächelte bei dem Gedanken, daß sie sich einbildeten, sie mit einem so groben Scherz foppen zu können.

"Also, gehen Sie los, Sie beide", sagte Miss Hart. "Virginia, essen Sie nicht so viel, daß Sie Ihr Abendbrot nicht mehr hinunterbringen, wie letztesmal, und kommen Sie rechtzeitig wieder."

Zeit. Ist es nicht sinnvoller, die Zeit zu ändern, damit sie mit unseren Bedürfnissen übereinstimmt, statt unsere Bedürfnisse nach der Zeit einzustellen? Warum haben die Menschen da draußen noch nicht entdeckt, daß die Zeit ein Sklave ist, daß man sie beliebig kürzen oder verlängern kann, völlig verbannen und neu entstehen lassen, daß man sie anerkennen oder übersehen kann, – wie dieses letzte Mal.

"Mr. Cunningham, passen Sie auf, daß sie nicht zuviel in sich hineinstopft!"

"Ich werde aufpassen", sagte der Mann. Sogar seine Stimme klang wie Roberts Stimme. Teuflich gründlich waren sie. Virginia merkte, daß sie den Mann bewundernd ansah. Eine solche Nachahmungskunst verdiente Anerkennung

"Du hast deine Brille wieder," sagte der Mann, "das ist gut." Er führte sie zu einer kleinen Nische, die während des Essens eingebaut worden war.

In der Nische befanden sich einige Sessel, ein Sofa und eine Nachahmung des Picknick-Korbes, den die Cunninghams zu Hause hatten. Über dem Korb war eine ganz gute Kopie der kleinen Decke gebreitet, die Robert einmal in Schottland gekauft hatte.

"Möchtest du dich nicht einen Augenblick setzen?" fragte der Mann.

"Gut", sagte sie. Ihre Knie zitterten.

Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa, und sie gab acht, daß er ihr nicht zu nahe kam.

"Ich war gerade einen Augenblick bei Kik", sagte der Mann und blickte zu der Tür mit den goldenen Buchstaben hinüber.

"Ja?" fragte sie höflich.

"Er sagte, es geht dir schon viel besser."

"Das sagte er?"

"Er sagte, es könnte jetzt nicht mehr lange dauern . . . Hoffentlich hast du nicht zuviel zu Mittag gegessen; ich hab dir wieder ein Picknick mitgebracht."

Der Picknickkorb sah wirklich appetitlich aus. Unwillkürlich freute sie sich darüber, und außerdem schadete es ja nicht, wenn sie mit dem Mann sprach. "Was haben Sie denn mitgebracht?" fragte sie.

"Du wirst schon sehen. Möchtest du, da wir jetzt gehen? Fühlst du dich nicht zu schwach?"

"Natürlich nicht", sagte sie.

"Es ist gut, daß du dein Kostüm angezogen hast," sagte er, "heute ist es kühler draußen."

"Es ist gar nicht mein Kostüm", sagte sie.

"Aber du siehst darin viel hübscher aus als Alice", erwiderte er. Wie gut sie ihn für diese Unterredung informiert hatten!

"Danke", sagte sie. "Sie haben es jetzt irgendwie weiter machen lassen. Es ist mir viel zu groß."

"Nun . . ." Er räusperte sich. "Nun . . . laß uns lieber jetzt gehen. Die Tage sind schon kürzer, und nach drei ist die Sonne nicht mehr sehr warm." Offenkundig hatte er etwas in der Kehle. Er hustete.

"Haben Sie einen Schlüssel?" fragte sie, als sie sich zur Außentür wandten.

"Die Tür ist nicht verschlossen."

"Das ist merkwürdig. Meistens ist sie verschlossen. Sie sind hier sehr vorsichtig mit Türen."

"Wie hat dir der Film gefallen?"

"Woher wissen Sie davon?"

"Dr. Kik hat es mir erzählt", sagte er. Wenigstens gab er die Quelle seiner Informationen offen zu.

"Kik?" Konnten alle diese goldenen Buchstaben zu einer derart lächerliche Silbe zusammenschrumpfen? "Im Kino hab ich ihn nicht gesehen."

Sie gingen weiter, und als sie zur Turnhalle kamen, wandten sie sich zur anderen Seite. "Dürfen wir das – ?" fragte sie.

"Selbstverständlich," antwortete er, "wir gehen wieder zum gleichen Platz."

"Oh", sagte sie. Sie fing an zu glauben, daß es vielleicht doch Robert war. Sicher hätte es ein Schauspieler, selbst ein guter Schauspieler nicht fertiggebracht, so ergriffen zu wirken wegen eines zu weiten Kleides. Sie konnte zwar genausowenig verstehen, warum

Robert wegen eines schlechtsitzenden Kostüms so bewegt werden sollte, und doch hatte die bedrückte Stimme ihren Verdacht erschüttert, er sei ein Betrüger.

"Die Sterne waren wundervoll gestern abend", sagte sie.

"In der Stadt hat es geregnet – "

"Wirklich? Hier war es sternenklar. Ich schaute nach den Sternen auf dem Heimweg vom Kino."

"Der Film war vorgestern abend, Liebling."

"Vorgestern?"

"Ja, ich habe die Sterne vorgestern auch bemerkt."

"Dann habe ich wieder einen Tag verloren," sagte sie, "den werde ich wohl nie mehr finden ..."

Er hielt ihre Hand, wie er es immer getan hatte, seine Finger in die ihren verflochten.

"Das macht nichts", tröstete er. "In einem Krankenhaus ist ein Tag wie der andere, und je weniger du daran denkst, desto besser. Nur dieser Nachmittag ist wichtig für uns!"

"Bist du wirklich Robert?" fragte sie. "Ich muß sicher sein, weißt du."

Er drückte ihre Finger, bis sie schmerzten. Es war seltsam, daß er ihre Frage nicht beantwortete, und noch seltsamer, daß sein Schweigen ihre letzten Zweifel schwinden ließ.

"Sei nicht böse, ich sage manchmal Sachen, die ich gar nicht meine."

"Wer tut das nicht?" antwortete er. Er hatte sie in einen winzigen Park gebracht; von den Anstaltsgebäuden war er durch durch hohe dichte Hecken getrennt, die schon herbstlich rot und gelb waren. "Da sind wir, wir ganz allein. Das ist der Vorteil davon, wenn ich an einem Wochentag komme. Sonntags wäre es hier überfüllt."

Da waren drei gemauerte Feuerstellen, ein paar Papierkörbe und mehrere Bänke. Robert breitete die Decke auf den Boden. Er öffnete den Korb und nahm ein prächtiges Brathähnchen heraus. "Größer als letztesmal!" sagte er.

Es war einer dieser glasierten Vögel, die man in Delikateßgeschäften sieht. Sie sehen nie ganz echt aus und eignen sich deshalb gut für eine unwirkliche Zeit. Robert ist echt, aber die Zeit und ich sind nur Träume.

"Tomaten," sagte er, "wegen der Vitamine. Apfelkuchen und eine Thermoskanne mit Kaffee. Diesmal habe ich auch das Salz nicht vergessen."

Es war ein Fest. Es war wie früher. Aber früher nahmen wir nie Brathühnchen zu den Picknicks mit. "Du hättest nicht so viel Geld ausgeben sollen, Robert."

"Ich hab genug."

"Wieviel kostet es dich, mich hier zu haben?"

"Nicht viel", sagte er. Er sah sie nicht an.

"Wieviel?" Warum meinte er immer, er könne es umgehen, ihr zu sagen, wieviel.

"Es wird nach meinem Einkommen berechnet, also kann es nicht viel sein", antwortete er. "Denk nicht drüber nach."

Ich werde darüber nachdenken, noch oft, später, aber jetzt . . . "Es geht doch nichts über ein gutes Essen", sagte sie. "Damit will ich nicht sagen, das Essen hier sei nicht gut," fügte sie hinzu, als sie die Besorgtheit in seinen Augen bemerkte, "aber mit dir zusammen ist es doch etwas anderes."

"Hör auf", sagte er. Er stand auf. "Ich glaube, wir setzen uns jetzt besser auf eine Bank. Ich will die Decke um dich legen. Du darfst dich nicht erkälten."

"Eine Erkältung oder eine doppelseitige Lungenentzündung oder sonst etwas, das ich verstehen kann, würde mir nichts ausmachen. Du sprichst vom Nachdenken. Ich kann überhaupt nicht denken! Was ist los mit mir? Habe ich einen Gehirntumor?"

"Um Gottesweillen, nein", rief er. "Wie kommst du nur darauf?"

"Ich weiß nicht, es fiel mir eben ein."

"Es ist ein *Nervenzusammenbruch*", sagte er.

"Das klingt nicht so schlimm, nicht wahr?"

"Es braucht Zeit, das ist alles."

"Was tun sie hier dagegen, außer, daß sie Zeit verstreichen lassen?"

"Ja, – sie wenden doch jetzt Schockbehandlungen an. Die elektrischen Behandlungen sind ziemlich neu, weißt du. Charles schreibt, daß er sie mehreren Patienten verordnet hat, Leuten, die nicht so krank sind, daß sie in die Klinik gehen müßten. Er denkt, es sei das Wahre."

"Was Charles schon denkt! immer denkt er etwas. Ich wünschte, er würde sich selbst mal eine Schockbehandlung verordnen. Dann hätte er für eine Weile genug davon . . . Wieviele hab ich denn gehabt?"

"Ich weiß nicht genau. Ich glaube, ein Dutzend oder so."

"Haben sie die Absicht, mir noch mehr Schockbehandlungen zu geben?"

"Kik hat gesagt, er müsse abwarten."

"Spricht man seinen Namen wirklich so aus?"

"Besser kann ich's nicht", sagte Robert. "Er selbst schnurrt und gurgelt, wenn er seinen Namen nennt, aber was dabei herauskommt, klingt ungefähr so wie Kik."

"Wie lange wird es noch dauern?"

"Das kann er nicht sagen. Wir müssen geduldig sein, Liebling. Solche Sachen kann man nicht beschleunigen."

"Ich möchte es aber beschleunigen! Ich will jetzt gehen, heute Nachmittag! Ich weiß, daß ich gesund sein werde, sobald ich von hier wegehe."

"Liebling," sagte er, "wir müssen tun, was die Ärzte sagen, Aber es wird nicht mehr lange dauern. Denk nicht darüber nach. Du mußt sowas wie vegetieren und die Dinge leicht nehmen."

Sie dachte an die endlosen Stunden, die sie damit zugebracht hatte, den Bohnerbesen mühsam über den Boden zu schieben. Sie sah auf die Fransen der Decke. "Bist du jemals in unserem Tagesraum gewesen?" fragte sie ihn.

"Nein", sagte er. "Besucher werden dort nicht hereingelassen. Warum?"

Sie lächelte. "Ach, nichts", sagte sie. "Ich meinte nur so."

II

Habe ich mir das Picknick mit ihm nur eingebildet? Ich erinnere mich deutlich daran, aber manchmal erinnert man sich auch deutlich an einen Traum. Ich erinnere mich, was wir aßen, und wie gut alles schmeckte. Falls es ein Traum war, dann war es der erste Traum, in dem ich gegessen habe und satt wurde. Und ich erinnere mich, wie er die Decke um mich legte, wie er meine Hand hielt, – aber ich kann mich nicht mehr auf mein Gedächtnis verlassen.

Plötzlich wurde sie unsicher: War sie überhaupt in Juniper Hall? Vielleicht war sie ganz woanders, vielleicht war sie daheim in ihrem Bett und hatte einen langen Alptraum. Man sagt, daß solche langen, komplizierten Träume nur ein paar Minuten dauern, – vielleicht waren die Monate in Juniper Hill nur Minuten einer Nacht. Wenn man bedenkt, wieviel Jahre es dauerte, bis die Träume niedergeschrieben waren, die *Earwicker* in einer einzigen Nacht träumte.³² Aber können wir etwas träumen, was wir nie erfahren oder gedacht haben? Ich habe zwölf Bücher über Nervenheilanstalten gelesen, aber in keinem dieser Bücher war ein Ort wie Juniper Hill beschrieben, weder ein reales noch ein erträumtes Juniper Hill. – *Juniper Hill, eine der besten Kliniken des Landes, wenn nicht die beste!* Der Himmel bewahre mich vor dem schlechtesten.

Man hat mir oft gesagt, daß ich Phantasie hätte. *Oh, Gin, was für eine blühende Phantasie du hast!* Nachdem sie meine Bücher gelesen hatten, sagten sie das nicht mehr so oft. *Warum schreibst du über das Gemeine,* fragten sie mich. Damit meinten sie, ich solle sie so darstellen, wie sie sich selbst sehen. Nun gut, ich will versuchen, Juniper Hill

³² Earwicker ist eine Figur in FINNEGAN'S WAKE (James Joyce).

im Gedächtnis zu behalten und ein Buch darüber zu schreiben, – aber dann werden sie sagen, *was für eine blühende Phantasie du hast, meine Liebe! Weißt du nicht, daß ein modernes Nervensanatorium völlig anders ist als dein erdachtes Juniper Hill? Weißt du, die Patienten sind alle glücklich, und dabei tun sie wahrhaftig die verrücktesten Sachen. Natürlich ist es irgendwie tragisch, aber andererseits ist es doch sehr komisch, was sie so den ganzen Tag zusammenreden, und was sie tun, wenn sie sich einbilden, Napoleon oder Cäsar zu sein. Sie haben ein gutes Dach über dem Kopf und keine Sorge um ihre nächste Mahlzeit, und sie brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, wie sie die Gasrechnung bezahlen. Man kann schon sagen, daß das ein recht angenehmes Leben ist, und da gehst du hin und beschreibst alles so, als ob es fürchterlich wäre! Weißt du, ich habe immer gesagt, wenn so etwas einmal mit einem Mitglied unserer Familie passieren sollte (interessant, daß sie immer davon ausgehen, daß das jemand anderem passieren könnte, einem Familienmitglied oder einem Freund, aber nie ihnen selbst), ich würde ihn – oder sie – sofort in eine Anstalt bringen, – und wahrhaftig, das täte ich nicht, wenn ich nur eine Silbe aus deinem Buch für bare Münze nehmen müßte. Aber das weiß doch jeder, daß wir unser Geisteskranken nicht behandeln, als ob sie Tiere wären! Sie sind doch so viel glücklicher, wenn sie unter sich sind, und sie spielen in diesen Anstalten miteinander wie glückliche Kinder...*

Könnte ich den Geschmack von Paraldehyd geträumt haben?

Während die Schwester damit beschäftigt war, das graue Kostüm wegzuhängen, vergaß sie Virginias Abendmedizin, und Virginia erinnerte sie nicht daran. Und so lag sie in dieser Nacht wach. Oder vielleicht träumte sie, sie liege wach. Man könnte einen einfachen Versuch machen und zum Badezimmer gehen. Ich werde nicht darüber nachdenken, wo er liegt. Falls ich zuhause bin, muß es der Raum nebenan sein.

Sie nahm das Risiko auf sich, realen oder erträumten Fußpilz zu bekommen, und ging barfuß durch den Saal. In den Gängen draußen brannte immer Licht, aber nachdem die Damen schlafen gegangen waren, brannten die Lampen nur noch schwach. Vor der Bürotür standen Miss Fredericks und eine andere Schwester und unterhielten sich. Sie bemerkten Virginia nicht. Sie ging in den Waschraum und trank Wasser. Draußen in der Halle war ein Trinkwasserbrunnen, aber in der Nähe der beiden Wärterinnen. Sie trank aus der Hand und ging dann wieder zurück zum Schlafsaal. Sie hatte die Türen gezählt und wußte, daß ihr Schlafsaal hinter der vierten Tür vom Waschraum aus lag.

Es dauerte nicht mehr lange, da sagte Miss Hart *Guten Morgen, meine Damen*. Es war ein kalter Morgen. Sollte ich wirklich träumen, dann möchte ich wenigstens wach genug werden, um mir eine zweite Decke zu holen.

III

Es konnte am nächsten Tag gewesen sein oder am selben Tag oder in der folgenden Woche oder noch eine Woche später; vielleicht hatte sie inzwischen wieder ein Picknick mit Robert gehabt. Man wußte es ja nachher nie. Aber ein Tag war ein besonderer Tag. Es war nicht Donnerstag oder gestern oder morgen oder so, es war ein außerordentlicher Tag, als ob man den Äquator überquerte. Zuerst, als Miss Hart darauf hinwies, was für ein Tag heute sei, dachte Virginia, Robert würde kommen.

"Nun, Virginia," sagte Miss Hart, "dieser Tag wird mit roten Zahlen geschrieben."

Ein Tag, der rote Zahlen hat, ist ein Feiertag; vielleicht darf Robert mich außer seinem Besuchstag sehen, weil heute Feiertag ist. "Soll ich mein graues Kostüm anziehen?"

"Nein," sagte Miss Hart, "ich glaube nicht. Sie gehen ja nicht aus dem Haus. Das alte blaue Kleid werden Sie natürlich nicht anbehalten. Dort zieht man sich viel besser an."

"Ja?" Virginia fragte das, um die Unterhaltung fortzusetzen, nicht, weil sie bezweifelte, daß man sich irgendwo anders besser kleidete als hier.

"Ja, in der Eins geht es ziemlich elegant zu. Das ist eben das letzte Semester." Die Pflegerin lachte. Es klang etwas ironisch.

"Eins? Sie sprechen von der Abteilung Eins?"

"Ja, natürlich. Hat Ihnen denn Miss Fredericks nichts erzählt? Sie sind zur Abteilung Eins verlegt worden."

Virginia begann zu zittern. "Oh", sagte sie. "Weiß mein Mann das? Wird er mich auch wiederfinden?"

"Natürlich. Dr. Kik hat es ihm gesagt. Wir freuen uns für Sie, Virginia!"

"Dann ist das also eine Beförderung?"

"Das kann man wohl sagen. Es kommt nicht oft vor, daß wir jemanden die Zwei überspringen lassen, aber Dr. Kik hat es angeordnet. Sie haben Glück, an einen Arzt geraten zu sein, der sich so sehr für Sie interessiert. Er behandelt Sie wirklich als einen Ausnahmefall, wissen Sie!"

"Tatsächlich?" Wenn das so ist, warum kommt er dann nicht manchmal, um nach mir zu sehen? Gibt es da auch Vorschriften für Ärzte, wie für Ehemänner? "Was wird denn aus den Patientinnen, für die er sich nicht besonders interessiert –?"

Miss Hart sah sie an. Sie schien im Begriff, etwas zu sagen, was aus der Rolle fiel, aber dann setzte sie wieder ihr Krankenschwestergesicht auf und sagte, sie müßten sich fertigmachen. "Es besteht keine unumstößliche Regel, daß die Patientinnen zur Abteilung Eins verlegt werden müssen, bevor sie entlassen werden, hm, ich meine, bevor

sie nachhause gehen können. Ich meine, man kann von jeder Abteilung aus heimgehen. Aber meistens gehen sie von der Abteilung Eins aus. Die Eins ist wie ein Erholungsheim."

"So weit bin ich noch nicht", hörte Virginia sich antworten. "Das wissen Sie doch, Miss Hart." Jetzt waren sie im Schrankzimmer. "Ich könnte sehr gut schon nachhause gehen. Aber für die Abteilung Eins bin ich noch nicht gesund genug."

Die Schwester hörte einen Augenblick auf, Virginias Sachen einzupacken. Aber dann faltete sie ein Kleid zusammen und legte es in die große Schachtel. "Unsinn", sagte sie. "Ich vermute, Sie haben da irgendwas von den Damen gehört ... "

"Ja." Ich kann mich nicht entsinnen, was es war, aber sie haben gesagt, daß es etwas Schreckliches in der Abteilung Eins gäbe.

"Sie sollten doch wissen, daß Sie den Damen keine Beachtung schenken dürfen. Sie sind krank. Übrigens sind höchstens eine oder zwei jemals in der Abteilung Eins gewesen."

"Wollen Sie damit sagen, es gibt auch Patientinnen, die dorthin gehen und dann wieder zurück müssen?"

"Praktisch jede geht nachhause von Abteilung Eins aus", erwiderte Miss Hart, als ob sie aus einem Buch vorläse. "Man wird nicht in Abteilung Eins versetzt, bevor man schon fast reif ist, nachhause zu gehen. Das versteht sich von selbst." Sie sprach mit der lauten, festen Stimme, die man anwendet, wenn man einer Sache nicht sicher ist.

"Das ist gut", sagte Virginia.

"Ich will Ihnen etwas sagen", sagte Miss Hart, als sie den Tagesraum durchschritten. "Tun Sie einfach alles, was Miss Davis verlangt. Denken Sie nicht darüber nach, tun Sie es einfach. Dann werden Sie am besten zurechtkommen."

Sobald sie diesen Namen hörte, wußte Virginia wieder, was das Schreckliche war an Abteilung Eins. *Miss Davis*. "Ist das die Oberschwester?"

"Und ob", murmelte Miss Hart. Dann sprach sie wieder lauter. Die Schwestern hatten eine Art zu sprechen, als ob die Patientinnen unfähig wären, etwas zu verstehen, was nicht gebrüllt war. Dinge, die die Frauen nicht hören sollten, sagten sie in normalem Ton; wären es nicht Wärterinnn gewesen, hätte man denken können, sie sprächen dann mit sich selber. "Eine ganz hervorragende, tüchtige Person ist Miss Davis", verkündete Miss Hart. "Eine der tüchtigsten Schwestern im Land, wenn nicht die tüchtigste!"

Virginia und eine Lernschwester, eine sehr junge Person in blauen und weißen Streifen, mit weißer Schürze (ohne Haube) gingen über den Korridor. Sie gingen an der Speisesaaltür, an der Tür des Arztes, an Roberts Tür vorbei. Sie bogen um viele Ecken, und endlich schloß die Lernschwester eine Tür auf, an der in schwarzen Buchstaben

stand: *Abteilung Eins*. Der Korridor auf der andern Seite war genau wie der Korridor von *Abteilung Drei*.

Sie gingen ins Büro, wo eine ganz in weiß gekleidete Schwester, eine sehr gut aussehende Frau von etwa dreißig Jahren, an einem Schreibtisch saß. Die Frau blickte auf die Lernschwester und runzelte die Stirn, als ob es sie krank mache, eine Lernschwester anzuschauen. Dann blickte sie Virginia mit finsterner Miene an: "V. Cunningham aus *Abteilung Drei*?"

"Ja, Miss Davis", sagte die Lernschwester.

Miss Davis hob den Kopf noch höher. "Miss Gold!" rief sie.

Man hörte, wie eine Schwester eilig herbeilief. Dieses typische Geräusch teilte Juniper Hill mit anderen Krankenhäusern. Eine zügig herankommende Krankenschwester hört sich überall gleich an. Es war ein Geräusch, das Virginia immer irgendwie an Gordon erinnerte. Einmal, während sie segelten, hatte ein plötzlicher Umschlag des Windes dieses Geräusch hervorgebracht, und Virginia kam es vor, als rieche sie Chloroform.

"Miss Gold," sagte Miss Davis zu der Pflegerin, die gerade ins Büro gekommen war, "hier ist die neue Patientin von *Drei* – Dr. Kiks Patientin."

Virginia sah Miss Gold an. Dann die Lernschwester. Die junge Pflegerin schien Angst zu haben. Warum ist sie eigentlich so verschreckt? Ich bin doch das Opfer.

"Zeigen Sie ihr das Zimmer, Miss Gold. Das ist alles. – Sie warten in Ihrem Zimmer, bis ich komme." Diese letzte Anordnung pfefferte die Oberschwester zu *V. Cunningham* hinüber. Dann wandte sie sich an die junge. "Auf was warten Sie noch?"

"Auf nichts, Frau Oberschwester. Ist das alles, Frau Oberschwester?"

"Gehen Sie bitte wieder an ihre Pflichten."

Virginia und die Anfängerin stießen sich ungeschickt und gleichzeitig durch die Tür.

"Hier herum", sagte Miss Gold.

Sie gingen an einem Dutzend Schlafkabinen vorüber. Jeder Raum hatte ein Feldbett und einen Tisch oder eine Kommode und eine Art Waschtisch. Diese türlosen Nischen wurden *Zimmer* genannt. Einige Zimmer hatten einen Hauch von Wohnlichkeit, wenigstens wirkten sie in der kargen Umgebung so. Da stand eine Fotografie, dort hing ein Kreuzifix an der Wand.

"Das ist Ihr Zimmer", sagte Miss Gold, als sie am Ende des Korridors angelangt waren.

Der Boden hatte kein Linoleum. Er war aus rauhem Zement. Da stand ein Feldbett, und dort stand ein Tisch. Das Feldbett war ein eisernes Soldatenbett, wie sie es in der *Abteilung Drei* hatten, aber es war viel ordentlicher gemacht, als sie es dort je fertig

brächten. Es war geometrisch exakt. Keine Falte war auf der grauen Wolldecke, die als Überwurf diente.

Der Raum war groß genug, um sich darin umzuwenden. Virginia hätte das nicht für möglich gehalten, aber Miss Gold brachte es fertig. "Warten Sie nur hier, bis Miss Davis kommt", sagte sie.

"Soll ich mich aufs Bett setzen?"

"Das würde ich lieber nicht tun", sagte Miss Gold. "Aber Sie können Ihre Schachtel auf den Tisch legen."

Virginia stellte die Pralinenschachtel auf den Tisch. Nachdem Miss Gold das Zimmer verlassen hatte, ging sie zum Fenster. Die Aussicht war nicht besonders schön. Ein paar Meter vor dem Fenster war eine kahle rote Mauer.

Nach einiger Zeit setzte sie sich auf den Boden. Später legte sie sich hin. Als sie aufwachte, stand Miss Davis an der Tür und forderte sie auf, aufzustehen. "In Abteilung Eins legen wir uns nicht auf den Fußboden."

"Ich wollte das Bett nicht in Unordnung bringen", sagte Virginia.

"Die Ruhepause ist jeden Nachmittag nach dem Essen", sagte Miss Davis. "Sie haben genug Zeit, sich auszuruhen. Die Regeln sind in Abteilung Eins völlig anders als in den anderen Abteilungen. Selbstverständlich halten wir unsere Zimmer selbst in Ordnung und machen die Betten selber –"

Virginia sah das Bett an und seufzte.

"– und halten alles peinlich ordentlich. Sie werden sich selbstverständlich daran halten."

"Mir wird es nie gelingen, daß mein Bett so aussieht."

Miss Davis runzelte die Stirn. "Sie werden sehen, die Damen von Abteilung Eins sind sehr zuverlässig und anpassungsfähig. Ich werde Sie jetzt in unseren Tagesraum mitnehmen. Ihre Schachtel können Sie hierlassen. In Abteilung Eins ist das persönliche Eigentum durchaus sicher."

"Es enthält Dinge, die ich brauche", sagte Virginia. Sie nahm die Schachtel an sich. Einen Augenblick dachte sie, die Pflegerin würde sie ihr wegnehmen. Diese Frau ist eine Angestellte. Ich bezahle sie. Selbst wenn Robert nicht für meinen Aufenthalt bezahlte, würden wir sie doch indirekt durch unsere Steuern bezahlen. Als öffentliche Angestellte hat sie kein Recht, mich so zu behandeln, und ich bin ein Narr, wenn ich Angst vor ihr habe.

Augenscheinlich spürte Miss Davis das Widerständige. "Ich bin überzeugt, Sie werden sich anpassen", sagte sie. "Damen, die sich fügen, finden die Abteilung Eins sehr angenehm."

"Ich werde mich bemühen."

"Unsere Damen essen nicht zwischen den Mahlzeiten. Wenn Sie Bedenken haben, Ihre Süßigkeiten hier zu lassen, werde ich sie in den Schrank stellen. Sie haben unmittelbar vor und nach den Mahlzeiten Zugang zu den Schränken."

"Die Schachtel ist meine Handtasche", sagte Virginia. Sie lächelte. "Meine Reisetasche. Die Pralinen sind leider längst verschwunden."

Sie hätte nicht lächeln sollen. Der Gesichtsausdruck der Schwester verfinsterte sich. Wenn man Miss Davis irgendwo da draußen begegnet wäre, hätte man sich gesagt, daß diese Frau nicht ganz richtig sei, nicht ganz normal. Schau dir diese Augen an. Miss Davis' Augen hatten einen Ausdruck, den wir nichtmal bei unserer Katze angenehm fänden.

Siebentes Kapitel

I

Nachdem sie so lange nur dunkelbraun gesehen hatte, war Virginia begeistert von den zinnoberroten Farben des Tagesraums in Abteilung Eins. Die hellen Baumwollvorhänge und Kissen wären im wirklichen Leben vielleicht häßlich gewesen, aber hier waren sie schön. Wenn man natürlich nicht mehr auf die bunten Farben blickte, sah man die braunen Möbel und den braunen Fußboden; man sah, daß alles Wesentliche gleich war wie in Abteilung Drei. Aber was ist das Wesentliche?

In dem großen Raum befand sich nur noch eine andere Frau. Die Menschenleere in Abteilung Eins war ermutigend. Die andern waren wohl bereits entlassen worden. Ob sie hier so schnell kommen und gehen, daß nur noch eine einzige Patientin übrig war, als ich kam? Der Gedanke war ermutigend.

"Ich bin Virginia Cunningham" sagte sie zu der Patientin. "Ich bin eben gekommen."

Die Frau war etwa vierzig, aber weder schlank noch dick. Sie war ein Typ, den man bei der zweiten Begegnung nicht wiedererkennen würde. Ihr Haar und Gesicht hatten dieselbe Farbe, und diese Eintönigkeit wiederholte sich in ihrem Kleid. Sie schaute Virginia an, zuerst ohne Interesse, aber dann kam ein warmes Licht in ihre Augen. "Sie haben eine Bonbonschachtel", sagte sie liebenswürdig.

"Leider ist sie leer. Das heißt, es sind keine Pralinen drin. Ich habe meinen Puder und meine Sachen drin."

Die Wärme wandelte sich in Mißtrauen. "Woher kommen Sie?"

Aus dem Nichts in das Hier. "Drei."

"Nein", antwortete die eintönig gefärbte Frau. "Man kommt nicht von Drei hierher. Ich selbst war kaum eine Woche in Zwei, aber ich habe natürlich Geld."

"Das muß angenehm sein", sagte Virginia. Sie schaute sich in dem Raum um und sah ein Klavier. "Ich habe das Klavier vorhin nicht bemerkt. Wie schön!"

"Man darf nur mit besonderer Erlaubnis darauf spielen. Augenblicklich sind keine Pianistinnen in der Abteilung."

"Aha. Nun, ich spiele ein wenig."

"So gut, daß Sie sich Pianistin nennen dürfen?"

"Nein."

"Dann werden Sie keine Erlaubnis bekommen. Es hat keinen Zweck, zu fragen. Der Standard in Eins ist sehr hoch. Ich wäre heute morgen nicht hier, wenn ich nicht eine kleine Erkältung hätte. Für gewöhnlich arbeite ich."

"Natürlich."

"Es ist Dienstmädchenarbeit. Sie scheinen hier nicht zu begreifen, daß ich nicht von der Sorte bin, die sie gewöhnlich haben. Mein Gatte, Herr Grier, ist sehr reich. Ich war in einer Reihe teurer Kliniken, bevor ich hierherkam. Alle privat, natürlich. Hierher kam ich nur, weil ein sehr teurer Arzt darauf bestand. Mein Gatte, Her Grier, ist sehr reich. Ich habe mehr Juwelen, als ich jemals tragen könnte."

"Wie ärgerlich", sagte Virginia.

"Sie sind vermutlich eine Sozialhoilfepatientin?"

"Oh nein. Zufällig ist auch mein Gatte, Herr Cunningham, sehr reich." Zum Teufel – wenn man schon hier sein muß, warum nicht seinen Spaß haben. "Auch ich habe viele Juwelen. Meine Diamanten drücken mich fast auf den Boden."

"Ich besitze den Hope-Diamanten."³³

"Ich besitze den hoffnungslosen Smaragd. Er trägt den Cunninghamfluch. Sie haben wahrscheinlich davon gelesen."

"Herr Grier, mein Gatte, hatte die Absicht, ihn zu kaufen. Aber er hat einen Fehler. Man kann keinen fehlerhaften Stein an die schönsten Hände der Welt heften." Frau Grier hielt ihre Hände in die Höhe. Es waren keine häßlichen Hände, jede hatte vier Finger und einen Daumen. "Es ist eine Verpflichtung. Oft schon habe ich mir gewünscht, ich hätte gewöhnliche Hände wie Sie."

Eigentlich war das gar nicht lustig. "Als Sie sagten, Sie seien für gewöhnlich nicht hier, hieß das, es gibt noch andere Patientinnen in dieser Abteilung?"

"Tausende," antwortet Frau Grier, "und alle von den unteren Klassen. Als Herr Grier –"
"– Ihr Gatte!"

"– Herr Grier, mein Gatte, das letztemal hier war, sagte er, er habe noch nie so viele Frauen der Unterschicht auf einem Haufen gesehen."

"Wenn Sie es von einem gewissen Standpunkt aus betrachten, kann es ganz interessant sein."

"Ich würde das nie!"

"Ich meinte *Sie* in einem ganz allgemeinen Sinn, wie das generelle *man*."

"Was für ein General?"

"Ach – Pershing."

³³ Der Hope-Diamant ist einer der berühmtesten Diamanten der Welt. Benannt ist er nach einem ehemaligen Besitzer.

"Ein Vetter von mir", sagte Frau Grier. "Aus einer der Nebenlinien der Familie."

So ging es eine ganze Weile. Virginia hatte Frau Grier im Verdacht, daß sie wußte, was für einen Unsinn sie zusammenschwatzte, aber es hatte keinen Sinn zu widersprechen. Nachdem sie etwa eine Stunde lang Juwelen und Verwandte gegeneinander ausgespielt hatten, kamen die andern Damen. Es waren Dutzende. Fünfzig oder sechzig. Virginia beobachtete sie, als sie in den Tagesraum traten. So als Gruppe wirkten sie wie normale Frauen.

Die meisten der Neuankömmlinge schienen noch nicht mittleren Alters und obwohl Virginia versuchte, sehr kritisch zu sein, schienen sie ihr doch alle beängstigend gut dran zu sein. Ihr kam es vor, als seien Frau Grier und sie selbst die einzigen Narren der Abteilung Eins. Und selbst Frau Grier hatte sich offenbar nur widerwillig mit ihr eingelassen. Ja, ich sehe nicht so gut aus wie sie. Ich brauche Dauerwellen, Maniküre und ein schönes heißes Bad.

Die Damen standen in kleinen Gruppen zusammen und schwatzten. Keine kümmerte sich um Virginia und Frau Grier. Darum erhob sich Virginia und entfernte sich von Frau Grier. Genausogut hätte sie unsichtbar sein können, nur ihre Bonbonschachtel wurde von einer oder zwei Damen beaugapfelt.

Miss Gold trat in die Tür. "Essen, meine Damen", sagte sie.

Die Damen schlenderten aus dem Tagesraum und den Korridor hinunter; man mußte nicht in Reihen gehen, es gab kein Sprechverbot. Im Speisesaal fragte Virginia Miss Gold, wo sie sitzen müsse, und Miss Gold erwiderte, irgendwo. Aber es dauerte eine Weile, bevor die neue Patientin einen Platz entdeckte, der nicht belegt war; schließlich kam sie neben Frau Grier zu sitzen.

Fast glich das Essen echten Mahlzeiten. Man bekam Fleisch, das geschnitten werden mußte, und dazu hatte man ein Messer. Es gab Salat. Die Schüsseln waren nicht aus Metall, und man konnte schwarzen Kaffee haben. Vier der Frauen an Virginias Tisch unterhielten sich lebhaft über die Arbeit, die sie am Morgen geleistet hatten.

"Entschuldigen Sie," warf Virginia ein, als einmal eine Pause entstand, "haben Sie zufällig ein Mädchen namens Grace gekannt? Ihren Nachnamen weiß ich nicht. Sie ist blond und ganz hübsch, eine Journalistin."

"Grace?" sagte eine der Damen. "Ich kann mich an keine Grace erinnern."

"Da war doch Grace Jenks."

"Sie sagte ja, hübsch."

"Oh, entschuldige."

"Auf alle Fälle war Grace Jenks keine Journalistin."

Man lachte.

"Was war denn Grace Jenks eigentlich – ?"

"Meine Liebe, das fragst du noch?"

Gradesogut hätte man zuhause im Club sein können. Wenn Frau Grier den Mund gehalten hätte, hätte man vergessen können, wo man war.

II

Nach dem Essen gingen die Damen zum Waschraum, und wer rauchen wollte und Zigaretten hatte, rauchte. Virginia hatte ein neues Päckchen Zigaretten und war ziemlich beliebt, bis die Zigaretten verschenkt waren. Sie war enttäuscht, als sie feststellte, daß das Zündholzsystem das gleiche war wie in der Drei. Sie sah ein, daß man Frau Grier keine Zündhölzer anvertrauen sollte, aber sicherlich könnte man sich auf die anderen verlassen.

Auch die Verteilung des Klosettpapiers ging hier auf die gleiche Weise vonstatten. Der Waschraum war genauso wie in Drei, aber Virginia hoffte, daß man hier häufiger Gebrauch von den Duschkabinen machen würde. Die Damen sahen aus, als ob sie sich oft wuschen.

Nach dem Waschraum kam die Ruhestunde. Man konnte Briefe schreiben, falls man Papier und Bleistift hatte, man konnte auch schlafen. Alles durfte man tun, solange man es nur in seinem Zimmer tat und gegen keine Regeln verstieß. Virginia saß am Rand ihres Bettes und betete, daß die Wolldecke nicht zerknittern würde.

Später, im Salon, lernte sie Lola kennen. Lola war verheiratet und hatte dunkles Haar und ihr fehlten zwei Vorderzähne, und sie hatte ein Schätzchen, natürlich nicht der Ehemann, und zwei Kinder. Sie sagte, sie bliebe so lange in Juniper Hill, bis ihr Mann in die Scheidung einwilligen und ihr die Kinder überlassen würde. Virginia gab der Hoffnung Ausdruck, daß ihr Plan gelingen möge. Das sagte sie mehrmals. Lola war eine gesprächige Natur. sie redete, bis Miss Gold zum Nachtmahl rief, und das war ziemlich lange Zeit, nachdem die Atee-Damen zurückgekommen waren. Virginia hätte Lola gern nach der Bedeutung des Wortes "Atee-Damen" gefragt, aber Lola war vertieft in die Erzählungen über ihr Schätzchen. Lola richtete es ein, daß sie beim Nachtessen zusammensaßen, und die Gespräche über den Liebhaber wurden fortgesetzt. Virginia sagte: "Ich hoffe, daß Ihr Plan gelingen wird."

Aber Lola war großzügig. Im Waschraum gab sie Virginia eine der sechs Zigaretten zurück, die sie mittags von ihr angenommen hatte. Sie war wirklich großzügig: Sie hatte völlig vergessen, daß diese Zigaretten einmal Virginia gehört hatten.

In Abteilung Eins gab es keine Medikation; keinerlei unangenehmen Geruch. Die Damen wuschen sich tatsächlich sorgfältiger, bevor sie sich zurückzogen, vor allem wurde viel Strümpfe gewaschen. Die Nachthemden waren allerdings die gleichen alten Dinger, und das Feldbett war genauso hart wie in Drei. Unter der Oberfläche war es auch hier einfach Juniper Hill.

Aber vergiß nicht, dies ist die Abteilung, von der aus du heimgehen wirst! Dies ist das Sprungbrett. Vergiß, daß Lola gesagt hat, sie sei schon neun Monate hier. Neun Monate in Eins und fast zwei Jahre in Juniper Hills anderen Abteilungen. Aber Lola ist ja nicht krank, sie wartet nur, bis ihr Mann nachgibt.

III

Dieser erste Tag war kein zuverlässiges Beispiel für das Leben in Abteilung Eins gewesen. Während dieses ersten Tages sah Virginia Miss Davis kaum; an den folgenden Tagen sah sie Miss Davis fast immer. Es zeigte sich, daß die Eins härtere und strengere Regeln hatte, als man jemals gekannt hatte. Und die Oberaufseherin hatte nicht die Absicht, diese jemals zu lockern.

Die Oberschwester machte kein Hehl daraus, daß Dr. Kik ihrer Meinung nach zu weit gegangen war, als er Virginia nach Eins verlegt hatte. Es schien, als ob sie es darauf abgesehen hätte, zu beweisen, daß dieser Doktor ein Narr war. Möglicherweise hatte Virginia Verfolgungswahn, aber sie war überzeugt, daß sich Miss Davis es darauf anlegte, die Sache mit den nassen und trockenen Tüchern zu komplizieren.

Virginias Arbeit am Morgen hing mit nassen und trockenen Tüchern zusammen und mit einer ganzen Reihe von unglaublich schweren Eimern mit Auswindvorrichtung. Es war verboten, die Eimer zu schieben, aber fast unmöglich, sie zu heben. Man mußte ein nasses Tuch in den Eimer tunken, es dann durch das Auswind-Dings pressen und damit den Boden wischen. Dann mußte man mit einem trockenen Tuch nachwischen. Die nassen und trockenen Tücher waren jedoch verschiedene Sorten. Ein "nasses Tuch" blieb ein solches, selbst wenn es trocken war. Und allzuoft hielt Virginia ein "trockenes Tuch" für ein "nasses", weil es naß war. Zumindest sobald Miss Davis in die Nähe kam,

verwandelte sich das Tuch, das Virginia gerade in den Händen hielt, in das falsche. Miss Davis sagte, es sei unmöglich, die Tücher zu verwechseln, aber Virginia war das sehr leicht möglich.

Bevor man mit dieser Arbeit beginnen konnte, mußte man aber erst die Gerätschaften dazu finden. Sie waren in einer Besenkammer, die sich jeden Morgen woanders befand. Virginia pflegte den andern Damen nachzugehen in der Hoffnung, sie gingen zur Besenkammer. Manchmal taten sie es. Einige Frauen waren freundlich und halfen ihr, besonders Lola war sehr gefällig. Freilich mußte Virginia sich immer lange Geschichten über Lolas Schatz anhören, sobald sie sie bat, ihr zu helfen, aber schließlich verriet Lola ihr doch, wo die Gerätekommer hingeraten war, und zeigte ihr, welche Tücher welche waren.

Virginia schob den Eimer über den Boden, aber dann erschien immer gleich Miss Davis und fragte böse, ob sie die Absicht habe, das Linoleum zu ruinieren. Virginia stellte die Gegenfrage, ob auf diese Weise vielleicht das Linoleum in ihrem eigenen Zimmer abhanden gekommen sei, und Miss Davis erklärte, sie solle sich um ihre eigene Arbeit kümmern.

Gelegentlich hatte Lola irgendeine Beschäftigung außerhalb der Abteilung Eins. Sogar Frau Grier ging manchmal fort, um zu arbeiten. Nur Virginia mußte immer dort bleiben. Neben ihrer täglichen Arbeit in der Abteilung mußte Virginia auch ihr Zimmer selbst in Ordnung halten. Miss Davis sagte, ihr Zimmer sähe aus wie ein Schweinestall. Diesen rauhen Zementboden konnte man freilich scheuern, wie man wollte: er sah immer aus, als ob er unbedingt gereinigt werden müßte. Miss Davis fügte hinzu, daß Virginias Zimmer eine Schande für die ganze Abteilung sei, daß nie zuvor jemand so viele trockene Tücher ruiniert habe und daß Virginia nichts aufräume. Miss Davis behauptete, daß Virginia nicht nur überall Besen und Eimer stehenlasse, sondern daß sie zudem Besen und Eimer den andern Damen wegnehme und verstecke. Wenn Virginia nur ein sicheres Versteck gewußt hätte! Augenblicklich wäre sie selbst hineingekrochen.

Ungefähr eine Woche nach Virginias Übersiedlung in die Abteilung Eins brachten Miss Davis und Miss Gold eine Schreibmaschine in Virginias Zimmer. "Ihr Arzt sagt, Sie dürfen jeden Tag eine Stunde schreiben", sagte Miss Davis. "Stellen Sie die Maschine auf den Tisch, Miss Gold."

Und Miss Gold stellte die Maschine auf den Tisch.

"Dann brauche ich aber einen Stuhl", sagte Virginia.

"Natürlich."

"Und Schreibpapier."

"Ich bin mir völlig im klaren, was Sie brauchen werden. Die Schreibmaschine werden Sie nur während Ihrer Ruhepause benutzen. Vermutlich werden Sie dabei schrecklichen Lärm machen –"

"Ich möchte niemanden stören", sagte Virginia. "Ich muß nicht schreiben."

"Dr. Kik wünscht, daß Sie schreiben", antwortete Miss Davis. "Sie werden also bitte nicht widersprechen."

So mußte Virginia also schreiben. Und sie schrieb drauflos – nun sei es an der Zeit, daß alle guten Menschen V. Cunningham zu Hilfe kämen. Sie schrieb, daß Virginia im Mondschein schlafe und sich danach sehne, mit einem donnernden Schnellzug nach Kalifornien zu fahren. [Sie schrieb eine Geschichte über ein kurzes, glückliches Leben, dann änderte sie das Manuskript, ließ den Mann die Frau erschießen und nannte die Novelle "Das kurze, glückliche Leben der Frau Franziska McComber". Sie beschrieb eine Szene, in der Polizisten in eine Wohnung eindrangen, dann konnte sie sich nicht mehr besinnen, warum die Polizisten gekommen waren, und so schrieb sie, daß Johannes Moncure March ein Gedicht verfaßt habe, und daraufhin sei die Polizei eingedrungen.

Es war schrecklich schwer, immer etwas zum Schreiben zu finden. Wenn sie mehr als eine Minute zu tippen aufhörte, tat Miss Davis unter die Tür und fragte, was los sei. Sobald daher Virginia die Rösche der Pflegerin rascheln hörte, schrieb sie hastig, eine Rose sei eine Rose sei eine Rose, leider.

Wenn die Ruhepause vorüber war, zerriß sie ihr Manuskript in kleine Fetzen und warf sie in die Toilette. Miss Davis erwischte sie niemals dabei, aber Virginia fürchtete, daß es die Pflegerin eines Tages merken und sie dann für alle Schäden in der Wasserleitung verantwortlich machen würde. Dennoch war es unbedingt nötig, diese absurden Schriftstücke zu vernichten.]³⁴

An einem Nachmittag fragte Miss Davis sie, was sie schreibe. Virginia lehnte sich über die Maschine, um das Geschriebene zu verstecken. Heute war sie dabei, die Geschichte einer Frau zu erzählen, die ihr Haar verkaufte, und eines Mannes, der seine Uhr verkaufte. Für jemanden, dem Uhrketten oder Käämme nicht besonders wünschenswert schienen, war es schwer, diese Opfer von Jim und Della mit genügendem Pathos zu schildern. "Ein Buch", sagte sie zu der Pflegerin.

"Was für ein Buch?"

"Einen Roman."

"Oh", sagte Miss Davis. "Ich hörte von Dr. Kik, daß Sie schon etwas veröffentlicht haben."

³⁴ Die Passage in [...] fehlt in der mir vorliegenden amerikanischen 4. Auflage 1949. Sie ist wohl den für Taschenbuchausgaben nicht untypischen Streichungen zum Opfer gefallen.

"Einige Romane."

"Ich finde, Sie sollten etwas Ernsthaftes schreiben."

"Es gibt Leute, die Romane ernsthaft finden."

"Es gibt auf der Welt so viel zu tun, daß man nicht auch noch Geschichten erzählen muß", sagte Miss Davis. "Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen sagen, daß Sie eher gesund werden, wenn Sie sich mit der Realität abfinden!"

Virginia erwiderte nichts. Seit Jahren schon hatte sie sich abgewöhnt, sich auf Diskussionen über das Romanschreiben einzulassen. Zum letztenmal hatte sie sich aufgeregt, als Florence Young erklärt hatte, sie lese Romane nur im Sommer. *Nicht, daß ich etwa den ganzen Sommer faul herumliege*, hatte sie gesagt, *aber es gibt im Sommer nunmal Tage, an denen man einfach nichts Vernünftiges tun kann*. Virginia hatte sich schrecklich darüber geärgert, aber dann fand sie plötzlich ihren Humor wieder und mußte lachen, und seither machte sie sich nichts mehr daraus, wenn die Leute behaupteten, Romane seien auf alle Fälle etwas Dummes.

"Wie ich sehe, schreiben Sie aber nicht blind", sagte Miss Davis.

"Nein, das habe ich nie gelernt."

"Warum nicht?"

"Es gehörte nicht zu den Vorbereitungskursen meines College. Zehn-Finger-Schreiben konnten nur diejenigen lernen, die nachher nicht an die Universität gingen."

"Wie unpraktisch!"

"Ja, sie haben das jetzt geändert."

"Sie hätten es ja später noch lernen können!"

"Ich kann ziemlich schnell schreiben."

"Aber vollkommen ist die Methode nicht –"

"Ich habe alle meine Manuskripte selbst geschrieben. Ich tue es gern, auch wenn meine Methode nicht vollkommen ist."

"Sie wissen ja, Virginia," erwiderte Miss Davis, "ich sage das nur, weil ich es gut mit Ihnen meine. Wenn Sie sich besser anpassen könnten, kämen Sie besser durch im Leben! Ich meine, wenn Sie vergessen würden, daß schon eine Kleinigkeit von Ihnen publiziert worden ist ... Schließlich ist es nichts so Außergewöhnliches, nicht wahr? Es macht Sie doch nicht besser als die anderen Damen –"

Virginia stand auf. "Miss Davis," sagte sie, "schreibe ich Ihnen etwa vor, wie Sie sich als Pflegerin benehmen sollten?"

Die Oberschwester lächelte. Sie hatte Blut geleckert. "Wie gesagt, meine Liebe, Ihnen fehlt der Sinn für die Gemeinschaft. Sie müssen Ihr gesteigertes Selbstbewußtsein loswerden ... das heißt falls Ihnen daran gelegen ist, wieder gesund zu werden."

Sie wandte sich um und der gestärkte Rock raschelte energisch den Korridor hinunter.

Eigentlich hat mir diese Pflegerin ein Kompliment gemacht. Eine Krankenschwester, vorausgesetzt, sie ist gesund, würde sich doch nie erlauben, auf diese Weise mit einer Kranken zu sprechen. Die Würde ihres Berufes würde es doch einer der besten, wenn nicht der besten Pflegerin des Landes nicht erlauben, sich mit einem Fall auf eine Diskussion einzulassen. Virginia lehnte sich an den Fenstersims und sah auf die rote Backsteinwand. Es kann aber nicht sein, daß sie mich persönlich haßt – sie haßte mich schon, bevor ich kam; es muß etwas sein, das zwischen ihr und Dr. Kik liegt. Aber ich habe keine Lust, ihr Fußball zu sein. Ich muß aus dieser Abteilung Eins herauskommen. Nicht etwa, daß ich Angst hätte, sie könnte mich körperlich verletzen, aber ich weiß, daß ich nicht mehr viel ertragen kann, und sie wird mich noch viel, viel mehr reizen.

Eine Zeitlang haben wir geglaubt, er würde wieder gesund, aber dann – nun, es wurde immer schlimmer...

Don, hat es wohl eine Zeit gegeben, wo du das Licht der Außenwelt noch gesehen hast, wie am Ende eines langen, dunklen Tunnels; eine Zeit, wo du wußtest daß du in der Schwebe warst und daß der kleinste Stoß in der einen oder anderen Richtung dein Leben entscheiden würde? – Ob du wohl in diesem labilen Augenblick auf eine Miss Davis getroffen bist, die dich auslachte, verhöhnte, die dich zurück ins Dunkle gestoßen hat?

Wie empfindlich unser Verstand, unsere geistige Gesundheit ist, wenn sie den Spezialisten ausgeliefert wird. Das Gewebe zittert wie unter dem Messer, und nur halb betäubt siehst du das Licht der Genesung und das Dunkel des Todes, das man auch Leben nennt: das lange glückliche Leben des Idioten.

Sie hörte einen Schrei. War ich das, die ihn ausgestoßen hat? Eine "Stimme"? Ich? Eine geistesgestörte Kameradin? Für einen Augenblick glitt sie aus der Schwebe. "Robert", sagte sie leise. "Robert Cunningham." Es war wie ein Gebet.

IV

Als er sie besuchen kam, erzählte sie ihm nichts von ihren Schwierigkeiten; sie schämte sich, ihm zu gestehen, daß sie den Unterschied zwischen einem trockenen Tuch, das naß war, und einem nassen Tuch, das trocken war, nicht erkennen konnte.

Fast die ganze Besuchszeit brachte er damit zu, ihr zu erzählen, was sie alles unternehmen wollten, sobald sie aus Juniper Hill entlassen wäre. Er sagte, das würde bald sein, und solange er da war, glaubte sie wirklich daran. Er berief sich auf Dr. Kik. Er hatte bereits heimgeschrieben, daß sie zum Erntedankfest kommen würden.

Als Virginia hinausgerufen wurde, hatte Robert dort gestanden, im Gespräch mit der Oberschwester. "Wer war die alte Henne?" fragte er, als sie sich im Besucherzimmer niedergelassen hatten.

"Das ist Miss Davis", antwortete Virginia. "Sie ist sehr tüchtig. Und außerdem ziemlich schön, findest du nicht?"

"Du liebe Zeit, nein", sagte Robert. "Ich glaube, mit der ist nicht gut Kirschen essen. Mir gefällt sie nicht."

Lola hatte auch Besuch. Man hätte ihr heute ihr Gebiß gönnen mögen, aber wahrscheinlich wäre sie auch mit Zähnen nicht hübscher gewesen. Der Mann, mit dem sie sich unterhielt, sah erstaunlich gut aus. Seltsam, daß ein so hübscher Mann, der offensichtlich um Jahre jünger war als Lola, sich in eine unscheinbare, verheiratete Frau verlieben konnte.

"Diese Dunkelhaarige dort drüben ist meine Freundin Lola", flüsterte Virginia. "Der Mann ist ihr Liebhaber. Außerdem hat sie noch einen Gatten."

Robert knurrte. "Hör auf mit dieser Lola", sagte er. "Hör zu, Liebling, Dr. Kik sagte..."

Als die Besuchszeit vorüber war, kam Miss Davis an die Tür. Erst rief sie Lola und dann Virginia. Der Ton ihrer Stimme schien andeuten zu wollen, daß Lola und Virginia ungezogen gewesen waren. Robert erhob sich und trat zu der Pflegerin. "Hatten Sie Mrs. Cunningham gemeint – ?" fragte er.

Es war nur eine Kleinigkeit, aber Virginia war überzeugt, daß Miss Davis seither noch strenger mit ihr war. Einbildung natürlich. Und vielleicht machte Miss Gold ihr Los noch schwerer, indem sie in Miss Davis' Gegenwart sagte, Mr. Cunningham sei ein scharfer Typ. Aber der unsanfte Stoß, den ihr Miss Davis am nächsten Morgen gab, weil sie wieder einmal die Tücher verwechselt hatte, war keine Einbildung. Man war nicht verletzt, aber so irritiert, daß man sich fast vergaß. Bevor man es sich überlegen konnte, hatte man die Pflegerin schon aufgefordert, freundlichst ihre Hände wegzunehmen.

Unwahrscheinlich, daß man von der Eins aus jemals weiterkommen würde. Zwar brannte Miss Davis offensichtlich darauf, einen solchen Strohkopf loszuwerden, aber es war klar, daß sie einen durch die Hintertür abschieben wollte. So machte man seinen eigenen Plan.

Eines Morgens erzählte Virginia Miss Gold beiläufig, sie habe Schmerzen auf der rechten Seite. Da sie bereits am Blinddarm operiert war, wußte sie genau, auf welchen Punkt sie deuten mußte.

Miss Gold war sofort beunruhigt. Ob es ein starker Schmerz sei? Oh nein, sagte Virginia, nichts Schlimmes. Sie könne es aushalten. "Sicher eine kleine Verdauungsstörung. Ich hätte garnichts davon gesagt, aber ich dachte, Sie könnten mir vielleicht ein Abführmittel geben." Oh Unschuld!

Miss Gold war entsetzt. Das wäre das Schlimmste! Sie berührte Virginias Blinddarmnarbe und Virginia stöhnte. "Ooh! – Entschuldigen Sie, aber ich bin da wohl etwas empfindlich. Aber Sie haben mir nicht wirklich wehgetan."

In weniger als einer halben Stunde saß Virginia in Dr. Kiks Sprechzimmer.

"Sie haben sich also entschlossen, sich eine zweiten Blinddarm wachsen zu lassen, Jeannie", lachte er.

"Ich mußte Sie sehen", sagte sie. "Es war die einzige Möglichkeit, die mir eingefallen ist."

"Ah, Sie denken über einen neuen Roman nach."

"Nein. Sie wissen doch, daß mich Miss Davis nie hätte kommen lassen, wenn ich sie drum gebeten hätte. Ich mußte einen Grund haben, und den wirklichen Grund hätte sie niemals gelten lassen."

"Und der wäre?"

"Dr. Kik, ich kann nicht in Abteilung Eins bleiben. Ich kann es einfach nicht!"

Der Arzt runzelte die Stirn. Sie erinnerte sich nicht, ihn je zuvor gesehen zu haben, und doch schien es ihr jetzt, als kenne sie ihn genau. Seine Augenbrauen zogen sich in die Höhe, genau wie sie es vorausgewußt hatte.

"Sie können es nicht, Jeannie –?"

"Ich bin dem nicht gewachsen", sagte sie. "Ich vergesse, wo die Sachen sind. Ich verwechsle die Tücher!"

"Sie schreiben ja."

Sie zuckte die Achseln. "Schreiben kann ich nur zuhause."

"Aber Sie schreiben!"

"Ich tippe nur. Wenn ich aufhöre, kommt sie und fragt, was los sei. – Es stimmt doch, nicht wahr, daß man aus egalwelcher Abteilung nachhause entlassen werden kann?"

"Ja," antwortete er, "das stimmt."

"Dann möchte ich verlegt werden."

"Wie steht es mit den Damen in Eins? Haben Sie sich mit ihnen angefreundet?"

"Ja. Sie sind nett zu mir. Aber es ist so schwer, hier Freundschaften zu schließen, wirkliche Freundschaften. Ich denke immer ans Nachhausegehen. Es ist, als ob man sich in einem Wartesaal mit jemandem befreunden soll."

"Und was meint Mr. Cunningham zu einer solchen Verlegung?" Dr. Kik hatte sich zurückgelehnt und saß nun mit aneinandergepreßten Fingerspitzen da. Wahrscheinlich meint er, daß er alt aussieht. Dabei ist er nicht älter als ich, vielleicht sogar jünger.

"Robert weiß nichts davon. Wissen Sie, er ist froh, daß ich hier bin. Ich habe ihm nicht gesagt, wie schwer es ist. Alle diese Frauen wissen so viel mehr als ich. Sie verwechseln die Tücher nie und wissen immer, wo die Besenkammer ist. Ich war nie besonders gut im Bettenmachen und bringe einfach keines fertig, das befriedigt. Ich gehöre nicht dorthin, Herr Doktor." Das war nun endlich die Wahrheit. Es handelte sich ja nicht um Miss Davis, sondern darum, daß man noch nicht gesund genug war für Abteilung Eins. "Ich bin nicht gesund genug."

"Sie halten sich nicht für gesund genug für die Abteilung Eins?"

"Ich weiß, daß ich nicht gesund genug bin! Ich vergesse, was man mir aufträgt. Ich vergesse, wo mein Zimmer ist. Nicht etwa, daß ich mir keine Mühe gebe, das tue ich. Das tue ich wirklich!"

"Nun," sagte er, "wir werden darüber nachdenken."

Sie erhob sich. "Danke vielmals."

Er lächelte. "Und diese Schmerzen im Bauch, haben Sie die nicht mehr?"

"Die sitzen eher im Kopf," sagte sie, "und im Nacken."

Er brach in Lachen aus. "Jeannie, Sie müssen lernen, zurückhaltender zu sein." Für einen Ausländer begriff er sehr schnell.

"Ich weiß. Ich meine es nicht so. Oder doch, aber die Hauptsache ist trotzdem, daß ich nicht gesund genug bin. *Sie* ist nur ein kleiner Teil des Problems."

"Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind. Das war mutig." Er hielt ihr die Hand hin.

Als die Lernschwester zurückblieb, die sie zurück begleitet hatte, kam sie beim Büro der Abteilung vorbei. Miss Davis schaute von ihrem Schreibtisch auf. Virginia grüßte förmlich und ging zum Tagesraum. Lola war dort. Sie war ziemlich aufgeregt, sie erwartete den Besuch ihres Liebsten. Der Gatte war genötigt worden, seinen Besuchstag an den Rivalen abzutreten.

"Aber ich dachte doch, Ihr Freund ist am letzten Besuchstag schon hiergewesen", fragte Virginia. Allmählich hatte sie den Eindruck, daß Lola doch ziemlich krank sein mußte.

"Der?" Lola lachte verächtlich. "Das war doch mein Mann!"

Ja, wirklich, noch ziemlich krank.

Achtes Kapitel

I

"Ich kann es nicht verstehen", sagte Miss Gold. "Ich wollte, ich hätte Sie nicht zu ihm geschickt. Aber ich habe höllische Angst vor Blinddarm. Eine Freundin von mir ist daran gestorben."

"Sie hatten ganz recht getan", erwiderte Virginia. "Mit sowas läßt sich nicht spaßen."

"Aber er sagte, es ist nichts Besorgniserregendes?"

"Ja. Es war nur ein allgemeiner Schmerz. Vielleicht habe ich's mir nur eingebildet."

"Jedenfalls ärgert es mich, daß Sie die Eins verlassen. Es geht Ihnen schon so gut, Sie schreiben jeden Tag und überhaupt ... Aber achten Sie nicht auf mein Gerede. Ich schwatze zuviel. Ich bin sicher, daß Sie bald wieder bei uns sein werden!"

Virginia räusperte sich. "Ich habe gehört, man kann aus jeder Abteilung entlassen werden –"

"Oh ja, sicher. Und ich bin überzeugt, Sie werden Mrs. Fledderson mögen. Ich habe bei ihr gelernt. Sie ist so – man kann nicht sagen, leicht – aber sie macht es einem leicht." Miss Gold schloß die Schachtel, die Virginias Sachen enthielt. "Jetzt können wir gehen. Ich darf Sie begleiten. Ich sehe Mrs. Fledderson nicht oft. Komisch, wo sie doch nur am andern Ende des Korridors ist."

Miss Davis war nicht im Büro, als sie daran vorbeigingen. "Im Tagesraum", sagte Miss Gold, als ob Virginia gefragt hätte, wo die Oberschwester sei.

"Die Arbeit muß hier schrecklich belastend sein", sagte Virginia, als sie die Abteilung verlassen hatten. "In einem gewöhnlichen Krankenhaus hätten Sie es doch viel leichter?"

"Nun, wissen Sie, ich bin mit einem Mann hier verlobt, mit einem Patienten. Ich meine, wir verlobten uns, bevor er krank wurde. – Auf diese Weise kann ich wenigstens seine Spur verfolgen."

"Das tut mir leid", sagte Virginia. "Hoffentlich wird er bald gesund."

Miss Gold seufzte. "Es dauert so lange. Ich meine, in manchen Fällen. Er ist nicht wie Sie. Aber er wird auch gesund werden! Ich habe immer daran geglaubt, und inzwischen sagen es sogar einige der Ärzte." Sie zückte den Schlüsselbund. "Da sind wir."

Abteilung Zwei. Sie sah aus wie die Abteilung Drei; sie sah auch aus wie Abteilung Eins. Auf alle Fälle der Korridor und das Büro. Am Schreibtisch saß eine kleine grauhaarige Schwester. Sie sprang auf, als sie Miss Gold und Virginia sah. "Goldie!" rief sie. "Wie kommst du hierher? Haben sie dich rausgeschmissen?"

Miss Gold lachte. "Mal den Teufel nicht an die Wand", sagte sie. "Das ist Mrs. Cunningham, – Mrs. Fledderson."

Virginia wollte schon ihre Sachen abgeben, da bemerkte sie, daß Mrs. Fleddersons ausgestreckte Hand etwas anderes bedeutete.

"Es freut mich, daß Sie zu uns kommen, Mrs. Cunningham. Dr. Kik hat mir von Ihnen erzählt."

Ich gäbe viel darum, zu wissen, was er gesagt hat. Draußen in der Welt würde man jetzt antworten: *Hoffentlich nichts Schlimmes*, und der andere würde lächelnd erwidern: *Aber nein, im Gegenteil.* Aber halte lieber den Mund. Denk dran, daß du dir selbst nicht trauen darfst; du könntest etwas sagen, was dir schadet.

"Goldie, warte, bis ich sie in den Tagesraum gebracht habe, dann können wir ein wenig plaudern."

"Ach, ich kann doch nicht warten, Fled, das weißt du doch –"

"Ja, leider", sagte Mrs. Fledderson. Sie verdrehte die Augen. "Wenn ich an so gewisse Dinge denke, könnte ich zerspringen." Sie und Miss Gold wechselten Blicke. Virginia schaute zu Boden und tat, als ob sie nicht wüßte, worüber die beiden sprachen.

"Warte nur, bis ich dir erst das Neueste erzähle", sagte Miss Gold.

"Im Ernst, Goldie, man sollte etwas unternehmen!"

"Ich könnte ja Blinddarmentzündung bekommen", sagte Miss Gold. "Das wäre vielleicht eine gute Idee. Was meinen Sie dazu, Virginia?"

Virginia merkte, daß sie rot wurde. "Ich weiß gar nicht, was Sie meinen –"

Miss Gold lachte. "Ach, war ich dumm. Jetzt geht mir erst ein Licht auf! Fled, deine Neue hat so ihre Tricks . . . – Aber das überlasse ich dir, Liebes. Es wurde ja schon versucht, irgendwie, aber es hat nie funktioniert . . . – Jedenfalls, Fleddie, paß gut auf sie auf, sonst wird sie sich aus deiner Abteilung heraustricksen, bevor du's mitkriegst!"

"Schon gut", lachte Mrs. Fledderson.

Nachdem sich Miss Gold verabschiedet hatte, gingen sie in den Tagesraum. "Er ist natürlich nicht so großartig wie der in Eins," sagte Mrs. Fledderson, "aber es ist auch bei uns ganz nett. Niemand ist gern in Juniper Hill. Auch ich selbst bin nicht besonders gern hier. Aber wenn man schon eine Zeitlang hier sein muß, sollte man versuchen, das Beste draus zu machen und die Dinge so leicht als möglich zu nehmen. – Dr. Kik sagte, Sie schreiben?"

"Ja," antwortete Virginia, "aber hier möchte ich lieber nicht schreiben, wenn das erlaubt ist."

"Selbstverständlich. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie Sie das hier tun könnten. Warten Sie damit, bis Sie wieder zuhause sind. Nun, hier ist unser Salon. Wie Sie hören, haben wir ein Radio. – Madge, stellen Sie das Radio etwas leiser! Wollen Sie denn unser Trommelfell zersprengen?"

II

Die Damen in der Zwei waren sehr freundlich. So gut angezogen und so gescheit wie die in der Eins waren sie nicht, aber sie schienen unbefangener. Jeden Morgen war man beschäftigt mit Putzen und Bettenmachen, aber dabei ging es ganz lustig zu. Die andern halfen einem und man half den anderen. Es schien Mrs. Fleddersons Absicht zu sein, einem die Arbeit so leicht wie möglich zu machen. Freilich sah ihre Abteilung nicht halb so sauber aus wie die von Miss Davis. Die traurige Wahrheit ist aber, daß Frauen aus allem ihren Nutzen ziehen.

"Kinder," konnte dann die Oberschwester manchmal an einem Morgen sagen, "macht eure Sache heute einmal gründlich. Eines der großen Tiere kommt zur Inspektion, und ich möchte meine Stelle nicht verlieren." An einem solchen Morgen scheuerten und putzten die Kinder wie wild, und am nächsten Tag brachte Mrs. Fledderson eine Schachtel Konfekt oder sonstwas Gutes.

"Niemand geht gern von der Zwei weg", erzählte jemand Virginia. "Wenn eine von uns in die Eins verlegt wird, ist das wie ein Begräbnis."

Als Robert kam und Mrs. Fledderson kennenlernte, war er mit dem Wechsel versöhnt. Er sagte, Dr. Kik habe es ihm erklärt. "Er fand das großartig von dir!"

"Ich konnte diese Frau keinen Tag länger ertragen," erwiderte Virginia, "aber ich mußte einen Trick finden, um an Dr. Kik ranzukommen."

"Er sagt, du seiest fast gesund. Du könntest schon bald vor das Konsilium gehen."

"Was ist denn das – ?"

"Einfach eine Gruppe von Ärzten ... Sie sprechen ein wenig mit dir, bevor du heimgehst. Das ist alles."

"Es klingt schrecklich", sagte sie.

"Warum denn, das ist doch nur eine Formsache", erwiderte Robert. "Dr. Kik ist auch dabei und wird alles arrangieren. Versprich mir, daß du dir deshalb keine Sorgen machst!"

Virginia lächelte. Dieses Lächeln mußte sie ziemlich oft anwenden. Trotz der unbefangenen Atmosphäre war die Abteilung Zwei oft verwirrend. Auch hier mußte man Dinge im Gedächtnis behalten; man mußte wissen, wo das Bett war, der Waschraum und dergleichen mehr. Die Pflegerinnen wurden nicht böse, wenn man es vergaß; aber man merkte, daß es sie erstaunte. Die Frauen in der Zwei waren keine großen Leuchten, und doch wußten alle außer Virginia, wo ihre Betten standen und wo sich der Waschraum befand. Sie hatten das Tagesprogramm im Kopf und kannten meistens sogar den aktuellen Wochentag.

Virginia konnte nichts im Bewußtsein behalten als ihren Namen. Oft wunderte sie sich selbst, daß sie den nicht vergaß. Aber sie vergaß, in welcher Abteilung sie war; sie vergaß Mrs. Fleddersons Namen; sie vergaß die Namen ihrer neuen Kameradinnen; sie vergaß Dr. Kiks Namen. Der wußte nichts davon; sie nannte ihn Doktor und damit war er zufrieden. Er sagte, es gehe prächtig vorwärts, prächtig.

Sie ging mit einer Gruppe Frauen zur H.T. Das meinte Handarbeitstherapie. Die Damen saßen im Kreis und nähten und stickten. Die Therapeutin gab Virginia ein Handtuch mit einem vorgezeichneten Kreuzstichmuster. Sie erklärte Virginia den Kreuzstich. Virginia kannte ihn, oder hatte ihn auf alle Fälle einmal gekonnt. Das sagte sie aber nicht. Man konnte ja nicht wissen, ob es damit genauso war wie mit dem Radfahren.

Aber als man erstmal angefangen hatte, kam die Fertigkeit aus der Kinderzeit zurück, und schon machte man es genausogut wie mit sieben Jahren, und die Therapeutin lobte einen so überschwänglich, daß eine der Frauen, Betsie, mit Weinen nicht mehr aufhören konnte.

Als Robert das nächstmal wiederkam, wußte er bereits von dem Tuch. Wenn man überlegte, was Dr. Kik sich alles notierte, wußte man wirklich nicht, ob man lachen oder weinen sollte. Man stellte sich vor, wie er wohl das Wort *cross-stitch* aussprach³⁵, aber man wagte nicht, sich in Roberts Gegenwart über Dr. Kik lustig zu machen. Roberts Stimme bekam einen ganz andere Ton, wenn er den Namen des Doktors aussprach. Er verehrte ihn geradezu.

"Mrs. Fledderson sagt, ich darf dich in den Laden mitnehmen, zu einer Limonade", sagte Robert, nachdem das Thema des bedeutsamen Handtuchs erschöpft war.

"Aber ich habe keinen Mantel, und du hast mir doch erzählt, es ist kalt." Doch da kam schon Mrs. Fledderson mit ihrem grünen Mantel und dem grünen Hut mit dem Pelzrand. "So sehn Sie aus wie eine Millionärin", lachte die Oberschwester, nachdem Robert einem in den Mantel geholfen hatte.

³⁵ Kreuzstich; der Doktor ist Ausländer.

Eine Millionärin. Lieber möchte ich aussehen wie eine normale Frau. Wenn sie sagen würden: *Du siehst richtig gesund aus, in diesem Mantel.* "Es ist wohl schon Winter?"

"Du solltest deinen Muff haben", sagte Robert mit ängstlicher Stimme.

"Oh nein, der ist zu schade für hier. Ich kann die Hände ja in die Taschen stecken." In jeder Tasche fand sie einen Handschuh, in der einen war außerdem ein zerknülltes Taschentuch. "Schau, das war die ganze Zeit hier drin!" Es kam ihr vor, als ob sie die Taschen einer Toten durchsuchte. Das schwache Parfüm des Taschentuchs war wie der Geruch verwelkter Totenkränze.

"Vielleicht sollte ich dir das nächstemal doch deinen Muff mitbringen."

"Nein, wirklich nicht, Robert – ich könnte ihn verlieren."

"Aber wenn du von hier fortgehst, wirst du ihn brauchen."

"Du holst mich dann ab, nicht wahr?"

"Was denkst du denn –!"

"Dann bringst du den Muff mit, ja? Das soll unser Zeichen sein."

"Gut. Lange wird es nicht mehr dauern. Kik hat mir heute versprochen, daß er dich bald vors Konsilium schickt."

Ob mir meine Tricks da noch helfen werden? Wie lange kommt man mit diesem So-tun-als-ob durch?

Sie hatte immer geglaubt, der Laden in Juniper Hill bestände nur aus einem Magazin, aber es war ein richtiger kleiner Drugstore³⁶ mit Tischen und Stahlsesseln und mit einer Sodawasseranlage. Oder vielleicht doch nicht ganz wirklich. Einige der Besucher waren nicht wirklich. Das spürte man, – zumindest wenn man selbst zu den Unwirklichen gehörte.

Robert führte sie an einen Tisch, und dann holte er die Limonade. "Selbstbedienung", erklärte er. Sie saß an ihrem Tisch und zitterte. Sie war allein, allein – und einige der Menschen um sie herum waren gesunde Menschen. Ob sie wohl nach ihr sahen und dachten, da ist eine der Kranken, eine der Insassen? Ich darf mich nicht einschüchtern lassen. Ich werde ihnen ins Gesicht sehen.

Sie sah sich um und entdeckte Lola. Sie saß da mit einem kleinen alten kahlköpfigen Mann und schnurrte wie eine Katze. Sie winkte Virginia zu. Virginia winkte zurück, aber nicht so heftig. Sie fürchtete, daß Lolas ausladendes Winken den wirklichen Menschen hier seltsam vorkommen mußte.

Robert fand, die Limonade sei gut, aber Virginia war zu befangen, um überhaupt zu merken, was sie trank. Am nächsten Tisch versuchte eine alte Dame einen jungen Mann

³⁶ Der typische amerikanische Drugstore ist eine Kombination aus Drogerie, Imbiß und kleinem Haushaltswarengeschäft.

zu überzeugen, sein Softeis nicht mit den Fingern zu essen; hin und wieder putzte sie ihn mit einer Serviette ab. An einem andern Tisch saßen zwei Männer und tranken Kaffee. Ich weiß nicht, welcher von beiden normal war; vielleicht wissen die es von uns auch nicht. Sie sah Robert an. Nein, kein Mensch könnte glauben, daß er der Patient sei. Ich dagegen habe schon immer ein bißchen dümmlich ausgesehen. Es ist nicht fair.

Robert erzählte Neuigkeiten aus der Stadt. Bei Helene war er gewesen; er erzählte von einem ihrer Radikalen. Erst als er lachte, merkte Virginia, daß es eine lustige Geschichte gewesen war, und lachte mit. "Oh, diese Helene", sagte sie. Wir plaudern gerade einfach wie Menschen.

Er erzählte ihr von einem Theaterstück, das er gesehen hatte. Nachher war er bei einem der Schauspieler eingeladen gewesen; er hatte in diesen Monaten so viele Menschen kennengelernt, die ihr fremd waren. "Es muß lustig gewesen sein – "

"Nichts ist lustig, wenn du nicht dabei bist. Aber bald wirst du wieder dabei sein, Liebling!"

Er sprach von seinen Plänen, daß die Familie alles vorbereitet habe, damit sie bei ihnen wohnen könnten, bis Virginia ganz gesund sei. *Gesund genug, um in einer eigenen Wohnung zu leben*, dachte sie. Er erzählte von Mag und Ted und dem Baby. Virginia hörte zu. Nein, sie hörte nicht wirklich zu. Sie tat nur so. Langsamer, Robert, langsamer. Ich kann dir nicht folgen. Ich kann nicht Schritt halten. Ich bin nicht so gesund, wie du meinst.

Und dann trat Lola an den Tisch und grinste mit ihrem beklagenswert zahnlosen Lachen. Nur zwei Zähne fehlten, aber zwei wichtige. "Ich habe mir solche Gedanken gemacht, weil du geglaubt hast, der andere ist mein Liebster. Ich wollte unbedingt, daß du ihn heute siehst!"

"Ich sehe ihn", sagte Virginia. Den kleinen Kahlkof an der Tür. "Hoffentlich geht alles gut."

"Alles wird wunderbar", sagte Lola. "Mein Mann willigt in die Scheidung ein und überläßt mir die Kinder. Sobald ich hier rauskomme . . . Aber jetzt darf ich meinen Freund nicht warten lassen."

"Ich hätte dich vorstellen sollen," sagte Virginia zu Robert, nachdem Lola zu ihren Freund geeilt war, "aber ich kenne ihren Nachnamen nicht. Und hier ist sowieso alles anders."

"Das ist es wirklich", meinte Robert.

III

Man konnte es auch von einer anderen Seite aus betrachten. Immer hatte man gehört, daß sich die Verrückten für gesund halten. Folgt daraus wohl, daß die, die sich für verrückt halten, gesund sind?

Als sie bei Dr. Kik war, machte er eine große Sache daraus, wie gut es ihr schon ginge; aber auch er sprach viel zu schnell für sie. Ihre Antworten schienen ihn nie zu verwirren, also mußten sie richtig sein. Wie lange würde sie ihm etwas vormachen können? Oder war sie doch nicht so krank?

Die gesündesten Frauen der Abteilung Zwei behandelten sie wie eine der ihren. Sie sprachen mit ihr über die wenigen Frauen, die noch nicht so gesund waren. Oft sprachen sie davon, daß sie bald zum Konsilium gehen würden, oder in die Eins, oder gleich nachhause. Wie die Leute in der Welt draußen sprachen sie viel von sich selber. Virginia war draußen auch keine Schweigerin gewesen. Während die anderen sprachen, erinnerte sie sich, wie gesprächig sie früher immer gewesen war; aber nun saß sie still da und gab vor, zuzuhören und zu verstehen. Die wenigen unumgänglichen Antworten gaben ihr das Gefühl, als habe sie Berge erklommen. "Sie haben so viel Mitgefühl", sagte ihr eine der Damen. "Ich kann Ihnen alles sagen und Sie verstehen mich."

Dabei wußte Virginia nicht, ob die Frau erst anfang mit ihrer Geschichte oder schon fertig war; sie wußte nicht, wie lange sie schon neben ihr gesessen hatte. Der Dame machte das nichts aus, aber V. Cunningham machte es viel aus.

Kluge Leute sagen, ich sei fast reif für die Entlassung. Wenn ich für den Rest meines Lebens so bliebe, möchte ich lieber tot sein. Aber ich habe wohl keine Wahl. – Was man vom Konsilium hörte, war nicht ermunternd. Alle fürchteten sich davor; eine ganze Anzahl Frauen war schon ein- oder zweimal dort gewesen, und sie schauderten, wenn sie davon sprachen. Virginia versuchte, zuzuhören, etwas aufzuschnappen, aber alles, was sie erfaßte, war der Schreck.

Als die Tage vergingen, versank sie zunehmend in einem dichten Nebel, aber das Konsilium rückte näher.

Mrs. Fledderson scharte die Kandidatinnen um sich und sagte Ihnen ein fröhliches Lebewohl. Es wirkte, als ob sie zu einer Party gingen. Sie übertrieb ein wenig und die Damen kicherten nervös. "Ihr seid meine Elite. Zieht los und gewinnt. Ihr seid mein bestes Team!" Die Muskeln in ihrem Gesicht zuckten, und sie lächelte wie ein Leichenbestatter.

Eine junge Schwester holte sie ab. Schweigend marschierten sie den Korridor entlang zu einem kleinen Raum, wo die Schwester sie warten ließ. Die Damen saßen in einer Reihe auf Klappstühlen. Ab und an ging die Schwester in den Korridor hinaus. Sie schien die Prozedur selbst noch nicht zu kennen, und ihr Gebaren nahm Virginia den letzten Rest von Selbstvertrauen, den sie sich noch bewahrt hatte.

Schließlich rief die junge Schwester einen Namen. Jemand lachte leise, oder vielleicht war es ein Schluchzen, dann stand eine der Damen auf und verschwand. Es dauerte lange, bis sie zurückkam. "Sie sagen einem ja nichts, ich weiß gar nichts. Die sagen einem kein Wort! Sie machen sich nur Notizen. Jedesmal, wenn man den Mund öffnet, schreiben sie irgendwas auf!"

"Aber, aber," sagte die Pflegerin, "regen Sie doch die andern Damen nicht auf!"

Eine andere Frau wurde aufgerufen.

Und das ging so weiter, es dauerte lange. Endlich wurde Virginia aufgerufen. Sie stand auf. Obwohl sie ihre Brille trug, konnte sie nichts erkennen. Sie stolperte hinter der Schwester her. Als sie durch die Tür ging, stieß sie ihre Schulter am Türrahmen.

Die Schwester führte sie in einen Raum, in dem sechs bis acht oder vielleicht sechs bis sieben Menschen saßen. Sie saßen vor einem leeren Sessel. Sie sah sich nach Dr. Kik um, aber den konnte sie nicht finden.

Jemand forderte sich auf, sich zu setzen. Der einzige leere Sessel war der vor dem Auditorium.

"Nun, Mrs. Cunningham," sagte eine Stimme in falscher Freundlichkeit, "machen Sie sich's bequem. Wir möchten Sie nur einiges fragen." Jetzt stand der Mann dicht vor ihr. Dr. Kik war das nicht. Es war ein kleiner dicker Mann mit heiserer Stimme.

Er fragte sie nach ihrem Namen. Er hatte ein Schriftstück in der Hand, und sie war sicher, daß ihr Name darauf stand.

"Virginia Stuart Cunnignham", sagte sie also. Ihr Blick war jetzt etwas klarer geworden, und sie sah, daß alle Ärzte Notizbücher und Bleistifte in der Hand hielten. Sobald sie sprach, kritzelten die Stifte. Dr. Kik war nicht da. Es waren zwei Frauen da, die anderen waren Männer, aber Dr. Kik war nicht unter ihnen.

Der Mann fragte sie, wo und wann sie geboren sei. Vielleicht komme ich durch, auch ohne meinen eigenen Arzt. Vielleicht schaffe ich es.

"Wo wohnten Sie, als Sie krank wurden?"

"In New York."

"Wo in New York?"

"In New York City."³⁷

"Ich meine, wo in New York City?"

"In Manhattan."

"Ja?"

"Ja."

"Wie war Ihre New Yorker Adresse?"

Ich habe schon die ganze Zeit gewußt, daß du darauf hinaus willst. "Ich weiß es nicht."

Das Auditorium schrieb eifrig.

"Hören Sie, Sie müssen doch Ihre eigene Adresse wissen. Denken Sie einen Augenblick nach."

"Ich habe sie vergessen. Ich konnte mich nie an Zahlen erinnern."

"In welcher Straße haben Sie gewohnt?"

"Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Einmal wohnten wir am Waverly-Platz, dann haben wir in der Neunten gewohnt, dann einmal in der Zehnten, und dann noch in einer anderen Straße, – Bleeker war es nicht, aber es gab noch eine andere Wohnung, vielleicht war es in der Christopher Street." Nein, das war doch Helenes Adresse.

"Wohnt Ihr Mann noch in dieser Wohnung?"

"Natürlich."

"Sind Sie sicher?"

"Nein, aber ich vermute, er hätte es mir erzählt, wenn er umgezogen wäre."

Das Auditorium schrieb.

"Ihr Mann hat Sie hier manchmal besucht?" fragte der kleine Mann.

"Ja."

"Wie oft kommt er?"

"So oft es erlaubt ist."

"Aber wie oft ist es erlaubt?"

Sie sah ihn erstaunt an. "Ja, wissen Sie das nicht?"

Aus dem Auditorium hörte sie einen Laut; der kleine Mann wandte sich mißbilligend um. "Mrs. Cunningham," sagte er böse, als wenn ihr kleiner Lacherfolg ihn ärgerte, "ich weiß es. Ich weiß die Antworten auf meine Fragen. Ich möchte nur feststellen, ob Sie sie wissen."

"Ich sehe nicht ein, wozu das notwendig ist. Oder wollen Sie andere Besuchszeiten einführen?"

³⁷ Es gibt zunächst den Bundesstaat New York mit der Hauptstadt Albany. New York City ist die größte Stadt dieses Staates. Da Virginia aus einem anderen Bundesstaat stammt (Illinois), hatte sie die Frage in diesem Sinn verstanden.

"Wie oft dürfen Sie Besuche haben, Mrs. Cunnigham? Wollen Sie bitte meine Fragen beantworten! Das würde Ihnen und uns die Sache erleichtern."

"Alle zwei Wochen einmal, jedenfalls darf mein Mann alle zwei Wochen zu mir kommen. Ich weiß nicht, wie oft andere Besucher kommen dürfen"

"Was für eine Anstellung hat Ihr Mann?"

"Er ist Rechnungsprüfer."

"Aha –"

"Ja."

"Ich meine, sprechen Sie weiter."

Warum sagst du nicht, was du hören willst, du alter Narr? "Worüber soll ich weiter sprechen?"

"Achten Sie bitte auf meine Fragen. Worin besteht die Arbeit Ihres Mannes?"

"Das weiß ich nicht, ich verstehe nichts davon."

Das Gesicht des kleinen Mannes wurde rot. War es zu warm im Raum? Ihr kam es nicht so vor.

"Wo ist er angestellt?"

"The Alden Hotels."

"*Alden* Hotels?"

"Ja."

"Sind Sie sicher?"

"Natürlich", sagte sie. "Die Alden Hotel Company. Vielleicht haben Sie nie davon gehört. Die Gesellschaft besitzt nur ein paar Hotels. Mein Mann ist Rechnungsprüfer für ihr New Yorker Büro."

"Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Mann nicht bei der Kraft Hotel Company angestellt ist?"

"Er ist bei der Alden Company."

Die Anwesenden kritzelten. Seiten wurden umgeschlagen.

"Mrs. Cunningham, glauben Sie, daß Sie die Handschrift Ihres Mannes erkennen?"

"Natürlich."

"Wollen Sie sich das einmal ansehen?" Er hielt ihr sein Schriftstück hin. Er deutete auf eine Zeile, die Robert geschrieben hatte. "Was steht da?"

"Nun ... – Robert hat Ihnen geschrieben, daß er bei der Kraft Hotel Company angestellt ist."

"Behaupten Sie immernoch, daß er Buchhalter bei der Alden Company ist?"

"Natürlich nicht. Wenn Robert sagt, daß es die Kraft GmbH ist, dann ist es eben Kraft. Offenbar habe ich mich geirrt. Entschuldigen Sie."

Sie wußte, daß sie sich nicht geirrt hatte. Irgendwie hatten sie Robert dazu gezwungen, eine falsche Firma anzugeben. Sie fühlte sich elend, Sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Der kleine Mann fuchtelte mit seinen Finger dicht vor ihrer Nase. "Ich höre, Sie fühlen sich sehr ungehaglich ohne Ihre Brille?"

"Ich bin stark kurzsichtig."

"Ja?"

Das heißt wohl wieder, ich soll weitere Erklärungen abgeben. "Minus 5,75/minus 0,25, das ist das rechte. Minus 5 komma –"

"Wovon sprechen Sie?"

"Ich dachte, Sie wollen meine Sehstärken wissen."

"Das ist nicht nötig. Ist die Brille denn kürzlich geändert worden?"

"Nein, schon Jahre nicht mehr."

"Können Sie mir erklären, wieso Sie sich an diese ziemlich komplizierten Werte erinnern, während Sie vergessen haben, wo Sie wohnen?"

Sie haßte diesen Arzt. "Das ist doch nicht verwunderlich. Man stellt sich nicht vor, daß man einmal seine eigene Adresse vergessen könnte, und darum gibt man sich auch keine Mühe, sie sich einzuprägen."

"Aber Sie haben sich Mühe gegeben, Ihre Brillenwerte auswendig zu lernen?"

"Ja. Auswärts habe ich immer Angst, ich könnte einmal meine Brille verlieren. Zuhause habe ich eine Reservebrille."

"Ihre eigene Adresse scheint Ihnen nicht so wichtig?"

"Ich glaube nicht, daß ich allein nachhause gehen muß, wenn ich Juniper Hill verlasse." Eine der Ärztinnen stieß den Mann an, der neben ihr saß. Für die Zuschauer war das Schauspiel wohl ganz unterhaltend, aber nicht für die Patientin und für den Prüfer auch nicht. Sein Gesicht war schon blaurot. "Mrs. Cunningham, mit unfreundlichen Antworten kommen wir nicht weiter. – Um also auf Ihren Mann zurückzukommen, der bei der Kraft Hotel GmbH angestellt ist: Sind Sie sicher, daß er weiter in Ihrem früheren Heim wohnt?"

"Ich war sicher. Aber jetzt haben Sie mir natürlich klargemacht, daß er wohl nicht mehr dort wohnt."

Der kleine Mann drohte spielerisch mit dem Finger. Dabei wedelte er so nahe vor ihrem Gesicht herum, daß sie das Gefühl hatte, er würde sie im nächsten Augenblick ohrfeigen.

Neuntes Kapitel

I

"Kennen Sie Mrs. Fledderson?" fragte Virginia eine Patientin, die neben ihr stand.

"Natürlich, – wofür halten Sie mich?"

Virginia sah sich im Tagesraum um. Vielleicht war sie tatsächlich in Abteilung Zwei. Freilich sah hier alles ein wenig anders aus. Aber in Juniper wurde immer alles verändert. Jetzt hatte man offenbar sogar die Damen ausgetauscht.

Ich bin in der Zwei gewesen. Das weiß ich genau. Ich bin mit mehreren anderen Patientinnen zum Konsilium geschickt worden, dann ist irgendetwas passiert, und ich bin nicht mehr in der Zwei angekommen.

Eine fremde Schwester kam herein, und Virginia stand auf. "Noch nicht", sagte die Pflegerin. "Warten Sie, bis ich die Sortiererinnen aufrufe."

"Könnte ich Mrs. Fledderson sprechen?"

"Das glaube ich nicht. Die ist nämlich in Zwei."

Virginia setzte sich.

Später kam die Pflegerin wieder. "Die Sortiererinnen!" rief sie. Ein halbes Dutzend Frauen sammelte sich um sie. Virginia beobachtete die Gruppe und dachte darüber nach, was wohl Sortiererinnen seien. Die Pflegerin musterte die Frauen, dann sah sie zu Virginia hinüber. "Virginia!"

Virginia stand auf und ging zu ihr.

"Sie nehmen heute Virginia mit", sagte die Schwester. "Valerie, stellen Sie sie Miss Rowe vor."

"Ja, Miss Torrel", sagte eine der Damen.

"Virginia, Sie tun, was Miss Rowe Ihnen auftragen wird."

"Ja, Miss Torrel." Ich kannte einen Burschen, der so hieß. Ob sie wohl mit ihm verwandt ist? Er war auch nicht besonders hübsch.

"Also gut, meine Damen. Miss Jenkins ist schon da."

Miss Jenkins war eine Lernschwester. Sie hatte noch keine Schwesternhaube, und so beachtete Virginia sie nicht weiter.

"Kommen Sie bitte", sagte Miss Jenkins.

Sie gingen auf den Korridor. Virginia wandte sich um und sah, daß auf der Tür *Abteilung Fünf* stand. Was war mit der Zwei geschehen? Die mußte doch noch

irgendwo sein. Miss Torrel hatte gesagt, daß Mrs. Fledderson dort sei. "Ich gehöre nicht hierher. – Ich bin in eine falsche Abteilung geraten!"

"Man darf nicht sprechen", sagte die Patientin, die Valerie hieß. "Wir gehen ins Wäschezimmer. Sie müssen brav sein, sonst dürfen Sie nicht wieder mitkommen."

"Was ist mit der Abteilung Zwei los?"

"Meine Damen," sagte Miss Jenkins unsicher, "Sie sollen doch auf dem Korridor nicht sprechen."

Sie gingen mehrere Stufen hinunter. Die Treppen kamen Virginia bekannt vor, aber alle einfachen Dinge gleichen ja einander. Es war eine Zementtreppe mit Stahlgeländer. Feuersicher. Als sie an einem Fenster vorbeikamen, ging Virginia so langsam wie möglich. Sie sah hinaus. Es war ein grauer, trüber Tag.

Sie gingen zum Souterrain hinunter und dann durch eine andere Halle. Zwischen den Lampen waren tiefe Schatten. Virginia ging vorwärts, als ob nicht plötzlich etwas aus den Schatten herausspringen könnte.

Sie betraten einen Raum mit langen Tischen, auf den sich weißes Zeug häufte.

"Guten Morgen, Miss Rowe", sagte Miss Jenkins. "Guten Morgen, Miss Jenkins", sagte eine große Frau in einem hellblauen Arbeitskleid. "Guten Morgen, Ladies."

"Heute bringe ich euch eine Neue", sagte Miss Jenkins.

Valerie zog Virginia nach vorn. "Das ist Virginia. Miss Torrel hat mir aufgetragen, sie Ihnen vorzustellen."

"Hallo, Virginia", sagte Miss Torrel.

"Guten Tag", sagte Virginia.

"Connie," sagte Miss Rowe zu einem großen Mädchen, das neben ihr stand, "hier habe ich eine Neue für dich."

"Du lieber Himmel", sagte Connie.

"Nein, nein, Connie," antwortete Miss Rowe, "je mehr Hände, desto leichter die Arbeit. – Los, meine Damen. Fangen wir an."

Die Damen stellten sich an die Tische und fingen an, mit der Wäsche herumzuwerfen. Connie sah Virginia an. "Hoffentlich können Sie bis zehn zählen." Sie strich sich das Haar aus den Augen, umgehend fiel die hellbraune Strähne ihr wieder ins Gesicht. Virginia fragte sich, ob sie die Haare vielleicht gerade gewaschen hatte und jetzt trocknen lassen wollte. Es war langes, feines und glattes Haar und hing völlig offen herunter. Das Mädchen strich es sich fortwährend aus dem Gesicht. "Wir stapeln immer zehn Stück aufeinander. Sie müssen aufpassen, daß es wirklich immer zehn sind. Sonst bekommt die eine Abteilung zuviel und die andere zu wenig."

"Verstehe."

"Sie können gleich hier anfangen", sagte Connie und strich sich das Haar zurück. Sie deutete auf den Tisch vor ihnen. "Nachthemden, Kissenbezüge und Leintücher. Sie sortieren sie in Stapel von je zehn Stück... Haben Sie das verstanden?"

"Ja", antwortete Virginia. "Drei verschiedene Bündel."

"Vier!" rief Connie. "Vier, um Himmels willen!"

"Sie sagten Nachthemden und Leintücher und Kissenbezüge. Sind vielleicht manche Leintücher doppelt und manche einfach?"

"Nachthemden, Slips, Kissenbezüge und Leintücher!"

"Würden Sie mir bitte sagen, welche Kissenbezüge die Slips sind? Ich kann sie nicht unterscheiden."³⁸

"Maria und Joseph! – Schlüpfen. Damenwäsche, wie Nachthemden ohne Ärmel."

"Entschuldigen Sie."

"Wenn Sie mit der Wäsche fertig sind, dann kommen Sie zu mir und melden es. Dann werde ich Ihre Arbeit kontrollieren. Ich bin die Aufsicht."

"Gut", sagte Virginia. Sie stellte sich an den Tisch und begann das Leinen zu sortieren. Es war nur dem Namen nach Leinen. Als sie fertig war ging sie zu Connie und sagte, sie hätte es geschafft. Connie ging mit ihr zum Tisch und überflog die Bündel. Sie fand, daß beinahe jedes Bündel ein Teil zuviel oder zu wenig enthielt, manchmal waren es sogar zwei Stücke. "In einem Krankenhaus kann man sich solche Fehler nicht erlauben", sagte sie zu Virginia, wie etwa ein alter Arzt eine dumme Schwesternschülerin tadeln würde.

Virginia zählte ihre Bündel immer wieder, aber Connie fand immer wieder Fehler. Es war so schwer, die Wäsche zu zählen, weil sie schon zusammengefasst waren. Es schien fast unmöglich, die einzelnen Stücke voneinander zu unterscheiden; sie waren alle aus dem gleichen Stoff. Aber wenn sie einmal etwas auseinandernahm, um festzustellen, was es war, lief gleich Connie zu ihr herüber und fragte, was in aller Welt sie da tue? "Glauben Sie, wir falten alles zusammen, damit Sie es wieder auseinandernehmen?" In einem Augenblick hatte sie wieder Ordnung in das Chaos gebracht, das Virginia angerichtet hatte. "Man muß sich nur ein bißchen zusammennehmen", sagte sie und strich sich das Haar aus den Augen.

Connie war etwa zwanzig. Sie trug ein hübsches Dirndlkleid aus handbedrucktem Leinen, wirklichem Leinen, und ihre Bluse war aus gestärktem Batist und mit einer bunten irischen Bordüre eingefasst.

³⁸ In der Übersetzung nicht wiederzugeben. Pillowslips und pillowcases heißt beides Kissenbezug. Connie hatte erst nachträglich "slips" (Schlüpfen) erwähnt; Virginia denkt dabei irrtümlich an "pillowslips", also eine offenbar andere Sorte Kissenbezüge.

Als Miss Jenkins wiederkam, rief sie ihre Damen zusammen und führte sie nach oben. Sie gingen in einen Waschraum, der irgendwo im Hintergrund der Abteilung Fünf lag, dann gingen sie zum Essen. Im Speisezimmer saß Virginia neben Valerie, und die sprach mit ihr wie eine Angestellte mit einer Kollegin. Valerie hatte die Arbeit im Wäschezimmer gern. Sie sagte, Miss Rowe sei bezaubernd, und Connie sei bildhübsch und so schön angezogen.

"Wer ist Connie? Ist sie auch eine Schwester?" fragte Virginia.

Valerie lächelte. Ihr fehlte ein Vorderzahn und ein Eckzahn. Sie war eine breitschultrige Frau von etwa vierzig, und ihr dunkles, unordentliches Haar zeigte schon graue Strähnen. "Sie versteht einen zu täuschen, nicht wahr? Nein, sie ist keine Schwester. Sie ist krank. Sie ist sehr krank. Sie ist immer von einem Hospital zum andern gewandert, seit ihrer frühen Kindheit. Ihre Familie ist reich. Ihr Vater ist Hochschullehrer."

"Du meine Güte!"

"Sie wird niemals gesund werden", fuhr Valerie fort, in dem selbstgefälligen Ton einer normalen Frau, die über hoffnungslose Fälle spricht. "Aber hier hat sie große Protektion. Eigentlich darf niemand, der so krank ist, in diesem Haus sein. Hier sind eigentlich nur Fälle zugelassen, bei denen man sicher sein kann, daß sie wieder gesund werden. – Connie braucht nicht mal in der Abteilung zu wohnen."

"Nein?"

"Nein. Sie und Miss Rowe haben irgendwo im Haus ein gemeinsames Zimmer. Miss Rowe ist auch keine richtige Schwester, sie ist eine Art Haushälterin. Ich weiß es nicht genau. Aber Connie ist furchtbar krank. Die kann explodieren, wenn man einmal einen Fehler macht. Wenn sie guter Laune ist, dann erzählt sie unanständige Geschichten. Wenn Sie eine Zeitlang hier sind, wird sie wieder damit anfangen. Neuen gegenüber ist sie immer erstmal ablehnend."

"Ach so. Ich dachte, sie hätte etwas gegen mich."

"Mich hat sie ein paarmal geprügelt, als ich erst kurze Zeit hier war."

"Das ist ja furchtbar!"

"War egal", sagte Valerie. "Ich könnte sie leicht umbringen. Aber wenn sie Sie einmal prügelt, denken Sie dran, daß Sie nicht zurückschlagen! Connie hat hier große Protektion. Das wußte ich am Anfang nicht, ich habe zurückgeschlagen und es gab ziemlichen Ärger deshalb. Beinahe hätten sie mich zu den Wannen zurückgeschickt."

"Wird denn die große Wäsche hier von den Patientinnen gewaschen?" fragte Virginia.

"Haben sie keine Maschinen für diese vielen Stücke?"

"Sicher, das nehme ich doch an", sagte Valerie. "Natürlich. Warum?"

"Weil Sie etwas von den Wannen sagten –"

Valerie sah sie an. Dann lachte sie. "Sie haben auch nicht grad das Pulver erfunden, was?" Dann wandte sie sich an die Dame, die neben ihr saß. "Esther, willst du einen Witz hören? Virginia glaubt, die Wannen seien für die Wäsche."

Esther reckte den Hals und betrachtete Virginia. "Glaubt sie das wirklich?"

"Sie hat wohl noch nicht viel Erfahrung", sagte Valerie. "Kind, ich war viele Wochen in den Wannen."

"Ich auch", sagte Esther.

"Sie weiß nicht, wovon wir sprechen", stellte Valerie fest. "Schau sie dir an."

"Sie weiß es wirklich nicht." (Esther)

"Keine Ahnung. Sie haben keine Ahnung, nicht wahr, Kindchen?" (Valerie)

"Nein, wahrscheinlich nicht." (Virginia)

Valerie kicherte. "Ich wette, Sie wissen nicht einmal, was Schock ist."

Virginia schauderte. "O doch, ich weiß, was Schock ist."

"Wirklich?"

"Ja. Man kommt in ein kleines Zimmer, in der Wand ist ein rotes Glasaugenauge und dann bekommt man so eine Paste auf die Stirn –"

"Sie weiß es", sagte Esther. "Bitte sprechen Sie nicht mehr drüber. Es dreht mir den Magen um."

"Also das verstehe ich nicht", sagte Valerie nachdenklich. "Sie kennen die Schockbehandlung, aber Sie haben keine Ahnung von den Wannen?"

"Jeder Fall legt anders", sagte Esther tiefsinnig.

"Aber Schockbehandlung vor den Wannen, Esther? Ich verstehe es nicht. Ich war zuerst in den Wannen und dann kam ich zum Schock."

"Ich auch", sagte Esther. Sie sah Virginia mißtrauisch an. "Ich wette, bei ihr war es genauso."

"Davon bin ich überzeugt", entgegnete Valerie. "Das ist doch logisch."

Das Essen war beendet. Der Nachttisch hatte aus einer Art Brotpudding aus muffigem Kuchen bestanden, mit einer süßlichen grauen Sauce. In der Sauce schwammen einige Klumpen Stärkemehl.

Die Damen gingen wieder zum Waschraum. Einige rauchten. Virginia suchte in ihrer Schachtel nach Zigaretten, aber sie hatte keine mehr. Jetzt war ihr auch das schon gleichgültig.

Sie saßen noch eine halbe Stunde im Tagesraum herum, dann rief Miss Torrel wieder die Sortiererinnen. Gegen Ende des Nachmittags erzählte Connie einen unanständigen Witz.

II

Virginia hatte Glück, daß sie mit Valerie gut auskam. Das kam ihr erst später zu Bewußtsein. In vielen Dingen reagierte Virginia noch genauso wie im wirklichen Leben. Draußen in der Welt war man gewöhnt, alles Angenehme und Erfreuliche für selbstverständlich zu halten. Sie hatte immer Freunde gehabt. Sie hatte sich nie verlassen gefühlt. So hatte sie auch nie darüber nachgedacht, daß sie mit Valerie wieder einmal Glück gehabt hatte. Estherklärte sie auf. "Es ist ein wahres Glück für Sie, daß Sie mit Valerie gut auskommen. Sie verträgt sich mit wenigen. Sie ist auch fast nicht mehr krank."

"Ich weiß", sagte Virginia. "Ich glaube, ihr fehlt gar nichts."

"Sex. – Es ist schade, daß man nichts dagegen machen kann. Bei mir liegt der Fall natürlich ganz anders."

"Natürlich."

"Sie ist übersexualisiert, aber erzählen Sie ihr nur nicht, daß ich Ihnen das gesagt habe. Sie ist meine beste Freundin. Wir sind zur gleichen Zeit gekommen, und wir waren zusammen in den Wannen."

Wie konnte man denn zusammen in Badewannen sein?

"Natürlich ist sie wieder einmal verliebt," erzählte Esther, "dann geht es ihr immer schlecht. Und sie will nicht einsehen, daß sie nicht die geringsten Hoffnungen bei ihm hat. O nein, nicht bei dem." Esther schnitt Fratzen und war offenkundig bemüht, *ihn* zu kopieren. Sie runzelte die Augenbrauen und machte ein Gesicht, als ob man ihr Paraldehyd unter die Nase hielt. "Ich persönlich mag ihn gar nicht, aber erzählen Sie ihr nicht, daß ich das gesagt habe. Sie glaubt nämlich, daß sie ihn wirklich erobern wird. Sie hat ein Buch gelesen, wo es so geschah. Ich erkläre ihr fortwährend, daß in Büchern lauter Schwindel steht, aber sie behauptet, einmal könne es doch eintreffen. – Er ist ohnehin viel zu jung für sie, und er ist zu hochmütig und eingebildet, um einen Mutterkomplex zu haben. Ich will nicht behaupten, sie könnte altersmäßig seine Mutter sein, aber er hält sich für so gescheit. Ich hasse Ausländer."

"Er ist Ausländer?"

"Ja. Sie sollten ihn einmal hören. Schlimmer als Charles Boyer."

"Ich habe Charles Boyer immer gern gehört."

"Ich nicht. Ich falle auf solche Reize nicht rein. Außerdem hat er scheint's eine Glatze."

"Das ist mir gleich", sagte Virginia. "Sprechen höre ich ihn gern."

"Ich nicht. Ich schwärme nur für Amerikaner. Cary Grant ist mein Typ."

"Ich dachte, er sei Engländer."

Esther war empört. "Seit wann ist ein Engländer bei uns ein Ausländer?"

"Seit dem Revolutionskrieg", sagte Virginia überlegen. Mich wird sie nicht reinlegen. Ich weiß, was ich weiß.

"Sie reden grade wie Oberst McCormick", sagte Esther.

"Was? Sind Sie etwa aus Chicago?"³⁹

"Natürlich bin ich aus Chicago", antwortete Esther feindselig. "Haben Sie etwas dagegen, daß jemand aus Chicago kommt?"

"Ich bin aus Evanston."

Esther sah sie einen Augenblick nachdenklich an. "Ja," sagte sie dann, "so sehen Sie aus." Und sie rief Valerie, die gerade ein Paar Strümpfe auswusch. "Was sagst du, Val? Virginia kommt aus Evanston."

"Wo ist das?"

"Sehen Sie!" sagte Esther zu Virginia. Sie lachte. "Das hör ich gern: *Evanston – wo ist das?* Sie erhob ihre Stimme. "Es ist das Athen des Mittelwestens, Val!"⁴⁰

"Im Ernst?" fragte Valerie und spülte ihre Stümpfe. Sie hängte sie über ihren Kleiderbügel. "Zieht euch lieber aus, ihr beiden. Gleich wird sie zurückkommen."

Virginia begann sich auszuziehen. Sie merkte, daß einige der Patientinnen sie und Esther und Valerie voll Neid betrachteten. Wir sind wohl die Elite der Abteilung Fünf. Und Valerie ist die Präsidentin.

Valerie verdiente ihre führende Stellung. Sie war die einzige Dame der Abteilung Fünf, die immer höflich lächelte. Die Schwestern verließen sich auf sie und vertrauten ihr kleine Pflichten an. Wenn eine Pflegerin den Raum verließ, übertrug sie Valerie die Aufsicht. Die Damen taten immer, was Valerie ihnen auftrug. Eine Patientin erklärte Virginia, Valerie sei eigentlich eine Schwester, die man als Patientin verkleidet habe. Virginia hielt diese Möglichkeit für bedenkenswert. Vielleicht war Valerie eine Art Spionin. Es schien nicht sehr wahrscheinlich, aber sie erinnerte sich an einen jungen Mann, den sie daheim gekannt hatte, und den man allgemein für den nettesten Menschen hielt, und dann stellte sich heraus, daß er Arbeitsspionage getrieben hatte. Seine Familie prahlte noch damit, wie er sich als Arbeiter verkleidet und sich unter die

³⁹ Colonel Robert R. McCormick war Herausgeber der Chicago Tribune, ein charismatischer Lokalpolitiker und Initiator eines bedeutenden Kongreßzentrums in Chicago.

⁴⁰ Als "Athens of the Middle West" bezeichneten sich zu verschiedenen Zeiten auch Ann Arbor und Cincinnati, Columbia (Georgia), St. Louis und Jacksonville (Ill.), heutzutage auch Michigan (nach google-Recherche).

einfachen Leute gemischt hatte. Sie hielten ihn für eine männliche Mata Hari, der die Welt vor den Gewerkschaften retten wollte.⁴¹

Also könnte Valerie durchaus auch eine Spionin sein, Und so nahm Virginia sich immer sehr zusammen, wenn sie mit Valerie sprach. Freilich sagte sie sich manchmal, daß gerade eine Spionin doch so tun würde, als sei sie ziemlich krank. Valerie fehlte tatsächlich nicht das geringste. Selbst Esther, die abgesehen von Valerie die Klügste war, hatte oft seltsame Anwandlungen. Manchmal war sie drauf und dran, jeden umzubringen, der sie nur ansah. Virginia wäre froh gewesen, wenn man Esther fortgebracht hätte, sobald sie ihre Anfälle bekam. Aber Valerie machte sich nichts draus. "Gehen Sie Esther heute aus dem Weg," sagte sie so nebenbei, "sie fühlt sich nicht wohl."

Und Valerie half Virginia oft im Wäschezimmer. Sobald Miss Rowe und Connie draußen zu tun hatten, kam Valerie und brachte Virginias Bündel wieder in Ordnung. Und dann sagten Miss Rowe und Connie, wenn sie zur Kontrolle kamen: "Sehen Sie, Sie können es doch ganz gut!" Dabei gelang es Virginia kein einziges Mal, die Wäsche ohne Hilfe fehlerfrei zu ordnen.

"Sie werden es lernen", sagte Valerie. "Manchen Leuten liegt wohl diese Art von Arbeit nicht. Mir geht es gerade umgekehrt. Ich habe immer gern im Haus gearbeitet. Darum wurde mir auch das Unterrichten in der Schule so zuwider. Ich wollte nie etwas anderes als Hausfrau sein."

"Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie Lehrerin sind."

"Ja, Grundschule. Gegen Kinder hatte ich nichts, aber ich konnte die Mütter nicht ertragen. Immer kamen sie und hatten dies und jenes auszusetzen, und dies und jenes zu beklagen. Ich habe Dr. Kik oft erklärt, daß ich Kinder gern habe, aber eben die Mütter –"

"Dr. Kik ist Ihr Arzt?" Virginia hatte nie daran gedacht, daß auch andere Leute von Dr. Kik behandelt wurden, aber natürlich konnte sie nicht seine einzige Patientin sein.

"Er ist auch mein Arzt."

"Das glaube ich Ihnen nicht!"

"Doch, wirklich!"

"Waurm haben Sie mir das nie gesagt?"

"Sie haben mich nie gefragt."

"Wie sieht er aus?"

⁴¹ Im Original: vor der CIO retten. – Der CIO (Congress of Industrial Organizations) war ein US-amerikanischer Gewerkschaftsbund, der überwiegend ungelernete Industriearbeiter organisierte. Der CIO übte seinen stärksten Einfluß während der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre mit ihren großen Streiks aus.

"Wie Dr. Kik eben."

"Beschreiben Sie ihn." Valerie sah verändert aus; Virginia bekam fast Angst vor ihr. "Nun, er hat helles Haar und blaue Augen, glaube ich, genau erinnere ich mich nicht, aber ich glaube, sie sind blau."

"Sie glauben!" rief Valerie. "Tiefblau sind seine Augen."

"Ja, braune Augen würden auch nicht zu ihm passen."

"Weiter!"

"Val, wenn er Ihr Arzt ist, wissen Sie doch, wie er aussieht –"

"Sie meinen also, er sei gar nicht mein Arzt?!"

Virginia wich zurück. Es war keine Krankenschwester im Waschraum. "Natürlich glaube ich, daß er Ihr Arzt ist! Warum sollte ich nicht? – Du liebe Zeit, Sie glauben doch nicht, daß ich mich für seine einzige Patientin halte?"

"Ich wette, Sie bilden sich ein, Sie seien sein Liebling."

"Machen Sie sich nicht lächerlich!"

"Ich weiß schon", sagte Valerie. "Weil ich nur im Seminar war, meinen Sie, er interessiert sich mehr für Sie!"

"Nein, Valerie, das meine ich ganz und gar nicht. Ich sehe ihn fast nie."

"Oh," sagte Valerie, "ich wette, Sie sind verliebt in ihn!"

Darüber mußte Virginia lachen. "Aber Val, wie können Sie sowas sagen. Was würde mein Mann denken!"

"Es gibt Frauen, die sich nicht mit einem Mann begnügen können", antwortete Valerie. "Rothaarige Frauen", fügte sie düster hinzu.

"Hören Sie, ich liebe meinen Mann. Es ist ein bißchen stark, wenn Sie in diesem Ton mit mir sprechen, nur weil mein Haar ein wenig rötlich ist."

"Ein wenig!" schrie Valerie.

"Ich habe schon röteres gesehen!"

"Wo? Ich möchte nur wissen, wo?!"

Das geschah kurz nach dem Essen. Diesen Nachmittag kam Valerie nicht zu Virginia, um ihr bei der Wäsche zu helfen, und am Abend saß sie neben Esther. Im Waschraum machte Esther Virginia Vorwürfe, daß sie Valerie erzählt habe, sie sei in Kik verknallt.

"Es war gemein von Ihnen, ihr das zu sagen."

"Ich bin in keinen Arzt der Welt verknallt", sagte Virginia.

"Lassen Sie lieber die Hände von Kik, wenn Sie nicht Ärger mit Val bekommen wollen", sagte Esther. "Ich habe Sie auf alle Fälle gewarnt. Ich finde es nicht nett von ihnen, daß Sie sie aufgeregt haben. Jetzt ist es ihr wochenlang gut gegangen, und da kommen Sie und wollen ihr den Angebeteten wegschnappen."

"Darüber kann ich mich nichtmal mehr ärgern, – das ist mir zu dumm!"

"Wenn man Valerie zu den Wannen zurückschickt, wissen Sie, wer dran schuld ist", fügte Esther hinzu. "Wahrscheinlich sind Sie froh darüber."

Und dann stürzte Valerie auf sie los: "Über mich herziehen hinter meinem Rücken", schrie sie Virginia an. "Ich werde Sie anzeigen, sie falsche Person! Ihm werde ich es sagen, dann werden Sie es bereuen!"

"Paßt auf," warnte Esther, "Miss Torrel ist grade vor der Tür."

"Der werde ich es auch sagen, das wirst du sehen! Mit mir kannst du das nicht machen, du Miststück!"

"Valerie – ", bettelte Esther. Sei packte die wütende Frau bei den Schultern. Esther war nicht so groß wie Valerie, aber sie war jünger; die beiden schienen einander gewachsen. Die Damen im Waschraum standen in sicherem Abstand und schauten zu.

Virginia war schon in Nachthemd und schlüpfte aus dem Waschraum. Im Korridor traf sie Miss Torrel.

"Was ist denn da drinnen los?" fragte die Schwester.

"Sie streiten wahrscheinlich."

Die Pflegerin stürzte in den Waschraum und Virginia, die keine Medizin mehr zu nehmen brauchte, ging still zu Bett.

Am nächsten Morgen erschien Esther mit einem blauen Auge und einer langen Schramme auf der Backe. Die Schramme war schon mit Jod behandelt worden und sah ziemlich schlimm aus. "Ich nehme an, sie haben Val zu den Wannen zurückgeschickt", sagte sie zu Virginia. "Das geschieht ihr recht. Mich so zu kratzen! Als sie ihren letzten Anfall hatte, haben sie sie nur für ein paar Tage isoliert, aber diesmal behalten sie sie hoffentlich, bis ich hier rauskomme. Sie spielt ja nur Theater, damit sie von diesem Arzt mehr beachtet wird. Sie ist nicht kränker als ich! Sie spielt sich nur auf, damit er sich mit ihr abgeben muß. Alles Schwindel."

Virginia war froh, daß Esther ihr nicht die Schuld an Valeries Rückfall zuschob, aber die Sache war ihr doch unangenehm. Zumal ihr das Sortieren der Wäsche ohne Val nicht möglich war. Miss Rowe und Connie waren ziemlich ärgerlich. Sie klagten, mit zwei Neuen – Virginia und dem Ersatz für Valerie – würden sie niemals mit der Arbeit fertigwerden.

Connie, die sonst tagelang schmutzige Witze erzählte, öffnete den Mund überhaupt nicht, außer wenn sie jemanden tadelte. Miss Rowe meinte, Virginia sollte es vielleicht lieber im Nähzimmer probieren, und als Robert das nächstmal zu Besuch kam, mußte ihm Virginia gestehen, daß man sie aus dem Dienst im Wäscheraum entlassen hatte.

III

Aber noch bevor Robert kam, geschah etwas Seltsames. Es war am Nachmittag vor seinem Besuchstag. Man hatte Virginia aus dem Wäschezimmer fortgeschickt, und sie verbrachte einen Tag in der Abteilung. Miss Torrel war der Meinung, es sei zwecklos, noch vor dem Besuchstag mit der Arbeit im Nähzimmer anzufangen. Und so saß Virginia im Tagesraum und dachte an nichts Besonderes, als plötzlich ein Mann vor ihr stand. Aber er war nicht durch die Tür gekommen! "Mrs. Cunningham", sagte er. Er war klein und dick.

Sie sah sich nach Miss Torrel um, aber es war keine Schwester im Tagesraum. Die anderen Patientinnen waren weit entfernt am anderen Ende des Raumes. "Ja?" Wie hatte er aus seiner eigenen Abteilung fliehen können? Er mußte durch eins der Fenster geklettert sein; ich habe doch immer auf die Tür geschaut, aber er kam nicht rein. Warum tun denn die blöden Frauen nichts? Sie sollten eine Pflegerin rufen!

"Mrs. Cunningham, warum haben Sie mich eigentlich gebissen?"

"Sie gebissen – wieso – wie käme ich dazu!"

"Sie haben mich aber gebissen."

Mir hängt dieser Ort zum Halse raus! Zuerst werfen sie mir vor, ich sei in jemanden verliebt, der nicht Roert ist, dann erzählen sie mir, ich hätte sie gebissen. "Wer sollte Sie beißen wollen? Sie sind doch sicher ein netter Mensch." Man muß ihn ablenken. "Wenn Sie nur noch etwas abmagern würden – " Das wirkt bestimmt. Dicke Leute sprechen so gern davon, wie wenig sie essen.

Der kleine Mann starrte sie an. Ich hätte das doch nicht sagen sollen, er ist empfindlich in diesem Punkt. "Das soll keine Kritik sein. Mir persönlich sind Vollsclanke sympathisch. Aber man sagt, wenn jemand älter wird – "

Er wandte sich ab und ging auf die andere Seite des Raums. Er sprach mit einigen der Frauen. Virginia stand auf und stellte sich hinter ihren Stuhl. Falls er jemanden angreifen sollte, würde sie zu Hilfe eilen, aber bis dahin war es besser, den Stuhl als Barriere vor sich zu haben. Damit kann ich ihn mir eine Weile vom Leib halten. Wie ein Tierbändiger.

Bald kam Miss Torrel und führte den kleinen Mann weg. Bis dahin hatte Virginia nicht viel von ihr gehalten, aber als nun Miss Torrel den kleinen Mann so ruhig hinausführte, wußte Virginia, daß die Pflegerin verlässlich war.

Sie setzte sich wieder. Ihre Knie waren schwach und die Hände schweißbedeckt. Davon werde ich Robert nichts erzählen. Er hat eh schon genug Sorgen, er soll nicht erfahren,

wie sie hier ihre gefährlichen männlichen Patienten in die Frauenabteilung eindringen lassen. Aber von meiner Niederlage im Wäschezimmer werde ich ihm erzählen. Das muß ich ohnehin, denn Dr. Kik wird es ihm schon gesagt haben. Hoffentlich weiß Dr. Kik, wie sehr sich Nachthemden, Unterwäsche, Kissenbezüge und Leintücher gleichen, wenn alles aus dem gleichen Stoff gemacht ist, und dazu noch zusammengefaltet.

"Und weißt du, Robert, bis man herausgefunden hat, was man in der Hand hat, hat man wieder vergessen, wieviel Stück schon auf dem Stapel liegen."

"Liebling, mach dir keine Gedanken darüber. Es war ja nicht wichtig!"

"Oh doch. Sie waren wütend."

"Nein, das waren sie nicht. Es ist doch nur Beschäftigungstherapie, – etwas, das dir die Zeit vertreiben soll. Du darfst es nicht so ernst nehmen."

"Naja," sagte Virginia, "es ist aber komisch, daß sie sich mit ihrer Beschäftigungstherapie einen Haufen bezahlter Arbeitskräfte sparen."

Robert lachte. "Du bist wohl ein bißchen zynisch?"

Sie saßen im Besuchszimmer. Außer ihr hatte nur noch eine Patientin Besuch; fast war es, als wären sie allein. Robert hatte ihr etwas Süßes mitgebracht und Obst, und sie durften rauchen. Als er ihr eine Zigarette anzünden wollte, fragte Virginia, ob sie es selbst tun dürfe.

Er gab ihr die Streichholzsachtel.

"Das habe ich schon lange nicht mehr gemacht." Als sie sich die Zigarette angezündet hatte, überlegte, sie, ob sie ihm sagen sollte, daß sie die Zündhölzer gern behalten würde. Aber es würde nichts nützen. Er würde sie ihr nicht lassen.

Robert wirkte heute anders als sonst. Er benahm sich, als ob sie eine schwere Operation hinter sich hätte, die nicht besonders gut verlaufen war. Er war so mild und sanft, daß sie sich wie eine Sterbende vorkam. Vielleicht hat er seine Stelle verloren; allerdings kann ich mir nicht vorstellen, daß ihn das so bedrückt.

Nach einer Weile fragte er, ob sie gern einen kleinen Spaziergang machen würde. Es sei zwar kein schönes Wetter – kalt und rauh –, aber sie könnten in den Drugstore gehen; es sei nicht weit. Auf dem Weg zum Laden sah Virginia den kleinen dicken Mann. Er kam näher. Er ging rasch. "Oh, Robert", sagte sie ängstlich. Aber es blieb keine Zeit, ihn zu warnen.

"Guten Tag, Doktor", sagte Robert.

Der kleine Mann murmelte etwas. Er legte die Finger an seinen Hut. Er ging vorüber, als ob er es sehr eilig hätte.

"Ich habe ihn aufgesucht, nachdem du vor dem Konsilium warst", sagte Robert. "Nachdem mir Kik erzählt hatte, was geschehen ist."

"Was hast du gesagt, mein Lieber? – Entschuldige, aber grade hatte ich an diesen schrecklichen kleinen Mann gedacht! Ich hätte es dir sonst nicht erzählt, aber –"

"Kik hat es mir erzählt, Liebling. Wir müssen uns alle bei dir entschuldigen. Im Grunde war es meine Schuld. Ich wollte dich nicht aufregen, und sah nicht ein, warum ich es dir überhaupt erzählen sollte. Und dann macht dieser verdammte Narr so eine Geschichte daraus! Wenn Kik dagewesen wäre ..."

Wenn man krank ist, kann man natürlich nicht erwarten, daß man versteht, was gesunde Leute reden. Virginia ging neben Robert und hatte keine Ahnung, wovon er sprach. Immerfort mußte sie dran denken, daß er diesen kleinen dicken Mann mit "Doktor" titulierte hatte. Sehr seltsam ... aber natürlich glaubt er, daß ein Mann, der hier frei herumläuft, nur ein Doktor sein kann.

Sie gingen in den Drugstore. Robert führte sie zu einem Tisch, sie setzte sich, dann gab er ihre Bestellung auf. Als er zu ihr zurückkam, entschuldigte sie sich, daß sie grade während seiner Besuchszeit immer so hungrig war. "Es ist schrecklich mit mir, – ich benehme mich, als ob ich nur ans Essen denken würde!"

"Es wäre ganz anders gekommen, wenn Kik dabei gewesen wäre", sagte Robert. "Er war verreist. Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich etwas unternommen. Ich verstehe nicht, warum er nicht abgewartet hat mit dem Konsilium, bis er wieder da war. Manchmal denke ich ... – Nein, er ist natürlich ein großartiger Arzt. Jeder versichert mir das. Und er hat diesen Vorfall wirklich sehr bedauert. Davon haben wir freilich nichts, die Sache war schon verfahren. Der Dicke war erstmal auf Hundertachtzig. Kik hat Curtis natürlich alles erklärt. Und Curtis war sehr nett, er hat gesagt, er konnte ja leider nicht wissen, daß ich dir nichts von der *Kraft Hotel GmbH* erzählt hatte. Weißt du, das geschah damals, als du in der anderen Klinik warst. Die *Kraft GmbH* hat sämtliche *Alden Hotels* gekauft."

"In einer anderen Klinik –?"

"Ja, in der Stadt. Ich habe doch keine Ahnung gehabt, daß sie dich solche Sachen fragen! Curtis hat sich dann entschuldigt."

"Wer ist dieser Curtis?"

"Der Chefarzt der Frauenabteilung", antwortete Robert. "Der kleine Dicke, der grade an uns vorübergegangen ist."

Virginia setzte ihre Tasse vorsichtig nieder. Wenn ich auch noch so erschrecke, will ich doch nichts verschütten. "Ich dachte, er sei ein Patient."

Robert lachte. "Das würde ich ihm gern erzählen! Dieser Dummkopf! – Ich hab ihm auch erzählt, daß ich dir nicht gesagt hatte, daß ich das Apartment aufgegeben habe. Ich wollte nicht, daß du darüber nachdenkst. – Hoffentlich hat dich die Geschichte nicht zu sehr mitgenommen."

"Nein, gar nicht. Das einzige, was mir in letzter Zeit Sorgen gemacht hat, war auf zehn zu zählen."

"Du nimmst alles zu ernst."

"Nun, ich will dir etwas sagen, Robert. Dieser Dr. Curtis mag meinerwegen ein Arzt sein, aber bestimmt ist er selbst verrückt. Gestern kam er in unsere Abteilung und fragte mich, warum ich ihn gebissen hätte. Was sagst du dazu? Ich finde, den sollte man in diese Wannan legen, von denen sie immer sprechen."

Robert tat Zucker in seinen Kaffee. Dabei hatte er schon zuviel hineingetan. Wenn er nicht mehr wußte, ob er den Kaffee schon gesüßt hatte, probierte er ihn nicht, sondern tat einfach noch mehr Zucker dazu.

Ihr Witz kam nicht an. "Sie können wohl nichts dafür." Ja, es war ein erbärmlicher Witz gewesen. "Aber wenn man immer Verrückte um sich herum hat, – auf jeden Fall ist er zu dick."

"Kik hat ihn besänftigt", sagte Robert. "Er hat gesagt, nicht das habe sie dazu bewogen, dich noch ein wenig zu behalten."

"Ich weiß ja, daß ich durchgefallen bin." Sie blickte sich um und sah ein Mädchen, das sie erkannte. Irgendwo in der Klinik hatte sie sie kennengelernt, wo, wußte sie nicht mehr. Das Mädchen schminkte sich die Nase. Das konnte jeder Frau mit einer Puderdose passieren, wenn sie zerstreut war. Virginia schüttelte den Kopf und deutete auf ihre Nase, aber das Mädchen schminkte sich ruhig weiter. Dann legte sie den Stift weg und verließ mit ihrem Besucher das Café.

"Warum hat es ihr der Mann nicht gesagt?"

"Was gesagt?"

"Daß sie sich die Nase schminkt. Hast du es nicht gesehen?"

"Doch", sagte Robert. "Aber sieh, ich habe mir grade überlegt... Vielleicht wäre es eine gute Idee, netter zu Curtis zu sein, wenn du ihn wieder einmal triffst. Er ist doch ein großes Tier."

"Ich sage dir, verrückt ist er! Zu behaupten, ich hätte ihn gebissen!" Sie sah Robert an, aber der wich ihrem Blick aus. "Robert! Ich habe das doch nicht gemacht, oder?"

Er rührte in seinem Kaffee herum. Wenn er jetzt nochmal Zucker nimmt! "Nun, ich glaube doch. So erzählte man es mir wenigstens."

"Aber wann denn nur?!"

"Als er dir die Fragen stellte, wahrscheinlich."

Sie lehnte sich zurück und dachte nach. "Ich erinnere mich, daß er mir immer mit dem Finger vor dem Gesicht herumfuhrwerkte –"

"Immerhin, er hatte kein Recht, dich solche Sachen zu fragen. Dich so zu verhören, der alte Narr! Kik hat es sozusagen zugegeben, daß er ein alter Narr ist."

"Ich habe ihn in den Finger gebissen?"

"Es ist jetzt vorbei. Spielt keine Rolle!"

"Ich kann mir nicht helfen, ich finde es komisch. Entschuldige. – Was sagt Dr. Kik?"

"Nun, er hat gesagt, er selbst hätte ihn schon oft mehr als nur gebissen, die alte Krähe... Aber schau, Virginia, Curtis steht über Kik. Denk daran! Wenn du wieder einmal jemanden beißen möchtest, dann bitte nicht ein so hohes Tier."

Sie lachte nicht mehr. "Ich weiß, es ist nicht lustig", sagte sie. "Es sieht mir gar nicht ähnlich, Leute zu beißen –"

"Vergiß es."

"Ich wollte, ich könnte mich an mehr erinnern." Sie aß das letzte Sandwich und Robert sagte, sie sollten jetzt zurückgehen.

Er hatte sie bis zur Abteilung gebracht und war weggegangen, bevor ihr einfiel, daß sie ihn nicht gefragt hatte, wo er jetzt wohnte. Es war seltsam, nicht zu wissen, wo der eigene Mann wohnt. Er muß mir seine Adresse aufschreiben. Ich werde einen Zettel mitnehmen, wenn ich das nächstemal zum Konsilium muß. Ich werde ihn im Taschentuch verstecken...

Am nächsten Morgen fragte sie Esther nach Dr. Curtis, und Esther antwortete, er sei ein feiner Kerl. "Einmal hat er mir eine Tafel Schokolade gegeben", sagte sie. "Hören Sie, Miss Torrel hat gesagt, Sie kommen heute nachmittag mit uns zum Nähen."

"Ja."

"Fein!"

"Haben Sie etwas von Valerie gehört?"

"Reden Sie nicht von der", sagte Esther. "Ich will nur hoffen, daß sie wieder in ihren Packungen steckt."

"Ihre Schramme ist schon fast verheilt."

"Das ist nicht ihr Verdienst! Sie wollte mich umbringen. Ich hoffe, sie ist wieder in der Wanne. – Es gibt zwei Dinge, die ich in Juniper Hill nicht ausstehen kann, das erste ist diese Valerie und das zweite ist auch diese Valerie." Esther warf den Kopf zurück und lachte schallend.

Im Waschraum kam eine Patientin (die Rosabella hieß) zu Virginia und flüsterte ihr ins Ohr, sie solle sich vor Esther in acht nehmen. "Ich habe eben gehört, wie sie im Speisesaal

gelacht hat, und da habe ich mir gedacht, ich muß Sie warnen. Wenn Esther so lacht, bekommt sie bald wieder einen ihrer Tobsuchtsanfälle."

"Danke vielmals", sagte Virginia. "Ich werde aufpassen."

"Ich werde Ihnen aus der Hand lesen", sagte Rosabella. "Einmal werde ich Ihnen aus der Hand elsen und Ihnen alles sagen."

IV

Als Virginia gefragt wurde, ob sie jemals auf einer Maschine genäht habe, sagte sie leider ja. "Aber nur ganz kurze Zeit."

Die Frau, die die Nähstube beaufsichtigte, sagte, das mache nichts. Virginia wartete darauf, daß sie sagen würde, es sei mit dem Maschinennähen wie mit dem Radfahren. Die Frau sagte es. Sie fügte hinzu, Maschinennähen sei einfach. Sie gab Virginia eine Menge Bademäntel und lauter kleine weiße Vierecke aus Baumwolle. "Wäschezeichen. Sie brauchen nur die Ränder nach innen zu schlagen. Nicht heften. Einfach auf die Bademäntel steppen. Ganz einfach."

Manche Nähmaschinen starten nach vorne, andere starten rückwärts. Die Maschine, die Virginia zugeteilt wurde, startete vorwärts, wenn man das Schwungrad rückwärts drehte, und rückwärts, wenn man vorwärts drehte. Es war eine jener Maschinen, die Spulen fressen. Die Spule unten war immerzu leer. Man brauchte ewig, um sie neu zu füllen, und dann gelang es nicht, sie in der Maschine festzuhalten. Virginias erster und letzter Tag in der Nähstube war sehr schwierig.

Von nun an blieb sie in der Abteilung. Sie half ein wenig beim Putzen und Räumen, und dann saß sie da und dort und unterhielt sich mit den anderen Damen, die in der Abteilung bleiben mußten. Oder saß nur alleine da. Keine der Damen war besonders interessant, ausgenommen Florence, der das Radio anvertraut war. Sie erlaubte nicht, daß jemand sich dem Radio auch nur näherte. Und sie bestand darauf, daß nur klassische Musik gespielt wurde. Gern hätte sich Virginia mit Florence über Musik unterhalten, aber Florence sprach nur mit den Meistern. Sie stand vor dem Radio Wache und wippte den Takt mit dem Fuß. Sie stand da mit verschränkten Armen, bis einmal jemand in die Nähe kam, dann wurde sie zur reinsten Windmühle.

Die Tageseinteilung in der Fünf war ganz ähnlich wie in den anderen Abteilungen, die sie kennengelernt hatte. Man badete, das heißt, man durfte sich zweimal in der Woche mit jemandem eine Dusche teilen. Einmal in der Woche wurde man mit einem zu feinen Kamm behandelt, und einmal in der Woche durfte man eine Bestellung aufgeben.

Vorausgesetzt, man hatte ein Konto im Laden. Drei Mahlzeiten gab es am Tag. Zum Frühstück immer eine Schüssel mit klebrigem Müsli. Zum Mittagessen eine Schüssel mit hellbraunem Eintopf, dick eingekocht. Am Abend ebenfalls eine Art Eintopf, aber ohne die Fleischstückchen, die man zuweilen mittags in der Schüssel fand. Der Nachttisch bestand immer aus Vanillepudding oder Mehlspeise oder Wackelpudding. Am Sonntag Eis.

Das Essen mußte wohl nahrhaft sein; ein anderer Zweck war dafür nicht denkbar.

Einmal in der Woche wurde man gewogen. Nach dem Essen. Wenn man vergessen hatte, welches der Tag des Wiegens war, konnte man es an der Mahlzeit erkennen: Das Essen an diesem Tag war das reichhaltigste der Woche. Virginia aß dann mehr Brot und trank mehr Wasser als sonst. Dr. Kik und Robert meinten, sie müsse zunehmen.

An einem Wiegetag half ihr Esther (die sich von ihrem Anfall erholt hatte), indem sie einen Fuß auf die Waage drückte. Virginia wog an diesem Tag fünf Pfund mehr, und die Schwester war entzückt. Dafür war es das nächstemal umso schlimmer, weil Esther wieder einen Wutausbruch hatte und niemand einem half.

Miss Torrel nahm den Frauen, die in der Abteilung blieben, die Bestellungen am Nachmittag ab, solange die andern noch bei der Arbeit waren. An einem späten Nachmittag ging Virginia ins Büro, um ihre Bestellung aufzugeben, und gerade als sie angefangen hatte, aufzuzählen, was sie wollte, wurde Miss Torrel weggerufen. "Nur einen Augenblick," sagte sie zu Virginia, "ich bin gleich zurück."

Als sie eine Weile am Schreibtisch gewartet hatte, begann Virginia herumzugehen und entdeckte eine Tür, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Automatisch drückte sie auf die Klinke und stellte erfreut fest, daß die Tür nicht verschlossen war. Es war ja nichts dabei, einen Blick hineinzuwerfen. Wahrscheinlich nur eine Garderobe.

Sie öffnete die Tür und sah eine kleine Toilette oder, wie man in Evanston und anderen Kulturzentren sagen würde, ein Schminkzimmerchen. Das Porzellan war allerdings weiß, nicht mit Fischen bemalt. Virginia trat ein, um sich alles näher anzusehen. An der Wand hing eine Papierrolle an einem Chromhalter, und neben dem Waschbecken hingen sechs Handtücher! Ein ganz frisches Stück Seife lag in der Seifenschale. Die Seife hatte einen angenehm harzigen Geruch.

Gerade hatte sie die Seife zurückgelegt, als sie jemanden ins Büro treten hörte, da zog sie schnell und leise die Tür zu. Einen Augenblick später nannte jemand ihren Namen. Vorsichtig schob sie den Riegel vor, es ging ganz leicht.

Sie war schon so lange nicht mehr allein gewesen. Sie klappte den Toilettendeckel herunter und setzte sich. Er hatte keinen Stoffbezug, aber wenn man so viele Monate lang weder eine Toilettenbrille noch einen Toilettendeckel gesehen hat, fragt man nicht

nach dem Bezug. Ich möchte nur ein paar Minuten hier sitzen und das Alleinsein genießen. Sobald Miss Torrel hinausgeht, werde ich in den Tagesraum zurückgehen.

"Grade eben war sie doch noch hier", hörte sie Miss Torrel versichern.

"Naja," erwiderte eine andere Stimme, "jedenfalls ist sie nicht im Tagesraum."

"Sehen Sie in den Schlafsälen nach, bitte! Auch unter die Betten."

Als ob ich unter ein Bett kriechen würde! Wofür halten die mich eigentlich?

Einige Minuten lang war es still im Büro. Dann kam Miss Anderson zurück und sagte, sie habe alles durchsucht. "Sie ist nicht in der Abteilung, Miss Torrel!"

"Ach, Unsinn. Natürlich ist sie hier. Sie werden sie schon finden."

Virginia lehnte sich ans Waschbecken. Besonders bequem war das nicht. Sie nahm die Handtücher von der Stange und faltete sie zu einem Kissen. Dann legte sie sich auf den Fußboden. Sie hatte sich daran gewöhnt, auf dem Boden zu sitzen oder zu liegen. Keine der Abteilungen, in denen sie bisher gewesen war, hatte genügend Sitzgelegenheiten für alle Patientinnen gehabt. Und so waren die Damen von Juniper Hill daran gewöhnt, auf dem Fußboden zu sitzen. Ausgenommen natürlich in der vornehmen Abteilung Eins.

Fräulein Torrels Stimme weckte sie. "... noch hier, und als ich zurückkam, war sie fort. Sie kann die Abteilung nicht verlassen haben, Miss Anderson, das wissen Sie!"

"Ja, aber ich kann sie nicht finden. Ich gebe es auf."

"Ich werde sie finden", sagte Miss Torrel. "Ich kenne alle ihre Schliche."

Dann wurde es still und Virginia schlief wieder ein. Sie wachte auf, als jemand versuchte, die Tür zu öffnen.

"Entschuldigen Sie," sagte Miss Torrel, "es hat keine Eile."

Virginia stand auf. Sie hängte die Handtücher wieder an ihren Platz und setzte sich hin.

"Ich hoffe, Sie geben mir keine Schuld daran." Das war Miss Andersons Stimme.

"Natürlich nicht, ich war ja zuletzt bei ihr. Aber Sie hätten es doch sicher bemerkt, wenn sie an Ihnen vorbei in die Sechs gegangen wäre?"

"Die Tür war verschlossen. Und seit sie offen ist, steht Miss Thomas dort. Ich habe sie gebeten, die Aufsicht zu übernehmen, bevor ich die Schlafsäle durchsuchte."

"Gut. Es ist ganz ausgeschlossen, daß sie davongelaufen ist", sagte Miss Torrel. "Sagen Sie, sind Sie erst in diesem Augenblick ins Büro gekommen?"

"Ja. Natürlich. Ich bin eben erst gekommen. Sie haben mich doch gesehen."

"Aber wie sind Sie denn an mir vorbei auf den Korridor gekommen? Dieses Haus fängt an, mir auf die Nerven zu gehen."

"Aber ich war ja vorher auf dem Korridor. Ich hatte mit Miss Thomas gesprochen und habe sie gebeten, in ihrem Tagesraum nachzusehen, und dann –"

"Aber als ich die Toilettentür öffnen wollte, da –"

Plötzlich konnte Virginia nicht mehr hören, was sie sagten. Sie flüsterten. Dann erhob Miss Torrel die Stimme. "Virginia! Wir wissen, daß Sie da drin sind. Schließen Sie die Tür auf und kommen Sie augenblicklich heraus!"

Virginias Hand lag schon an der Klinke. Sie war im Begriff zu öffnen, aber etwas in Miss Torrels Stimme hielt sie davon ab. Sie ließ die Hand sinken.

"Virginia!"

Sie sah zum Fenster. Es war zu eng. Unmöglich konnte sie sich hindurchzwängen, aber auch die Schwestern kamen dort nicht herein.

"Virginia, Sie wollen doch nicht in diesem stickigen Zimmerchen bleiben. Kommen Sie heraus, meine Liebe!" Das war Miss Anderson, sie versuchte es mit Psychologie.

Virginia lächelte. "Ich komme nicht heraus, bevor Robert da ist", sagte sie. Wie gut, daß ihr das eingefallen war. "Ich werde nicht kommen, bevor Sie meinen Mann geholt haben." Ich habe immer gewußt, daß ich einmal einen Weg finden würde, der aus Juniper Hill herausführt. Ich wußte es, ich wußte es! Jetzt habe ich sie endlich soweit. Jetzt wird er kommen und mich mitnehmen.

Es half. Die Schwestern sprachen leise miteinander, und dann gingen sie fort. Sie holten Robert, sie hatten es versprochen.

In überraschend kurzer Zeit waren sie zurück. Sie sagten, er sei da. Sicher war er schon unterwegs gewesen. Vielleicht hatten sie ihn benachrichtigt, sobald sie mein Verschwinden bemerkten. Ja, das ist mindestens eine Stunde her. In der Zeit kann er schon gekommen sein.

Sie öffnete die Tür. Wo war er? Vorschriften, Vorschriften! Hätten sie ihn nicht dieses eine Mal ins Büro führen können? Sie rannte so schnell an den Schwestern vorüber, daß sie nicht verstand, was die ihr zuriefen. Sie suchte Robert. Hier mußte er sein. Sie hatten es ja gesagt.

Sie lief in den Tagesraum.

Der war mit dem Tagesraum der Abteilung Sechs verbunden. Manchmal war die Tür zwischen beiden Räumen offen. Man tat das nicht etwa, damit die Damen von Fünf und Sechs sich gegenseitig mustern konnten, sondern weil dann eine Schwester ausreichte, beide Räume zu überblicken. Sie hatten zu wenig Pflegepersonal. Und da Miss Torrel und Miss Anderson gerade damit beschäftigt waren, eine Patientin zu suchen, hatte eine Schwester der Abteilung Sechs die Aufsicht über beide Räume übernommen.

"Robert" rief Virginia. Irgendwo mußte er sein. Sie stürzte an der Schwester vorbei und rannte in den fremden Tagesraum.

Natürlich holte man sie ein. Jemand stellte ihr ein Bein, und sie fiel. Im nächsten Augenblick wurde ihr ein Sack über den Kopf gezogen und jemand hielt ihre Beine fest. Der Sack wurde fest über ihrer Brust verschnürt, und sie konnte kaum atmen. Sie konnte nichts mehr denken. Den Erstickungstod hatte man sich ganz anders vorgestellt. Man hatte ein Gefühl, als ob man mit einer Autopumpe aufgeblasen würde, aber das, was sie einem in die Brust preßten, war Leere. Ich platze – ich platze – ich...

Zehntes Kapitel

I

Die See sprang gegen die felsige Küste und manchmal schlug eine Welle – es mußte jede siebte sein – an die Mauern des Gefängnisses. Flut. Flut.

In ihrer Zelle stand nur das schmale Bett, auf dem sie lag, die Wände waren kahl und von nichts als dem Fenster unterbrochen. Sie hatte das Gebäude nie von außen gesehen, aber die spaltartige Öffnung verriet ihr, wie das Gefängnis gebaut sein mußte. Ein schmales, hohes Haus aus Stein. Sie war gefesselt, aber sie sah das Gebäude vor sich mit seiner Turmspitze. Und die Insel. Jetzt, während der Flut, war sie nicht viel größer als das Haus, eine Handvoll Steine, die ein Riese fallen gelassen hatte. Kein Gras, keine Heide, keine Büsche oder Bäume. Die Möven kreisten darum und flogen wieder weg. Manchmal fuhr in sicherer Entfernung ein großes Schiff vorbei, und die Passagiere, die nichts davon wußten, sagten: sieh da, ein Leuchtturm!

Sie konnte Zehen und Finger bewegen, aber sonst war sie eng in kalte nasse Tücher gefesselt. Es war Winter und die Tücher wären gefroren, wenn sie nicht von Salzwasser durchtränkt gewesen wären. Es war Nacht.

Fern an der im Nebel verborgenen Küste saß Robert und schmiedete an seinem Anteil der Verschwörung. Der Schiffer war schon seit Tagen angeworben. Der alte, der erfahrene, der sowas schon früher gemacht hatte. Nun traten er und Robert wohl schon die gefährliche Fahrt an. Vorsichtig, vorsichtig, nicht zu nah an die Insel. Robert wußte sicher nicht, daß die Steine zu kühne Boote anzogen, um sie zu zerschellen. Aber der Fischer wußte es. Er würde nicht zulassen, daß die Angst des Unerfahrenen sie in die Brandung hineintrieb. Wieder würde er erklären, wie er den anderen gerettet hatte, und Robert, der sich an das Buch erinnerte, würde ruhiger werden. Er würde die wasserdicht verpackten Wolldecken betasten und daran denken, wie bald sie nun im Boot sein und in die Decken verpackt daliegen würde. Er würde nach dem Messer greifen, mit dem er das dicke Segeltuch ihrer Fesseln durchschneiden würde, und nach der Whiskyflasche. Wieder und wieder würde er prüfen, ob er nichts vergessen hatte. Das Boot – der vertrauenswürdige Fischer – der Wagen, der beim Hafen wartete – und zuhause das Feuer im Kamin – die Bettflaschen, die die blauen Laken wärmten.

Er würde den Fischer fragen, ob sie sie bestimmt erreichen würden, bevor sie ertränkt würde, und der Fischer würde noch einmal mit der Geschichte der berühmten Rettung

anfangen, und Robert würde sich fragen, ob der Alte die Geschichte wohl so im Kopf hatte, wie er sie erlebt hatte, oder so, wie er sie nachher gelesen hatte.

Vieles von dem Plan schreckte sie ab. Kalt und naß bin sie zwar schon ... Aber das Tosen der Wellen flößte ihr furchtbare Angst ein, und sie betete, daß sie schnell! schnell! kommen würden, Robert und der Fischer. Ihr Anteil an dem Plan war, zu sterben. Der Fischer mußte bei all seiner Prahlerei zugeben, daß er so etwas noch nie mitgemacht hatte; Edmund hatte nicht sein eigenes Sterben vorführen müssen. Ein Freund hatte es für ihn getan, aber ich habe hier keinen Freund.

So begann sie mit dem Sterben. Sie ließ sich kalt und kälter werden. Das ging ein paar Minuten, als plötzlich ein Mann in die Zelle trat. Vielleicht hatte der Fischer doch einen Freund geschickt. Der Alte ist leichter als ich dachte, würden die Gefängniswärter sagen, wenn sie den Sack ins Meer warfen.

Aber der Mann, der sich über sie beugte, war weder alt noch krank. Er sagte etwas zu ihr, aber sie verstand seine Sprache nicht. Er legte ihr die Hand auf die Stirn, und da wußte sie, daß es einer der Gefängniswärter war. Sie schloß die Augen und spielte ihre Rolle weiter. Noch einen Augenblick, und der Wärter mit seiner verführerisch freundlichen Stimme würde in den Korridor stürzen. *Nun ist sie gestorben*, würde er rufen. *Die Rothaarige ist tot*.

Der andere Wärter, der ältere, würde seufzen und murmeln, *was für eine Plag in so stürm'scher Nacht. Wir wird'n naß bis aufs Hemde*, würde er hinzufügen.

Laß uns bis zum Morgen warten, bis die See etwas ruhiger wird, würde der junge sagen.

Aber der ältere würde den Kopf schütteln und entgegenn, *Vorschri' bleibt Vorschri'*.

Sie würden mit dem Sack kommen und sie hineinstecken, würden sie in den Turm hinauftragen und *eins – zwei – hopp!* Sie mußten sie weit über die Felsen hinauswerfen, denn sie wollten keine Sauerei auf den Felsen. Eins – zwei durch die Luft. Tief ins kalte Wasser. Einen furchtbaren Augenblick lang würde die Schwere des Ozeans sie zum Grund hinabziehen, aber dann würde sie langsam wieder aufsteigen. Robert und der Fischer würden den Sack mit ihren tastenden Haken ergreifen, und dann ginge es schnell in die Höhe, und dann würden sie sie über Bord ziehen und schnell den tiefenden Sack herunterschneiden.

Ich dacht, ich hätt ein Schiff geseh'n, würde der alte Wärter sagen.

Wer sollte in einer solchen Nacht unterwegs sein? (Der junge.)

In solchener Nacht is'er geflohn. Der, von dem ich dir erzählt hab. Bevor du geborn wars, Junge.

Die Geschichte verfolgt dich, Vater, würde der Junge sagen. *Aber Boot oder nicht, sie war tot, toter als ein Kabeljau und zweimal so kalt.*

Noch kälter. Der Alte würde schauern und sagen, *'ne böse Nacht.*

Der junge Wärter hob die Hand von ihrer Stirn. Er sagte etwas. Es war eine Frage, sie merkte es, weil er die Stimme erhob. Sie öffnete die Augen nicht. Sie hörte, wie er sich von ihrem Bett entfernte, aber sie hielt die Augen vorsichtig geschlossen. Er konnte sich plötzlich umdrehen und sie prüfen.

Nun mußte sie warten, bis er den älteren Mann gefunden und sie zusammen den Sarg aus Segeltuch geholt haben würden. Vielleicht beklagte sich der jüngere im Gehen, daß zu viele Gefangene stürben. *Du gibst ihnen nicht genug Decken,* würde er sagen, *und sie werden kalt und naß vom Wasser, das durch die Fenster spritzt.*

Aber der Alte würde die Achseln zucken und sagen, er tue seine Pflicht. *Tu du deine, junger Mann,* würde er hinzufügen. *Sie brauchn keine modderne Einrichtung mit Federbettn und so Krimskrams.*

Sie war so jung – würde der junge Wärter sagen. Die Jugend rührt der Tod der Jungen immer.

Besser für sie, dass sie tot ist, würde der Alte erwidern.

Aber vielleicht hätte sie entfliehen können – irgendwann mal.

Da würde der Alte erstarrt stehenbleiben. *Hätt' können, wirklich? Du und dein Dumas, Bursch. Ich weiß, es is' einmal passiert, aber einmal kann alles passier'n. Seither is' es nie mehr vorgekomm'.*

Man muß flach atmen, damit sich die Brust nicht hebt. Jetzt werden sie den Gang herunterkommen mit dem Sack. Jetzt ist es soweit. Jetzt.

Unter den geschlossenen Lideren verdrehte sie die Augen.

II

Eine so gerade Straße war für manche Fahrer eine unwiderstehliche Versuchung. Nicht so für Virginia. Sie war eine vorsichtige Fahrerin; sie interessierte sich mehr für die Gegend als für das Fahren. Aber sie steuerte nicht selbst, und der Wagen raste durch die Landschaft, die sich zu einer festen, braunen Masse verschwamm.

Sie waren in den Bergen, und kahle Hügel erhoben sich wie Wände zu beiden Seiten der engen Straße. Wo waren die Warnzeichen und die weißen Meilensteine? Darf ich wohl bitten, daß sie anhalten, damit ich die Landschaft sehen kann?

Es war ein neuartiges Automobil. Sie saß allein auf dem Vordersitz, aber sie steuerte nicht. Niemals würde sie so schnell fahren. Sechzig Stundenkilometer, vielleicht achtzig, ja sogar hundert. Sie wollte aufs Bremspedal steigen, aber ihre Füße staken in

Wolldecken. Nein, ich bin nicht die Fahrerin, hier gibts gar kein Lenkrad, keine Schaltung, nichts. Es ist ein Wagen, der vom Rücksitz aus gesteuert wird. Das gibt es, zuerst wurde es zum Spaß konstruiert, und dann fand man es praktisch. Jedenfalls fährt der Wagen zu schnell. Paßt nur auf!

Direkt vor ihr lag ein Berg, stieg senkrecht von der Straße auf. Der Fahrer mußte ihn doch sehen. Er erhob sich hoch wie der Himmel und war doch nur wenige Meter entfernt. Virginia stieß mit den Füßen gegen den Boden des Autos, als träte sie auf die Bremsen. Sie beugte sich vor, bereit, hinauszuspringen. Die Wolldecken waren entsetzlich hinderlich.

Der Wagen wurde zur Seite gerissen, der Zusammenstoß war um Haaresbreite vermieden. Heilige Mutter Gottes!

Der Wagen stand. Der Fahrer kam nach vorn, sicher erschrocken und beschämt. Es war eine Frau.

"Das ging um ein Haar", sagte Virginia. Sie versuchte, ein wenig zu lachen. Es war sinnlos, jetzt noch zu schimpfen, die Gefahr war ja vorüber.

Die Fahrerin nahm ihr die Wolldecken ab. "Schon gut", sagte sie.

Virginia versuchte aufzustehen, aber der Boden schwankte unter ihren Füßen. "Mir ist schwindlig."

Die Chauffeurin zog sie hoch. "Stützen Sie sich auf mich, dann können Sie gehen."

"Natürlich", sagte Virginia. "Das kommt nur von dieser letzten Kurve."

Sie gingen weiter, man hörte Wasser plätschern, und dann sah sie Dampf aufsteigen. Da waren wohl heiße Quellen. Sicher war sie an einem Kurort. Natürlich, da war ja eine Krankenschwester. Die muß extra bezahlt werden. Einfach in die Berge in einem Privatwagen mit Chauffeur? Was ist los? Wird ein Buch von mir verfilmt? Maria und Josef!

"Guten Morgen, Mylady", sagte die Pflegerin.⁴²

"Wie geht's?" fragte die Chauffeurin.

"Ich kann nicht klagen", sagte die Pflegerin. "Wie stehts bei euch?"

"Hör auf; reden wir nicht davon. In meinem Kopf dreht sich's schon."

⁴² Im Original steht "Society Lady" (Gesellschaftsdame), was jedoch keine Anredeform ist, aber hier wohl in höhnischer Ironie gebraucht wird. In der ursprünglichen deutschen Übersetzung wird der Begriff mit "Frau Gräfin" übersetzt. Diese Anrede gab schon früher, für eine andere Patientin (im amerikanischen: countess). Ich habe "Mylady" gewählt, um das Distanziert-Befremdende hervorzuheben. (Offizielle Bezeichnung für die Patientinnen war "Ladies", hier als "Damen" bzw. "Meine Damen" übersetzt, bzw. "women", hier mit "Frauen" übersetzt.)

"Na, dann hast du ja gleich die Kaltwasserkur zur Hand. Ruhigen Dienst! – Nun, Mylady, nehmen Sie meinen Arm." Sie bot Virginia den Arm.

"Gib acht", sagte die Chauffeurin. "Ich hatte heute morgen Schwierigkeiten mit ihr. Sie stößt und beißt."⁴³

"Ach was," sagte die Pflegerin, "Mylady und ich sind ein Herz und eine Seele. Das Problem liegt bei dir, Kate, du gehst nicht sehr zart mit ihnen um."

"Ach, mir reicht's," sagte die Chauffeurin, "ich hab mich jetzt bei der Armee beworben. Glaub mir, wenn ich erst den Staub von Juniper Hill abschütteln kann, bin ich ein anderer Mensch!"

Juniper Hill! Das ist der Berg des Todes! "Ich auch", sagte Virginia.

"Siehst du!" sagte die Chauffeurin. "Zuerst ist sie ganz verrückt⁴⁴, und im nächsten Augenblick –"

"Hör auf!" sagte die Pflegerin scharf. "Kommen Sie, Mylady, es wird spät." Sie führte Virginia in eine Kammer, in der eine Badewanne stand. "Keine schlechte Idee", sagte Virginia. Denn der Schweiß lief ihr an den Beinen entlang.

Sie stieg in die Wanne. Aber sie konnte sich nicht richtig hineinlegen. "Da ist etwas drin, – Tücher oder sowas."

"Kümmern Sie sich nicht um die Gurte, Mylady. Legen Sie sich ruhig hinein."

Virginia streckte sich in der Segeltuchmatte aus, die in der Wanne befestigt war. Man bekam auch ein Kissen für den Kopf; es war ziemlich hart. Die Wanne war schon voll, aber der Wasserhahn war immernoch offen.

"Etwas wärmer, bitte."

"Ihnen ist wohl immer kalt!" sagte die Schwester. Sie zog ein Holzthermometer aus der Wanne und warf einen Blick darauf. Dann ließ sie es wieder ins Wasser fallen. "Stimmt haargenau. Körpertemperatur, Mylady."

"Mir ist so kalt. Bitte, lassen Sie mehr heißes Wasser ein!"

"Legen Sie sich jetzt zurück und ruhen Sie sich aus!" Sie warf ein Tuch über die Wanne, als ob es ein Bett wäre und das Tuch dieses niederträchtig kalte Wasser erwärmen könnte. "So, – und jetzt schlafen Sie ein bißchen."

"In der Badewanne schlafen? Aber das ist sehr gefährlich! Wissen Sie nicht, wieviel Unglücksfälle im Badezmmmer vorkommen? Das ist hier zwar kein Badezimmer, aber –"

"Ich werde Sie schon im Auge behalten. Beruhigen Sie sich nur, Mylady."

"Was für ein Lady?"

⁴³ Der letzte Satz lautet im Original: "It ickskay and itesbay". Es handelt sich wohl um Idiome von Psychiatrieprofis im Sinne einer verschlüssenden Kindersprache (pig latin). Siehe auch in der Folge.

⁴⁴ Im Original "utsnay": US-amerikanischer Slangausdruck für verrückt, krank. (Green's Dictionary of Slang) 1929 gab es eine Hollywood-Revue mit dem Titel "'I'm uts-nay about ou-yay!"

"Wie? Ach so, – Sie gehören doch hier zur Aristokratie, ich sage Ihnen! Hochadel! – Aber ich habe wirklich keine Zeit, hier herumzustehen und zu schwätzen. Muß meine Arbeit tun. Ich behalte Sie im Auge, machen Sie sich also keine Sorgen!"

"Der Mensch, dessen Körpertemperatur gemessen wurde, um den Wärmegrad dieses Wassers zu bestimmen, muß ein Fisch gewesen sein," sagte Virginia, "ein toter Kabeljau." Das war Philosophie; wer sowas sagte, war doch nicht *utsnay*. Diese Chauffeurin mag ich auch nicht. Andere verrückt zu nennen, wenn sie nicht einmal Autofahren kann.

"Jetzt haben Sie's uns aber gründlich gegeben!" antwortete die Schwester fröhlich. Sie hatte es leicht, munter zu sein. Sie trug einen dicken Wollpullover über ihrer Uniform. Sie legte Virginias Bademantel zusammen, sah nochmal auf das Thermometer, dann ging sie fort.

Sie hatte vergessen, das Wasser abzdrehen! Zuerst befürchtete Virginia, sie müßte ertrinken. Irgendwie war sie an diese Wanne gefesselt und kam nicht raus. Dann merkte sie, daß ihr Kopf höher lag als die Wanne, und daß sich zuerst der Raum bis zu dieser Höhe mit Wasser füllen müßte. Aber er gehörte zu einer Halle, die viele solcher kleiner Nischen enthielt, und die müßten sich alle zuerst mit Wasser füllen. Sowas könnte man sich nicht so klar überlegen, wenn man *utsnay* wäre.

Irgendwo hörte sie Stimmen und noch anderes Wasser rinnen. Wenn das Wasser diese ganze Badeanstalt überschwemmt hat, wird es auch über Juniper Hill hinwegfließen und wieder in Meer strömen, das kalte Wasser, diese ewige Feuchtigkeit, die meine Haut aufweicht, bis meine Hände sich schälen. Ich habe diese Wasserkur so satt!

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Pflegerin zurückgekommen und sagte, es sei Zeit, rauszukommen. Mit Hilfe der Schwester stieg sie aus der Wanne. Hoffentlich würde die Fahrt den Hügel hinunter nicht so schnell gehen. Ich mag diese Chauffeurin nicht. Kein Wunder, daß die Leute sie stoßen und beißen.⁴⁵ Wenn ich du wäre, Steuerweibchen⁴⁶, würde ich mich in acht nehmen!

Sie wickelte sich in den Bademantel und wurde in eine andere Badenische geführt. Die Schwester wies sie an, in die Wanne zu steigen.

"Ist das anderes Wasser?"

"Ja."

"Aussehn tut es wie das vorige. Ich dachte immer, Heilbäder seien farbig." Sie stieg in die Wanne. Ungern. Wenn meine Hände sich weiter so schälen, werde ich bald keine mehr haben. Aber alles soll mir recht sein, wenn ich nur nicht autofahren muß. "Ich habe mich noch nicht gewaschen. Dürfte ich etwas Seife haben?"

⁴⁵ Wieder die Begriffe *ickkay* und *itebay*.

⁴⁶ *Auffeurchay* (pig latin-Ausdruck). Steuerweibchen stammt aus der ersten deutschen Übersetzung.

"Sie sind so sauber wie ein neugeborenes Kind."

"Sind die sauber?"

"Kommen Sie mir nicht mit Spitzfindigkeiten, Mylady."

"Ich glaube – ich muß mal ins Bad."

"Machen Sie nur. Lassen Sie sich durch mich nicht stören." Sie warf ein Tuch über die Wanne.

"Schwester, ich muß zur Toilette gehen!"

"Na los!"

"Sie müssen mir raushelfen."

"Schauen Sie, Mylady, wenn Sie es nötig haben, dann genießen Sie sich nicht."

"In die Wanne?!"

"Das Wasser erneuert sich ununterbrochen."

"Ich finde das widerwärtig!"

"Lassen Sie mich mit sowas zufrieden, Mylady."

"Wozu soll man eigentlich die Wanne wechseln?"

"Das ist Gesetz", sagte die Schwester. Wir werden das Gesetz schon umgehen, aber darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern."

"Ich hab die Nase voll davon, in einer Wanne zu liegen!"

"Beruhigen Sie sich." Die Schwester betrachtete das Thermometer und richtete die Wasserhähne. "Ein Grad zu warm", sagte sie. "Haben Sie das vielleicht gemacht, Sie heißes Kind?"

"Denken Sie wenigstens dran, den Hahn abzudrehen, bevor Sie gehen", sagte Virginia.

"Das letztmal hätten Sie mich fast ertränkt."

"Das Wasser läuft ebenso rasch wieder ab, wie es einläuft. Kein Grund, sich aufzuregen."

Die Schwester ging fort. Das nächstmal kam sie mit einem Tablett zurück. "Hier ist Ihr Essen, Mylady."

"Ich heiße Cunningham", sagte Virginia. "Mrs. Cunningham."

"Ich weiß, Mrs. Cunningham."

"Ich kenne Ihren Namen nicht."

"Johnson."

"Miss?"

"Das brauchen Sie nicht so zu betonen. Hier, ein feines Essen. Wie für eine Millionärin. Tomatensaft."

"Danke, ich habe keinen Appetit."

"Machen Sie keine Geschichten." Die Pflegerin schob ihr das Glas hin.

Virginia schloß den Mund und wandte den Kopf ab. Beharrlich versuchte Miss Johnson, ihr Nahrung in den Mund zu schieben. Einmal gelang es ihr, als Virginia einen Augenblick nicht aufpaßte, aber Virginia spuckte das Stück Kartoffel wieder aus – auf die Decke.

Die Pflegerin ging fort. Nach einer Weile kam sie zurück. Sie sprach mit jemandem. "Eigentlich darf ich Sie gar nicht hier hereinlassen, Mr. Cunnigham," sagte sie, "aber wir dachten... Virginia, Ihr Mann ist hier. Er wird Ihnen Ihr Essen geben. Ist das nicht fein?" Der Mann setzte sich auf den Hocker, der neben der Wanne stand. Virginia betrachtete ihn. Er sah Robert wirklich sehr ähnlich. Dann wandte sie den Kopf ab. Einmal hatte man sie zum Narren gehalten, nochmal konnte man sie nicht irreführen. Das letztmal, als sie ihn zu sehen hoffte, hatten sie ihr einen Sack über den Kopf gezogen. Ich erinnere mich. Ich erinnere mich sehr gut, daß mir vorgelogen wurde, er würde kommen, und dann wurde mir dieser Sack über den Kopf gezogen. Ich bin nicht *utsnay* genug, um darauf nochmal reinzufallen.

Der Mann redete und redete. Sie hätte ihm gern gesagt, was sie von Leuten hielt, die sich dazu hergeben, sich als Ehemann einer fremden Frau zu verkleiden. Aber sie ahnte, wenn sie den Mund öffnete, würde er Essen hineinschieben. Sie war ja nicht dumm. Sie schloß Mund und Augen fest. Nach einer Weile ging er fort.

Als sie die Augen wieder öffnete, stand ein anderer Mann vor ihr. Vielleicht war es derselbe gerissene Verwandlungskünstler; vielleicht spielte er ausnahmsweise einmal sich selbst. Diesmal nannte er sie nicht "mein Liebling" wie vorher, er nannte sie jetzt Jeannie. Aber er redete über dasselbe Thema: Essen. Wenn ich es ihm doch ins Gesicht werfen könnte!

Sie hatten das Wasser aus der Wanne laufen lassen, aber das Lager triefte vor Nässe. Sie hatten die Kachelwände weggenommen und die Nische erweitert, sodaß sie wie ein Zimmer ausah. Sie hatten sogar ein Fenster eingesetzt. Was für Mühe sie sich doch gaben! Sie waren noch nicht zufrieden mit ihrem Elektrisieren und ihrer Schockbehandlung. Sie mußten einen auch noch in eiskalte Tücher einschnüren und dann mit Essen foltern. Sag es nochmal, dann werde ich schreien!

Er sagte es nochmal. "Jeannie, Sie müssen essen!" Er sprach mit stärkerem Akzent als Charles Boyer. Er sprach beinahe so schwer wie Senja. Er bildet sich ein, er kann mich überreden, sein Gift zu nehmen. So ein Narr. Geh zuuux Heeelle... siehst du, ich kann deine verdammte Sprache auch sprechen.

Er hielt sie bei den Schultern. "Jeannie, Sie müssen etwas essen!"

Robert wird mit mir zufrieden sein, wenn man ihm sagt, daß ich um mein Leben gekämpft habe! Dieser Mann wird gewinnen, er hat noch immer gewonnen. Aber es soll

ihm nicht leicht gemacht werden. Oh nein, ich habe ihm schon einige Male Schwierigkeiten bereitet, und jetzt werde ich ihm große Schwierigkeiten machen. Komm nur her.

Komm in das tiefe Loch! Es wird kein eigentlicher Sturz. Zuerst spürte man sich nicht, und dann war man plötzlich da unten, tief im Dunkel. Sie hätte dem Mann so gern gesagt, wo sie war. Ich habe ihm immer alles erzählt. Er meint es gut. Ja ich muß immer dran denken, daß er es gut meint. Robert hat das gesagt, und Robert weiß es. Aber wie soll man aus der Tiefe eines dunklen Brunnens heraus sprechen können? Ich bin zu müde, um zu schreien. Und der Flugsand steigt mir in die Nase.

Grelles Licht schien ihr in die Augen. Sie war nicht mehr in dem Loch, aber noch immer drang der Sand in ihre Nase ein. Sie versuchte zu sprechen, sie wollte ihn fragen, was er um Gottes willen mit ihr anstellte. Was sollte der Schlauch in ihrer Nase, durch den er ihr Brei hineinzwang?

Sie keuchte und wollte husten, aber der Brei floß ununterbrochen durch den Schlauch. Sie sah auf seine Hände. Zarte Hände für einen Mann. Schlank und ziemlich knochig und ein wenig behaart. Er hielt den Schlauch. Ein zweites Händepaar erschien in dem grellen Lichtkreis. Dickliche weibliche Hände ohne Haar.

Sie taumelte am Rand der Höhle, versuchte, das Gleichgewicht zu halten, aber wieder sank sie hinunter. Dann kam sie ans Tageslicht, der grelle Lichtkreis war in blassen Dunst übergegangen, und der Mann wickelte den Schlauch auf. "Hallo Jeannie, Sie sind hier", sagte er. "Es ist vorbei." Jetzt erst konnte sie sein Gesicht sehen, und sie sank auf ihr Lager zurück, als sie ihn erkannte. Es war der junge Kerkermeister.

III

Manchmal merkte sie, daß sie von einer Wanne in ein Bett gebracht wurde. Aus einer nassen Hängematte in ein nasses Bett. Während dieser ganzen Zeit konnte sie nicht normal essen. Die Prozedur mit dem Schlauch wiederholte sich immer von neuem, und schließlich merkte sie, daß man sie auf diese Weise fütterte. Wenn sie sich dem Rand der Höhle näherte und den Schlauch in der Nase spürte, wollte sie dem jungen Kerkermeister sagen, sie würde gerne essen, wenn er ihr Gelegenheit dazu gäbe, aber sie war unfähig zu sprechen. Der Flugsand in der Höhle zog sie hinunter und erstickte ihre Sprechversuche.

Dann begann sie, sich herauszuarbeiten; allmählich wurden die Pausen länger, in denen sie am Licht war, und nun konnte sie vom Bett zur Wanne und von der Wanne zum Bett gehen. Es kam die Zeit, in der sie in ein schmales Zimmer gehen konnte, in dem ein Tisch und zwei lange Bänke standen, und dort aß sie, zusammen mit andern Gestalten in Bademänteln, Mahlzeiten aus Sauce und Brei. Sie aß gierig. Die Speisen sahen abstoßend aus und schmeckten schauderhaft, aber ihr war klargeworden, daß sie den Schlauch vermeiden konnte, wenn sie aß.

Manchmal kam der wirkliche Robert zu Besuch. Sie versuchte, mit ihm zu sprechen, ihm zu sagen, wie kalt ihr war, aber alles, was sie zustandebrachte, war Weinen. Sie schluchzte, während Robert beruhigend auf sie einredete. Sie hörte seine Stimme so gern, aber sie verstand nie, was er sagte. Es war furchtbar, wenn er wegging. Er ging – und der Kreislauf von Wanne, Bett und Essen im kleinen Zimmer begann wieder.

Ein eisiger Wind blies durch die Fenster am Ende der Wannenhalle. Vor den Fenstern saß eine Schwester an einem Pult und machte Eintragungen. Sie trug einen Pullover und eine Decke hing über der Stuhllehne. Alle Pflegerinnen hier trugen Pullover, nur die Patientinnen gingen von einer Wanne in die andere in Tüchern oder Baumwollmänteln. Wenn der Wind heftig und kalt blies, schien das Wasser am Anfang ganz warm. Schnell wurde es jedoch kalt. Die Pflegerinnen leugneten das zwar, aber bis man in eine andere Wanne wechseln konnte, war das Wasser schon so kalt wie der Winterwind.

Nun kamen Tage, an denen Virginia die Frauen beobachtete, mit denen zusammen sie aß. Diese Frauen sprachen nie miteinander. Hie und da sagte einmal eine etwas, aber nicht mit irgendjemandem im Zimmer. Virginia entschloß sich, ein Gespräch zu beginnen, aber ihr fiel nichts ein, worüber sie hätte sprechen können, und ihre Kehle war trocken; sie war scheu. So beobachtete sie weiter.

Eine der Frauen hatte viel Energie. Sie trug ihr Tuch so, daß es einem Abendkleid ähnlich sah. Sie raffte es eng um die Brust, schlang es um die Hüften und befestigte den Rock so, daß er schleppte. Sie ging im Zimmer umher und warf ihre Schleppe elegant zur Seite. Sie sprach häufig, aber nicht englisch. Anmutig und geradezu schön war sie, Virginia bewunderte sie und wünschte, sie könnte ihre Sprache verstehen.

Noch eine Frau sprach viel. Sie saß und saß und murmelte vor sich hin. Ob sie englisch redete oder nicht, konnte man nicht erkennen; man sah keine Zähne, ihr Lispeln war unverständlich. Virginia beobachtete sie und die elegante Frau und behielt sie im Gedächtnis. Die übrigen waren vielleicht jedesmal wieder andere, wenn man sich in dem kleinen Eßraum traf.

Nach dem Essen kamen die Pflegerinnen und holte sie. Virginia wurde gewöhnlich von zweien abgeholt. Zwei große kräftige Frauen mit dicken Armen hoben sie in ihr Bett, als wäre sie ein Säugling. Sie warfen sie auf die nassen Tüchern und wickelten sie geschickt in das kalte Bündel.

"Das ist ungehörig," sagte sie eines Abends zu ihnen, "eine Gemeinheit!"

Die Wärterinnen sahen sich an. "Na, es ist schön zu wissen, daß Sie reden können. Sie sind immer so still –"

Sie breiteten ein trockenes Tuch über sie. Warum nur? Kein Faden davon berührte sie. Es war nicht zum Aushalten. Macht, daß ihr rauskommt, ihr beiden, dann kann ich auch machen, daß ich rauskomme.

An diesem Abend paßte sie genau auf, aber die beiden arbeiteten zu schnell. Alle die Bewegungen, die das Bündel zustandebrachten, konnte sie nicht im Kopf behalten. Aber aushalten konnte sie es trotzdem nicht mehr. Als daher die Wärterinnen gegangen waren, begann sie, sich aus den Mumienhüllen herauszuarbeiten. Es dauerte lange.

Zuerst wand sie sich unter dem Gurt hervor, der irgendwo zwischen Matratze und Sprungfedern befestigt war. Das dauerte sehr lange. Als sie dabei mit dem Kopf unter dem Gurt lag, glaubte sie, sie würde es nie schaffen; es war, als ob sie aus der eigenen Haut kriechen müßte. Als sie sich von dem Fixiergurt befreit hatte, wand sie sich so lange hin und her, bis sie den Unterleib über den Bettrand schieben konnte. Als sie dann teilweise auf den Boden geglitten war, ging es verhältnismäßig leicht. Sie brauchte ihre Zähne, gute, starke Zähne – von denen keiner fehlte! –, um die Bänder zu lockern, die um ihre Schultern gewunden waren. Dann wand sie sich so lange von einer Seite zur andern, bis sie sich aus den Leintüchern befreit hatte.

Nackt und frei stand sie in der angenehm warmen Luft. Sie nahm das trockene Leintuch mit zur Zentralheizung und machte sich dort ein Zelt. Ein Zelt für den Winter. Etwas vom Schönsten im Leben.

Als sie schläfrig wurde, ging sie zum Bett zurück. Sie schob die nassen Tücher ans Fußende, und in das trockene Leintuch gewickelt, kuschelte sie sich auf die Gummimatratze. Sie nahm sich vor, früh zu erwachen, um sich wieder in die nassen Tücher zu wickeln, aber schon einen Augenblick später hörte sie eine heisere Stimme: "Virginia – um alles in der Welt! Wer hat Sie gestern abend eingewickelt?"

"Ich weiß nicht."

"Wie sind Sie herausgekommen?"

"Ich fror." Warum war der Morgen so schnell gekommen?

"Na, heute abend werde ich sie selbst einpacken. Das ist sicher", sagte die Morgenwärterin.

Ja, diese Wärterin, die sich für so klug hielt, packte Virginia an jenem Abend persönlich ein, und vielleicht brauchte sie etwas länger, sich zu befreien. Vielleicht. Aber befreien konnte sie sich, und sie verbrachte eine zweite relativ angenehme Nacht. Am nächsten Tag breiteten sie eine große Segeltuchdecke über ihr Bett und befestigten sie irgendwo unten. Die Decke hatte nur eine Öffnung für den Kopf. Das war nicht fair. Niemand hätte sich aus dieser Packung herauswinden können. Virginia hörte die Pflegerinnen sagen, daß bis jetzt selbst aus der gewöhnlichen Packung noch nie jemand sich befreit habe. Wenn die besonders tüchtige Pflegerin nicht in der Nähe war, nannten die weniger tüchtigeren Virginia Mrs. Houdini.⁴⁷ Sie schienen geradezu stolz auf sie, dennoch gaben sie ihr keine Gelegenheit mehr, sich zu befreien. Aber eines Nachts geschah doch etwas sehr Nettes.

Nach dem Abendessen ließ eine Schwester, die eine Patientin abholte, die Tür offen, und Virginia zögerte nicht, dies zu nutzen. Sie war klug genug, nicht zu rennen. Ich werde einfach zum nächsten Ausgang gehen, sagte sie sich energisch. Aber dann fielen ihr die Schlüssel ein, und so begann sie stattdessen, nach einem trockenen Bett zu suchen. Sie suchte und suchte, und schließlich fand sie eines. Es stand in einer dunklen kleinen Nische und hatte trockene Leintücher und zwei Wolldecken. Sie kroch ins Bett, und als der Wind am Fenster rüttelte, rollte sie sich zusammen und lächelte.

Sie wachte auf, bevor noch das "Guten Morgen, meine Damen!" ertönte. Sie hörte Geräusche auf dem Gang, und so wußte sie, daß es Zeit war, aufzustehen. Sie ging in das kleine Esszimmer, und als die Pflegerin das Tablett brachte, stellte niemand eine Frage. Es herrschte großer Mangel an Pflegekräften. Das hatte Virginia immer wieder von den Schwestern gehört. Und auch, wie die Schwestern über die Aufteilung ihrer vielen Pflichten stritten.

Als sie am Abend wieder in das trockene Bett steigen wollte, lag schon jemand drin. Sie drückte sich ins Dunkel und suchten nach einem anderen Bett. Schließlich kam sie in ein großes Zimmer, groß wie ein Tagesraum. Auf dem Fußboden lagen Matratzen. Ein Dutzend oder mehr war mit Bettzeug versehen, auf den meisten lagen nasse Leintücher, die bereits befüllt und teuflisch zusammengeknüpft waren. Besser wieder umkehren – "Oh, Virginia, warten Sie einen Augenblick."

Zu spät. Eine Pflegerin hatte sie entdeckt. Sie sah auf ihre Liste. "Trockenes Bett", sagte sie dann. "Sie können gleich dieses haben."

⁴⁷ Harry Houdini (1874-1926) war der wohl berühmteste Entfesselungskünstler der Neuzeit.

"Danke." Virginia schlüpfte in das trockene Bett. Die Böden in Juniper Hill waren auch nicht härter als seine Feldbetten, und ein trockenes Bett – wo es auch stehen mochte – war ein Geschenk. Auf dem Rücken hatte sie nie gut schlafen können, aber in der nassen Packung war das natürlich die einzig mögliche Lage: flach auf dem Rücken, Füße und Beine gestreckt, Arme und Hände gestreckt; gut genug für den Sarg, aber grausam, so im Bett liegen zu müssen. Natürlich juckte einen immer die Nase.

V. Cunningham brauchte nie mehr in einem nassen Bett zu schlafen. Das beweist, daß man ein wenig Initiative entwickeln sollte. Es zeigt natürlich auch, daß man eine reelle Chance hat, wenn mehr Patienten nasse Packungen brauchen als es Pflegerinnen gibt, sie zu machen.

Nicht lange danach hörte die Wannentherapie auf. Jetzt blieb Virginia im Tagesraum, der sich nachts in den Schlafsaal verwandelte. Tagsüber waren die Matratzen in einer Ecke aufgestapelt, und lange Bänke wurden von dort hergeholt. Die Damen, die ihre Tage in diesem Raum verbrachten, trugen lange hemdartige Gewänder oder graue Baumwollmäntel mit Nummern am Rücken.

Auch die beiden Frauen, die mit Virginia in dem kleinen Eßzimmer gewesen waren, saßen nun im Tagesraum. Die Ausländerin versuchte, ihren Kittel in ein Abendkleid zu verwandeln, sie ging auf und ab, auf und ab, manchmal schien sie Gäste bei einem offiziellen Empfang zu begrüßen. Die alte Zahnlose saß am Boden und murmelte. Da war noch ein andere Alte, die hatte einen weißen Bart, der einem Diplomaten alle Ehre gemacht hätte, vorzugsweise einem männlichen Diplmaten. Manchmal fragte sich Virginia, ob die Bärtige wohl doch ein Mann sei.

Aber dennoch war es unerträglich langweilig. Die meisten Frauen saßen einfach da und starrten ins Nichts – zum mindesten konnte Virginia nichts sehen.

Manchmal dachte sie nach. Das Denken war schwer, es war viel mühsamer als Gehversuche, die man nach einer schweren Operation machen muß. Ich muß jetzt denken, nahm sie sich vor, aber dann verschob sie es auf später. Eine der Schwierigkeiten war, daß man nichts fand, woran man denken konnte. Sie versuchte es mit Verben: *rennen – rannte – gerannt, amo – amas – amat* und dergleichen, aber ihr Vorrat an Verben war begrenzt. Schließlich fragte sie die Wärterin, ob sie etwas zum Lesen haben könne. "Vermutlich sollte ich nicht ohne Brille lesen, aber falls Sie etwas haben –... ganz gleich was. Eine alte Zeitschrift oder sowas."

"Etwas zu lesen!" Die Wärterin betonte das, als ob die Patientin um ein Maschinengewehr gebeten hatte.

"Ich habe ja nichts zu tun", sagte Virginia.

"Ich werde mit Dr. Kik sprechen", antwortete die Wärterin. "Ich finde ohnehin, es ist an der Zeit, daß Sie verlegt werden, aber ich muß sehen, was Dr. Kik dazu sagt."

"Sie sind schrecklich überfüllt hier, nicht wahr?"

"Du liebe Zeit, das hatte ich nicht gemeint", sagte die Wärterin.

Immerhin war es diese Wärterin, die an jenem Abend schimpfte, sie könne nicht genügend Matratzen auftreiben. "Daß nicht genug Betten da sind, daran habe ich mich gewöhnt," hörte Virginia sie zu einer anderen Pflegerin sagen, "aber wenn nun nichtmal mehr genügend Matratzen da sind, gebe ich's auf. Die scheinen zu denken, die Abteilung Zwölf braucht überhaupt nichts – nur weil unsere Frauen... "

"Haben Sie mit meinem Arzt gesprochen?" fragte Virginia die Pflegerin, als sie mit dem Paraldehyd kam.

"Ja. Sie werden verlegt."

"Das ist gut", sagte Virginia. Sie versuchte, in den Augen der Pflegerin zu lesen: "Oder ist es etwa nicht gut –?"

"Ich bin sicher, diesmal schaffen Sie's! Ich glaube wirklich nicht, daß Sie nochmal in die Zwölf zurückkommen werden. Sie kommen in die Acht. Sie haben große Fortschritte gemacht, es geht Ihnen so viel besser als die andern Male, als Sie von uns aus verlegt wurden."

Die anderen Male? Was für andere Male? An einen Ort wie die Zwölf hätte ich mich doch bestimmt erinnert! Die Pflegerin muß mich mit einer anderen Patientin verwechselt haben. Sie können ja auch nicht alle im Gedächtnis behalten... Zu sagen, es ginge mir besser und diesmal würde es klappen... Ich bezweifle, daß ich besser denken kann als viele der Frauen hier, aber etwas habe ich ihnen voraus: mit Badezimmern kenne ich mich aus.

Sie hoffte, die Patientinnen in der Abteilung Acht würden nicht nicht zu klug sein, und zugleich hoffte sie, daß sie immerhin stubenrein sind.

Elftes Kapitel

I

Einige der Patientinnen von Abteilung Acht durften außerhalb der Abteilung arbeiten. Das war die Oberschicht. Virginia betete, daß sie bei der Unterschicht bleiben durfte.

Man wollte gesund werden. Es gab keinen wachen Augenblick, in dem man sich seiner Krankheit nicht bewußt war. Wenn man bei Bewußtsein war, konnte man seine Krankheit ebensowenig vergessen wie das Atmen. Wenn man nach dem größten Wunsch seines Lebens gefragt worden wäre, hätte man sofort geantwortet: Gesundheit. Wie fern war die Welt, in der man Gesundheit für selbstverständlich nahm. In der Welt draußen sehnten sich die Leute danach, Millionäre zu werden oder Filmschauspielerinnen, Klubpräsidenten und sogar – der Himmel mochte wissen warum⁴⁸ – Romanschriftstellerinnen. Klar, eine heftige Erkältung, ein bißchen Liebeskummer, eine Allergie gegen die Haare eines geliebten Hundes konnte die Sehnsucht nach Geld, Macht oder Ruhm für eine Weile verdrängen. Während die Nase lief, der Magen schmerzte oder einen das Asthma plagte, war physische Gesundheit das Ziel aller Wünsche. Aber nur in einem Irrenhaus betete man um geistige Gesundheit.

Im Juniper Hill gab es *einen* wirklichen Gott, *ein* Ziel, *ein* Glück. Jeder Patient, der auch nur einen Funken Vernunft hatte, betete darum. Aber trotzdem wollte V. Cunningham die Abteilung nicht zur Arbeit verlassen. Obwohl sie vor allem andern gesund sein wollte, scheute sie die Zwischenstationen, und als die Zeit nahte, da man sie für fähig halten konnte, auf zehn zu zählen, wurde sie schwach vor Angst.

Die Pflegerinnen in der Acht gewöhnten sich schnell daran, sie zu behandeln, als sei sie schon wesentlich gesünder. Es waren freundliche Pflegerinnen; fast jeden Tag gaben sie ihr ihre Brille und sie mußte kein Paraldehyd trinken. Sie lobten sie dafür, wie sie ihre Pflichten erfüllte, und es schien ihnen nichts auszumachen, wenn sie einen Trockenlappen in den Eimer tauchte. Die Kränkeren schienen sie für ihren Hoffnungsstern zu halten. Die Zeit nahte. Sie übte sich im Zählen. Sie konnte ganze Stücke von Chaucer auswendig, aber sie war nicht immer sicher, ob sechs nach sieben kommt.

⁴⁸ Im Original: – tell me little gypsy what force created this one – , ein Zitat aus dem Broadway-Musical "Ziegfeld Follies of 1920" (John Irving).

Als es zum Arbeitseinsatz ging, war sie doch erleichtert, daß ihre Gruppe das Haus verließ. Von einer Pflegerin geführt, bogen sie eine Straße ein, die sie nie zuvor gesehen hatte. Zwei Reihen dreistöckiger Häuser standen einander gegenüber. Wäre jedes dieser roten Ziegelhäuser für sich gewesen, hätte man es für ein gewöhnliches Wohnhaus gehalten, aber die lange, doppelte Reihe ließ keinen Zweifel aufkommen, daß es Anstaltsgebäude waren. "Häuser fürs Personal", sagte Virginias Nachbarin. "Wir machen Nummer Neun."

Innen sah Nummer Neun aus wie ein Wohnhaus, oder wenigstens fast wie ein Wohnhaus. Vom Korridor aus konnte man in ein Wohnzimmer spähen, das in keiner Weise aussah wie ein Tagesraum. Virginia hoffte, sie würde dieses Zimmer einmal betreten dürfen, aber das geschah nie. Ihre Arbeit war im zweiten Stock.

Sie mußte den Boden eines großen Waschrums fegen, Waschbecken reinigen und Spiegel polieren. Wenn das erledigt war, putzte sie kleine private Naßzellen.⁴⁹ Der Waschraum erinnerte an den Waschraum in den Abteilungen, nur daß er besser ausgestattet war; die privaten Badezimmer erinnerten an zuhause. Da gab es Parfümfläschchen, Badesalz, Medikamente, Handtücher, Badematten; Strümpfe und Wäsche hingen an Ständern ... Sie putzte den Waschraum immer zuerst, um ihn hinter sich zu haben. Sie machte diese Arbeit nicht flüchtig, aber sie blieb nie länger als nötig dort. In die Privaträume zu gehen, war eine Freude, da gab es Teppiche und Bilder.

Die Eimer waren schwer, und das ermüdende Problem, die *nassen Tücher* von den *trockenen* zu unterscheiden, verfolgte einen auch hier; das Wasser war kalkig und die Seife grausam scharf; die Hände waren schon nach den ersten Tagen rauh und wund. Aber die Arbeit war viel schöner, als man erwartet hatte, und die Haushälterin sagte, man sei ein tüchtiges Mädchen. "Sie sind nicht für diese Arbeit geschaffen," pflegte sie zu sagen, "aber Sie machen Ihre Sache ordentlich. Die kräftigen Frauen werfen immer Sachen runter und überschwemmen alles mit Wasser."

Aber ständige Rückenschmerzen sind quälend und wunde Hände sind lästig und wenn man einen Morgen im Haus Neun verbracht hatte, war die Abteilung noch schmutzibrauner und deprimierender als vorher. Und eines Tages geschah etwas, das einem Angst vor dem Haus Neun machte.

Eines Morgens nämlich, als Virginia den großen Waschraum fegte, kam ein Mann. Sie versuchte, unbefangen zu bleiben. Sie dachte daran, wie man einen Postboten übersah

⁴⁹ Im Original "private bathrooms", später auch "booth" (Kabine, Zelle). In den USA scheint das Thema der Toiletten (-benutzung) bis heute ein Tabubereich zu sein. Toiletten werden offenbar zumeist mit etlichen "neutralen" Begriffen benannt; zumal es natürlich auch kombinierte Naßzellen gibt. Gemeint ist hier, wie in der Folge deutlich wird, die Toilette in den entsprechenden Räumen.

und hoffte, eine Putzfrau sei ebenso unsichtbar. Zufällig war sie im Korridor, als der Mann in eines der Badezimmer ging, also offenbar eine Herrentoilette.⁵⁰ Als eine Viertelstunde eine Frau denselben Raum benutzte, war sie ganz verwirrt und fragte die Haushälterin danach. Die sagte ihr, es sei für Männer *und* Frauen. Als Virginia sie verwirrt ansah, grinste die Frau: "Wissenschaftler. Die sind erhaben über solche Dinge, wissen Sie."

Von da an machte Virginia ihre Arbeit nicht mehr so sorgfältig. Mit sowas war sie nicht einverstanden.

Die meisten Frauen schienen die Arbeit im Haus Neun als notwendiges Übel hinzunehmen, und falls sie Rückenschmerzen hatten, beklagten sie sich nicht. Am Nachmittag hätte Virginia viel darum gegeben, wenn sie sich hätte auf ein Bett legen können. Auf den Boden konnte man sich ja legen, aber wenn einem der Rücken so furchtbar weh tat, war einem sogar ein Juniper Feldbett willkommener gewesen.

Nachdem man sich am Vormittag abgerackert hatte, erschien einem die Acht als reinste Festwiese. Oh, natürlich durfte man nicht in die Schlafsäle oder Einzelzimmer gehen, aber im Tagesraum durfte man immerhin tun, was man wollte. Einige Damen spielten Bridge, und Virginia wurde eingeladen, mitzuspielen. Sie spielten auf eine Weise, die man noch nie gesehen hatte. Vielleicht war einem ja schon etwas Ähnliches begegnet, aber Leute in der Welt draußen, die so spielten, wurden nie wieder aufgefordert, mitzumachen. Hier konnte man die Trümpfe wechseln, so oft man wollte, und die Zahl der Spieler war beliebig. Ein Trick konnte aus fünf, sieben, drei oder einer, oder auch gar keiner Karte bestehen. Wenn es einem paßte. Wenn man gute Karten hatte und sie behalten wollte, auch gut. Man konnte sie sogar bis zum Schluß zurückhalten. Niemand durfte verlieren – das war die einzige strenge Regel. Es war ein harmloses, nettes Spiel, und nie wurde jemand wütend. Jedermann hatte die gleichen Chancen, und so waren alle zufrieden.

Eine der besten Spielerinnen erwartete ein Kind oder, nach Virginias Meinung, eher zwei Kinder, und zwar bald. Wenn sie nicht Bridge spielte, weinte die werdende Mutter. Sie fürchtete sich davor, daß ihr Kind in Juniper Hill geboren würde. "Aber Sie können doch einfach sagen, es sei in einem Krankenhaus geboren", versuchte Virginia, sie zu beruhigen. "Sie müssen nicht sagen, in was für einer Klinik."

Aber die junge Frau war untröstlich. Fortwährend sprach sie von ihrem Ehemann, den sie sehr liebte und ihr immer hübsche Geschenke schickte. Die netteren Frauen der Abteilung waren sehr rücksichtsvoll zu ihr und achteten immer darauf, daß sie sitzen

⁵⁰ Virginia erwartet geschlechterspezifische Toiletten vermutlich deshalb, weil es sich hier um institutionelle Wohnungen (vermutlich mit Arbeiträumen) handelt.

konnte. Da auf jeden Stuhl mindestens vier Damen kamen, erforderte dieser Freundschaftsdienst ununterbrochene Aufmerksamkeit.

In der Abteilung Acht herrschte in Gemeinschaftsgeist, wie ihn Virginia sonst noch nirgends gefunden hatte. Schon früher hatte sie in Juniper Hill ein Geben und Nehmen von Zigaretten bemerkt, aber da sie immer unter den Geberinnen gewesen war, hatte sie das nicht als besonders ehrenwert in Erinnerung. In der Acht hingegen konnte man auch etwas empfangen. Wenn die Damen Pakete von zuhause erhielten, teilten sie mit allen. Wenn der Drugstore das Bestellte lieferte, teilte man mit denen, die keinen Kredit mehr hatten. Falls man in Juniper Hill hätte leben wollen, wäre man am liebsten in der Abteilung Acht gewesen. Dennoch war keine der Frauen gerne in der Anstalt. Was immer auch ihre Sorgen draußen in der Welt gewesen waren, alle sehnten sie sich nach denen zurück, aber mit einer einzigen Ausnahme wußten sie wohl alle, wo sie waren und auch ungefähr, warum. Man hätte denken können, daß diese eine, die zweifellos nicht wußte, wo sie sich befand, glücklich sei, aber Tamara war die Elendste von ihnen allen. Sie war einsam und isoliert. Die Pflegerinnen ermahnten die anderen immer wieder, sich von ihr fernzuhalten, und da Tamara groß und muskulös war und eine finstere Miene trug, hielten sich die Damen daran.

Tamara besaß einen Pelz, den sie trug, wenn man in den Speisesaal ging. Oft versuchten die Pflegerinnen, sie davon abzubringen. Der Speisesaal lag keine dreißig Meter vom Tagesraum entfernt und der Korridor war nicht kälter als die Räume, aber Tamara trug ihren Mantel. Wenn man ihn versteckte, verließ sie den Tagesraum nicht. Früher einmal – so flüsterten sich die Damen zu – hatte sie erzählt, sie sei eine russische Gräfin. Aber an einem Besuchstag hatten sie ihre Schwester in der Kleidung eines Dienstmädchens gesehen. Unter sich lachten sie über Tamaras Allüren. Virginia sagte, die Tatsache, daß ihre Schwester ein Dienstmädchen war, sei noch kein Beweis, daß Tamara keine Gräfin sei; da erwiderten die Damen, dieser Pelz sei kein Grafenmantel. Es sei ein ganz gewöhnlicher Mantel aus gefärbtem Kaninchenfell, womit man niemandem etwas vormachen könne.⁵¹ Tamara habe schon fünf Gehirnoperationen hinter sich, sagten die Damen, sie sei *hoffnungslos*. Sie taten sehr verächtlich über hoffnungslose Fälle und machten Tamara ihre Unheilbarkeit zum Vorwurf. Ihre Einstellung unheilbarem Wahnsinn gegenüber war derjenigen in der Welt draußen sehr ähnlich. Offenbar haßten sie Tamara, weil sie verrückt war.

⁵¹ Nur eine Assoziation: Bereits 1928 erschienen in den englischsprachigen Ländern Spielfilme über die (angebliche) Zarentochter Großfürstin Anastasia. Die öffentlichen Spekulationen über ihre Identität füllten über Jahre (oder Jahrzehnte) die Zeitungen. Das dokumentierte Schicksal der Unbekannten ist auch im Hinblick auf die Psychiatrie jener Zeit lesenswert. Siehe hierzu: Harriet v. Rathlef-Keilmann: ANASTASIA? - EINE UNBEKANNTE KÄMPFT UM IHRE IDENTITÄT (Berlin 2019: A+C online)

Etwa einmal in der Woche redete Tamara. Dann sprach sie mit den Pflegerinnen, als ob es Sklavinnen wären. "Werft alle diese Menschen sofort aus meinem Haus", sagte sie etwa. Die Schwestern konnten nicht verstehen, warum Tamara in der Acht sein durfte, wo alle andern Frauen so nett waren.

Aber eines Tages hatte Virginia ein kleines Erlebnis mit Tamara, das sie sich fragen ließ, ob es für Tamara nicht doch Hoffnung gäbe, falls jemand sich die Mühe machen würde, sich wirklich um sie zu kümmern. Es gab in der Abteilung Acht ein Klavier; Virginia spielte manchmal darauf. Als sie wieder einmal diese und jene Melodie aus dem Gedächtnis spielte, kam Tamara und setzte sich neben sie auf die Klavierbank. Virginia fürchtete sich so, daß sie glaubte, von der Bank sinken zu müssen, aber sie fuhr fort zu spielen. Als sie es nicht mehr aushalten konnte, sagte sie leise, jetzt müsse sie aufhören. Und Tamara lächelte sie an und sagte: "Ich danke dir, meine Freundin."

Eine Schwester kam aufgeregt dahergeflattert. "Virginia, Sie wissen doch, daß Sie Tamara nicht in die Nähe kommen dürfen!"

"Manchmal weiß ein krankes Tier besser, wie ein anderes krankes Tier geheilt werden muß", sagte Virginia. Aber – um ehrlich zu sein: sie entfernte sich ganz gern von der gefährlichen Patientin.

II

Tage vergingen, bevor Virginia die alte Dame bemerkte. Oh, sie wußte natürlich, daß die alte Dame Jenny hieß und sie eines der etwa zwölf privaten Schlafzimmer hatte, – einen der Verschlüge, die Schlafzimmer genannt wurden. Aber sie hatte nichts mit ihr zu tun gehabt bis zu dem Nachmittag, als Jenny sie zum Tee bat.

Jennys Zimmer hatte ein Feldbett und einen Stuhl und es lag so nahe am Tagesraum, daß die Pflegerinenn ihr erlaubten, sich nachmittags dorthin zurückzuziehen. Virginia nahm an, die Einladung zum Tee sei nur ein Vorwand und Jenny wollte einfach mit ihrem Zimmer prahlen. Aber Jenny hatte eine Dose Ananassaft auf dem Fenstersims stehen, das sollte der Tee sein. Virginia fragte, ob sie die Büchse einer Pflegerin zum Öffnen bringen solle. Die Pflegerinnen machten sowas immer bereitwillig. Aber Jenny zwinkert, sie fuhr mit der Hand in ihr Kleid und brachte einen Bierdosenöffner zum Vorschein, der an einer schmutzigen Schnur hing.

Virginia war entsetzt. Es gab eine strenge Vorschrift über Dinge dieser Art. Eine der Patientinnen war Maniküre, und sie pflegte die Fingernägel der Damen, mit Ausnahme

derjenigen von Tamara; sie feilte und lackierte sie sehr schön. Aber immer war eine Wärterin in der Nähe, wenn sie arbeitete, und die Instrumente wurden ihr sofort weggenommen, sobald sie fertig war. Und da saß die alte Jenny mit einem Büchsenöffner!

Der Saft wurde in Papierbechern serviert, und dazu gab es Cracker. Während der Bewirtung erzählte Jenny Virginia ihr Leben. Die ganze Zeit spielte sie mit dem Büchsenöffner. Virginia konnte den Blick nicht von diesem Instrument lassen, und sie war froh, als sie ohne auffällige Hast wieder gehen konnte. Jenny kam natürlich mit.

Am nächsten Tag lud Jenny sie wieder zum Tee ein. Und auch am folgenden Tag. Sie schien einen unbegrenzten Vorrat an Ananassaft zu haben und eine unerschöpfliche Lebensgeschichte. Und immer spielte sie während des Sprechens mit dem Büchsenöffner. Virginia hätte gern den Pflegerinnen einen Hinweis gegeben, aber wie konnte man eine Kameradin veraten?

... Morgens Arbeit im Haus Nummer Neun, am frühen Nachmittag Bridge oder ein kurzer Schlaf auf dem Fußboden, am späten Nachmittag Tee mit Jenny. Nichts durchbrach diesen Kreislauf...

Vielleicht war es Jennys Krankheit, oder vielleicht lag es an ihrem Alter, vielleicht war auch nur Virginias Phantasie daran schuld, aber die alte Dame schien einen seltsamen Ausdruck in den Augen zu haben. Wenn sie von ihrem Büchsenöffner aufsaß und Virginia betrachtete, lag eine merkwürdige Nachdenklichkeit in den alten Augen. Virginia kam zu der Überzeugung, daß Jenny vorhabe, sich umzubringen. Sie behandelte die alte Frau mit besonderer Behutsamkeit.

Robert erzählte sie nichts von Jenny. Er sah jetzt immer so müde und abgespannt aus, wenn er zu ihr kam, sie wollte ihm nicht noch mehr Sorgen machen. Und obgleich sie wußte, daß er beunruhigt wäre, wenn sie ihm ihre Angst beichten würde, wußte sie zugleich, daß er nicht glauben würde, daß sie in Gefahr wäre. Eher würde er denken, zu allem anderen hätte sie auch noch Verfolgungswahn. Und vielleicht stimmte es. Vielleicht war es wirklich nur das.

Aber die Schärfe des Büchsenöffners war keine Einbildung. Wie leicht er die Büchsen aufschnitt! "Sitzen Sie nicht so weit weg!" pflegte Jenny zu sagen. "Ich bin ein wenig taub, ich kann Sie nicht verstehen, wenn Sie da drüben sitzen. Kommen Sie doch etwas näher, kommen Sie zu mir, mein Kind!"

Und dann, eines Nachmittags, wußte Virginia, daß es geschehen würde. Wie üblich öffnete Jenny die Dose, aber dann stellte sie sie zurück aufs Fensterbrett. Sie wischte den

Dosenöffner an ihrem Rock ab und schaute lange darauf. Dann blickte sie zu Virginia. "Einen Penny für Ihre Gedanken, Liebes", sagte sie.

Virginia sprang auf, sie rannte auf den Korridor hinaus und lief ins Büro. Am Schreibtisch saß Miss Bixby. "Nun, Virginia, was ist los?"

Virginia versuchte nachzudenken. Sie brauchte so dringend eine Wärterin, das wußte sie – aber sie wußte nicht mehr, warum. Etwas Schreckliches bedrohte sie. "Schnell, einen Arzt, bitte, rufen Sie meinen Arzt!" sagte sie, während der Boden unter ihr schwankte und sich drehte.

"Ruhig," sagte Miss Bixby, "es ist alles in Ordnung, Virginia ... stützen Sie sich auf mich. Miss Jones, holen Sie –"

Neben der Pflegerin taumelte sie über den Korridor; der dunkel lackierte Fußboden dehnte sich endlos vor ihr. "Halten Sie sich an mir fest."

"Sowas habe ich noch nie gehabt", keuchte Virginia. Nie zuvor habe ich so klar gefühlt, daß es kommt; nie vorher habe ich gewußt, daß es eine Warnung ist.

"Ihr Doktor wird in einer Minute bei Ihnen sein. Oder wir gehen zu ihm. Wir werden gar keine Probleme haben. Es ist ganz einfach. Sehen Sie, da ist schon die Tür."

Virginia biß sich auf die Lippe. "Nehmen Sie meine Brille, ich möchte sie nicht zerbrechen."

Miss Bixby nahm ihr die Brille ab. "Gleich wird Ihnen besser sein. Sie haben wahrscheinlich etwas Schlechtes gegessen. Es ist nur eine Ohnmachtsanwandlung."

Aber sie sprach ohne Überzeugung und drängte Virginia mit sich. Sie wollen mich aus der Abteilung heraus haben, bevor es passiert, sie wollen mich irgendwo haben, wo es bequemer für sie ist, sie wollen mich seinen Händen übergeben, es sind schlanke Hände, aber sie sind stark.

Und jetzt kam es schnell, schnell auf sie zu. Ob er ebenso schnell kommen konnte?

Miss Bixby stieß die Tür auf. "So, – da ist er. Er kommt, so schnell er kann."

Virginia sah, daß er auf sie zulief, aber sie wußte, er würde sie nicht mehr zur rechten Zeit erreichen.

Zwölftes Kapitel

I

Die Sonne scheint. Wieder ist Sommer. Wieder? Vielleicht immernoch. Jetzt begannen weiße Flocken, wie Schnee, im Sonnenschein zu tanzen. Vielleicht ist ein Lagerfeuer in der Nähe. Ich möchte gern ein Feuer sehen. Möchte gern daneben sitzen und mich wärmen.

"Es schneit", sagte jemand. "Höchste Zeit."

"Eben habe ich mich gefragt, welche Zeit es ist", erwiderte Virginia. Höchste Zeit. Das heißt wohl, höchste Zeit zum Teetrinken. Sie runzelte die Stirn. An den Nachmittagstee dachte sie nicht gern. Warum wohl? Früher hatte ich doch Tee so gerne.

Aber dann fiel es ihr ein. Einmal war sie zum Tee eingeladen worden und eine alte Frau hatte versucht, sie zu erstechen. Sie wollte mich töten, und ich rannte und rannte und der junge Gefängniswärter kam mir zu Hilfe. Weil er glaubt, er sei der einzige, der mich töten darf. *Jeannie ist mein besonderer Fall, mein Schützling*, sagte er. *Jeden Tag töte ich sie einmal, jeden Werktag einmal und am Sonntag zweimal. Weine nicht*, sagt er, wenn er fertig ist, *jetzt ist's vorbei und nichts mehr wird wehtun*.

Sie sah die Frau an, die ihr die Zeit gesagt hatte. Es war eine Fremde mit kurzgeschnittenem Haar. Sie trug eine dicke rote Jacke, wie ein Laufbursche, und ihre Nase tropfte. "Haben Sie Schnupfen?" fragte Virginia, um anzudeuten, daß ein Taschentuch zweckmäßig wäre.

Die Frau zog auf und die Tropfen verschwanden. "Die würden ein' erfrieren lass'n, wenn sie können würden", murrte sie. "Wie war gleich dein Name?"

"Virginia Cunningham; ich hatte es noch nicht gesagt. Wie ist der Ihre?"

"Margie", sagte die Frau. "Du redst wie ein Schulmeister. Du mußt Lehrerin gewesn sein."

"*Müssen gewesen sein* und *waren* ist zweierlei", antwortete Virginia weise. "Wie spät sagten Sie, daß es sei?"

"Bald Zeit zum Essen," sagte Margie, "aber ich glaub nicht, daß du was davon willst. Nicht auf das gute Essen, das sie einem nach dem Schock gebn. Was hast'n du heut bekommen?"

"Oh, das übliche." Virginia blinzelte in die tanzenden Flocken. Schock. Der kleine Raum mit dem Geruch des elektrischen Schneebesens. Der junge Gefängniswärter, der sich über einen beugt und sagt, *was für ein Spaßvogel Sie sind, Jeannie*.

Sie sind so witzig, sagte er. Jeannie. Er kennt nichtmal meinen wirklichen Namen. Sie befühlte ihr Kreuz. Ja, sie hatte wieder auf dem Keil gelegen. Und an den Schläfen entdeckte sie noch eine Spur der kalten Paste . . . *Der Prozentsatz der unerwünschten Nebenwirkungen*⁵² *durch elektrische Schockbehandlung ist sehr gering* . . . *Mishaps* – ich mag dieses Wort. Das habe ich einmal gelesen, als ich mich für das Thema noch nicht interessierte. Seine Assistentin hat so eine dumme Stimme, und dann kommt noch eine Schwester und hält einem die Beine fest.

Man wacht auf in einem anderen Zimmer und bekommt ein enormes Fühstück. Das einzig Gute daran ist, sagte ich zu ihm, man bekommt zum Ausgleich etwas Anständiges zu essen. Und darauf sagte er, ich sei sein kleiner Spaßvogel. Er sagte das ganz gedankenlos, seine Hände waren beschäftigt. Falls irgendetwas schief geht, erwischt es Sie hoffentlich auch, hätte ich ihm gern gesagt. Vielleicht hab ich's gesagt. Vielleicht hielt er auch das für einen Spaß. Aber ich habe mir wirklich ausgerechnet, daß es auch ihn erwischen würde, wenn er mir zuviel Strom gibt. Er würde mich ja berühren, oder? Das geschähe ihm recht. Oder ist er besonders isoliert? Ja, bestimmt. Sonst wäre er nicht so vergnügt. Die sorgen schon dafür, daß sie selbst in Sicherheit sind. Keine *mishaps* für die Operateure.

"Irgendwo habe ich gelesen," sagte sie vorsichtig zu Margie, "daß Schockbehandlungen das Erinnerungsvermögen beeinträchtigen."⁵³

"Meins trächtigen sie nicht", sagte Margie.⁵⁴ "Ich habe das superbeste Dächtnis. Ich erinner mich an alls, was mal passiert is – auch an was, was nich passiert is. Wieviel Schocks hast du schon gekriegt?"

"Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, sechzehn oder achtzehn."

"Himmel, dann mußt du aber wirklich krank sein!"

"Ich hasse die Vergeßlichkeit –"

"Ich möcht gern vergessen. Vieles, vieles. Aber ich bin Republikaner, und Nelefanx nix vergess!" Margie lachte, und ein Sprühregen kam aus ihrer Nase.⁵⁵

Virginia wandte sich ab. Sie ging an ein anderes Fenster, um das Schneetreiben zu beobachten. Obwohl er aussah wie Theaterschnee und sich auflöste, sobald er den Boden berührte, war es wahrscheinlich Schnee. Vielleicht bleibt er im Schatten liegen, auf der anderen Seite des Hauses. Sie ging durch den Raum, um nachzusehen.

⁵² Im original: mishap (Mißgeschick, Malheur, Unglück).

⁵³ Dies ist tatsächlich der Fall. Inwieweit Gedächtnisstörungen nach EKT vorübergehen oder anhaltende Zerstörungen bedeuten, ist noch heute nicht bekannt und aufgrund der ursprünglichen Erkrankungen vermutlich kaum bestimmt werden.

⁵⁴ Im Original verwechselt Margie "impair" (beeinträchtigen) mit "repair" (ausbessern).

⁵⁵ Im Original: "a nelefun never fergits". Der Elefant ist Symboltier der Republikanischen Partei der USA.

In der Mitte des Tagesraums lag ein Teppich. Es war ein eher kleiner Teppich, eine lächerliche hellgraue Briefmarke, die auf dem dunklen Braun des Bodens klebte. Früher war der Teppich nicht dagewesen. Aber vielleicht bin ich wieder einmal in einer anderen Abteilung... Ja, in diesem Tagesraum war ich noch nie.

Es war ein armseliger Teppich, aber nach all den Monaten, wo man nur Linoleum unter den Füßen gespürt hatte, gab er ein angenehmes Gefühl.

Jemand kreischte. Virginia sah sich um. Margie schrie nach Miss Green. "Virginia tritt schon wieder auf den Teppich!" schrie sie.

Eine Schwester kam in den Tagesraum getraut. "Gehen Sie von dem Teppich runter, Virginia Cunningham!" brüllte sie.

Zögernd ging Virginia von dem Teppich herunter. Sie wich Miss Green aus, aber die stand schon neben ihr.

"Wir treten nicht auf unseren Läufer!" schimpfte die Pflegerin. "Das habe ich Ihnen schon dutzendmal gesagt. Wir treten nicht auf unseren Teppich."

"Wieso denn nicht?"

"Weil wir's nicht tun", sagte die Krankenschwester. "Verstanden? Sie können einfach nicht in diese Abteilung kommen und tun, was sie wollen. Ich weiß nicht, wie Sie sich in ihren anderen Abteilungen benommen haben, aber hier haben wir unsere Vorschriften, und wir halten sie ein. Wir treten nicht auf unseren Läufer! – Wir sind die einzige Abteilung, die einen Teppich besitzt."

Virginia sah sich diesen Teppich genauer an. Es wirkte sehr gewöhnlich. Vielleicht \$ 29.75. Aber vielleicht bedeckt er eine gefährliche Vertiefung. Vielleicht bin ich grade noch mit dem Leben davongekommen. Ich war eine Zeitlang in einem tiefen Loch, – vielleicht war dies das Loch?

"Und wir wollen ihn so halten, daß er wie neu bleibt", sagte Miss Green. "Also geben Sie acht, daß Sie nicht wieder darauf herumtrampeln."

"Sie könnten ihn an die Wand hängen", schlug Virginia vor.

"Ihre Geistesblitze haben vielleicht in den anderen Abteilungen eingeschlagen, aber in Vierzehn wirken sie nicht. Dem Teppich geschieht nichts, wo er ist, wenn Sie nur Ihre großen Füße von ihm fernhalten."

Virginia betrachtete Miss Greens Schuhe. Mindestens Größe 9. Wie kommt sie dazu, 5 ½ groß zu nennen?

"Seit Sie hier sind, sind Sie tagtäglich auf den Teppich getreten", sagt Miss Green. "Ich habe jetzt genug davon! Ich muß meine Arbeit machen, ich kann nicht jeden Augenblick hereinlaufen, um Sie von diesem Teppich runterzuscheuchen. Dabei wissen Sie ganz genau, daß Sie es nicht dürfen."

"Wie lange bin ich schon hier", fragte Virginia.

"Zu lange!" sagte Miss Green. Das war ein neuer Typ von Wärterin. Natürlich hatten schon andere Krankenschwestern sie geärgert, aber jemand wie Miss Green war ihr noch nicht begegnet. Sie schien hysterisch zu sein. "Entschuldigen Sie," sagte Virginia, "ich wollte, Sie könnten begreifen, daß ich nichts im Gedächtnis behalten kann."

"Immer diese Entschuldigungen! In meinem ganzen Leben habe ich noch –"

"Miss Green," schrie Margie, "Emma steht auf dem Teppich!"

Eine dicke Frau von mittleren Jahren stand in der Mitte des Teppichs und tanzte einen Charleston. Sie tanzte ausgesprochen gut. Und jetzt begann sie zu singen. "Sweet Georgie Brown..."

"Oh, bitte, lassen Sie sie tanzen," bettelte Virginia, "sie ist wirklich sehr gut!"

Aber jetzt betrat die Schwester mit ihren eigenen großen Füßen den Teppich der Abteilung Vierzehn.

II

Obwohl Miss Green sich gebärdete, als spiele sie die erste Violine⁵⁶, war sie nicht die Oberschwester der Vierzehn. Die Oberschwester war in Ordnung.

Als Robert Virginia besuchte, erzählte sie ihm von dem Teppich, und er lachte und behauptete, das habe sie erfunden. Sowas hätte er nie gesagt, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß es ihr schon viel besser ginge. Es machte viel Mut.

Am Weihnachtstag durfte er sie außerhalb der Reihe besuchen. Er und die anderen Gäste wurden ausnahmsweise in den Tagesraum geführt, so konnte Virginia ihm zeigen, wie ängstlich alle Damen bemüht waren, ihre Gäste vom Teppich fernzuhalten.

Aber obwohl sie über den Teppich lachten, war es ein trauriges Weihnachten. Am Vormittag wurden die Damen in den großen Saal geführt, wo man einmal einen Film gesehen hatte. Auf der Bühne stand ein Mann neben einem Weihnachtsbaum; unter seiner Leitung sangen die Patientinnen Weihnachtslieder; auch der *Yankee Doodle*⁵⁷ war unter den Liedern, die sie an diesem Morgen sangen.

Robert kam am frühen Nachmittag und brachte eine große Schachtel. Darin waren zwei wollende Nachthemden, etwas wollene Unterwäsche und eine Art Haube, von der er behauptete, daß die Frauen sie jetzt trügen. Es war eine komische Kindermütze, aber sie war warm, und hier spielte es sowieso keine Rolle, was man trug. Auch von Mutter und

⁵⁶ "(...) though she acted as if she was the whole cheese"

⁵⁷ Eine Art inoffizielle Nationalhymne der USA.

Margaret hatte er eine Schachtel gebracht, eine Auswahl von Leckerbissen. Robert sagte, sie dürfe das nicht den anderen Patientinnen anbieten, wie sie es bisher mit allem getan hatte. Sie solle die Schachtel der Wärterin zum Aufbewahren geben und jedesmal nur etwas daraus nehmen. Es befanden sich delikate Kuchen und alle Sorten von Pastetchen darin.

"Ich hätte irgendwas vorbereiten sollen wegen Weihnachten", sagte sie. "Aber ich habe es vergessen. Ich hätte dir irgendeine Kleinigkeit in der Kantine besorgen können."

Aber Robert antwortete, für ihn sei es das schönste Geschenk, wenn es ihr besser gehe. "Jetzt wirst du wirklich gesund! Du wirst keine Rückfälle mehr haben."

"Das hier ist Abteilung Vierzehn. Muß ich mich jetzt wieder hocharbeiten bis zur Abteilung Eins?"

"Nein, durchaus nicht! Kik hat mir gestanden, in der Eins möchte er selbst nicht leben."

Virginia lachte. Nun erinnerte sie sich, wie sehr Miss Davis Dr. Kik verabscheute. "Ihm würde sie das Leben schwer machen, klar. Und ich wette, er könnte die Lappen auch nicht auseinanderhalten."

Sie gingen ein wenig spazieren, damit Virginia ihren neuen Hut ausprobieren konnte. Robert behauptete, sie sähe bezaubernd aus, und vielleicht glaubte er es wirklich. In manchen Dingen war er ein sehr dummer Mann. Sie hatte oft gedacht, wie praktisch es wäre, einen kritischen Ehemann zu haben, der einem sagen würde, wenn etwas am Makeup nicht stimmt. Robert war darin gar keine Hilfe. Er fand immer alles bezaubernd. – Als sie die Abteilung verließen und am Schlafsaal vorbeikamen, machte sie ihn auf die Überbetten aufmerksam. "Die habe ich hier noch nie gesehen! Sie haben sie nur wegen der Gäste hervorgeholt. Du siehst also, wir verfügen nicht nur über einen Teppich, sondern auch über richtige Bettdecken."

Robert fand das alles ziemlich aufgeblasen. Besonders über den Teppich amüsierte er sich. "Großer Himmel, wenn ich gewußt hätte, wie es hier drinnen aussieht . . . – Aber jetzt wird es nicht mehr lange dauern!"

Es wäre grausam gewesen, ihn daran zu erinnern, daß er das schon seit Monaten sagte. Während sie herumspazierten, erzählte er ihr von seinem letzten Besuch bei Dr. Kik. Der Arzt sei beeindruckt gewesen, als Virginia unbedingt in eine Abteilung verlegt werden wollte, in der es keine Rassendiskriminierungen gab. Virginia konnte sich überhaupt nicht erinnern, so etwas gesagt zu haben, aber da es dem Doktor so gut gefallen hatte, stellte sie keine Fragen.

Als die Besucher gegangen waren, lieferten die Damen ihre Geschenke ab, und die Schwestern verschlossen sie in den Schränken. Dann wurden die Überdecke wieder von

den Feldbetten genommen und ebenfalls weggeschlossen. Die Damen gingen in den Tagesraum zurück und warteten auf das Abendessen.

Was hatte Robert von Rassenvorurteilen gesagt? Sie sah sich im Raum um und bemerkte zum erstenmal, daß einige der Patientinnen Farbige waren. Auch eine der Schwestern war farbig. Natürlich nicht Miss Green; die hätte sich sowas nicht verziehen. Eine der dunkelhäutigen Patientinnen schien Virginia besonders gern zu haben. Sie brachte ihr einen Schokoladenriegel. Virginia wollte ihn nicht annehmen; sie fürchtete, daß das Mädchen nur dieses eine Stück hatte, aber die bestand darauf. "Sie machen mir auch immer Geschenke", sagte sie.

Am nächsten Tag wurde diese junge Frau mit verschiedenen anderen aus der Abteilung zu einem Tanz eingeladen, der im große Theatersaal stattfand. Als die Damen, die zum Tanz gingen, sich aufstellen mußten, bemerkte Virginia, daß ihre Freundin keinen Hut hatte. Draußen fiel dichter Schnee, und so ging Virginia zu ihrem Schrank, der wegen der Tänzerinnen noch nicht wieder verschlossen war, und nahm ihren neuen Hut heraus. Sie gab ihn der jungen Frau und nach einem Hin und Her ließ die sich überreden und setzte ihn auf. Sie sah sehr elegant aus mit der Mütze. Sie war jung und hübsch, und die hellen Farben paßten gut zu ihr. "Ich werde den Hut nicht abnehmen", sagte sie. "Jemand könnte ihn stehlen."

In diesem Augenblick kam Miss Green um die Ecke. "Was tun Sie mit Virginias Hut?"

"Ich habe ihn ihr ausgeliehen", sagte Virginia.

"Thr armer Mann", antwortete Miss Green. "Er gibt sich solche Mühe. Wissen Sie nicht, daß er den Hut bei Saks in der Fifth Avenue für Sie gekauft hat? Und dann leihen Sie ihn einer ..."

"Er würde sich freuen, wenn sie ihn trägt", sagte Virginia hastig.

Die farbige Patientin war zurückgewichen. Ihre großen, dunklen Augen waren voller Tränen. "Ich möchte niemandem Schwierigkeiten machen", flüsterte sie. Sie hielt den Hut in ihren braunen Händen und streckte ihn Virginia entgegen. "Meinetwegen soll es keinen Streit geben. Bitte, nehmen Sie ihn wieder."

"Sehen Sie," sagte Miss Green, "Menschen wie Sie sind schuld daran, daß diese ganzen Rassenprobleme aufgerührt werden. – Also los, Partyladies! Wollen Sie bitte eine ordentliche Reihe bilden. Meine Damen! Hier wird nicht gesprochen! Damen, die aus der Reihe heraustreten oder die weitersprechen, werden endgültig von der Party ausgeschlossen."⁵⁸

⁵⁸ Vgl. Lillian Smith: *STRANGE FRUIT* (1944); deutsche Ausgabe: *FREMDE FRUCHT* (Zürich 1947; Neuausgabe Berlin 2018: A+C online) <https://autonomie-und-chaos.de/lillian-smith-strange-fruits-pdf>

III

Eines Morgens brachte Miss Green einen Haufen Mäntel in den Tagesraum und warf sie auf den Fußboden. Dann las sie von einer Liste eine Reihe von Namen ab und sagte, diese Damen hätten ihre Mäntel anzuziehen. *Was fällt ihr ein, meinen guten Mantel auf die Erde zu werfen!*

Nach einigem Drängen und Schieben gelangte Virginia zu dem Haufen. Ihr Mantel war nicht dabei. Jedoch war ihr Name aufgerufen worden. Endlich eine Gelegenheit, der komischen Wichtigtuerin eins auszuwischen.

"Nehmen Sie irgendeinen", sagte Miss Green. "Es ist ganz gleich, welchen. Ihr eigenen Sachen sind schon fort. Beeilen Sie sich."

"Wohin fort?"

"Beeilen Sie sich! Der Wagen wartet."

Wir werden also eine Autofahrt machen. Auch gut. Nur noch ein Mantel war übrig und Virginia zog ihn an. Er war schwer, dunkelblau, es war ein Herrenmantel. Er reichte bis zu ihren Absätzen, die Ärmel gingen ihr bis zu den Fingerspitzen. Als sie ihn zuknöpfte, bemerkte sie, daß er vorn mit einer Art trockener Paste verschmiert war. Virginia hoffte, es sei nicht Bratensauce, die jemand gegessen und erbrochen hatte, wonach es allerdings aussah.

Die bemantelten Frauen stellten sich in Reih und Glied an der Tür auf, dann kam die Oberschwester und rief noch einmal ihre Namen auf. "Nun, meine Damen, seien Sie brav und tun Sie, was die Schwestern Ihnen sagen. – Good bye!"

Die Damen sagten Goodbye. Virginia warf noch einen Blick in den Tagesraum, wo einige ihrer Freundinnen saßen. Keine der Damen, mit denen sie sich vertrug, befand sich in der Mantelgruppe. Seltsamerweise waren die in den Mänteln gerade solche Patientinnen, denen sie immer ausgewichen war, weil sie ihr zu krank vorgekommen waren, als das man mit ihnen hätte verkehren können. Sie winkte ihren Freundinnen zu. Wenn man nach einem Jahr zum erstenmal wieder einen Ausflug machen darf, kann man nicht zu anspruchsvoll sein. Ihre Freundinnen winkten nicht zurück. Sie schauten sehr unglücklich drein. Manche weinten. Du liebe Zeit, ich würde meinen Neid nicht so offen zu Schau tragen, wenn eine von ihnen bei so einer Fahrt mitgehen dürfte.

Draußen wartete ein geschlossener Wagen. "Wir werden ja gar nichts von der Gegend sehen", sagte Virginia enttäuscht, als sie einstieg. Die Sitze befanden sich an den Seiten wie in einem Polizeiwagen. Als die Tür geschlossen war, saßen die Frauen im

Halbdunkel. "Da hätte ich genauso gut zuhause bleiben können," murmelte Virginia. "Wohin gehen wir eigentlich?"

"Gesprochen wird nicht", sagte Miss Green.

Aber es war eine sehr kurze Fahrt. "Nicht der Mühe wert", meinte Virginia. Sie erinnerte sich, wie sie einmal mit zwei Freundinnen zur Oper gefahren war. Damals war sie im ersten Semester der Hochschule. Irgendjemand hatte ihnen im allerletzten Augenblick Karten gegeben. Sie waren alle drei noch nie in einem Opernhaus gewesen. Sie fuhren in die Stadt und parkten ihren Wagen an der Ecke, die jemand ihnen empfohlen hatte. Es schneite und war kalt. Alle drei hatten sie ihre dünnen Tanzschuhe an. Sie drängten sich an einen Hauseingang und winkten nach einem Taxi. "Zur Opfer!" Sie hatten sich ausgerechnet, daß ihr Geld sicher reichen würde, wenn sie alle drei zusammenlegten. Der Chauffeur war ungehalten: "Soll das ein Witz sein?" Dann sagte ich, wir hätten Eile und er solle uns gefälligst augenblicklich zur Oper fahren. Er fuhr auf die andere Straßenseite. "Presto chango," sagte er, "da seid ihr!"⁵⁹

Da sind wir jetzt auch, zurück wie der Blitz! Auch unserer modischen Bekleidung hätte das Wetter nicht geschadet.

Aber zurück waren sie nicht. Denn obgleich ihnen die Käfigveranda des Eingangs bekannt vorkam, betraten sie einen Tagesraum, der vom bisherigen verschieden war. Sehr verschieden. Da waren keine richtigen Möbel und schon gar keine Teppiche. Als die Frauen in ihren Mänteln durch den Raum gingen, drängten sich um sie herum die Geschöpfe, die bereits dort waren. Es waren seltsam aussehende Frauen. Sie steckten in graublauen Gewändern, die nach dem Muster der Juniper Hill-Nachthemden geschnitten waren. Sie hatten sehr kurze Haare. Sie starrten die Ankömmlinge an, als ob das ein eigens für sie arrangierter Umzug sei. Miss Green sprach mit einer Schwester, die anscheinend zu dieser Abteilung gehörte, wandte sich dann zu ihrer Gruppe und forderte sie auf, mitzukommen.

Sie gingen durch den Tagesraum in einen anderen Korridor mit Zementboden, dann zu einem Treppenhaus. Auf dem ersten Treppenabsatz wurden einige Frauen einer anderen Schwester übergeben. Beim nächsten Absatz zählte Miss Green sie. "Das sind sie", sagte sie zu einer Wärterin, die jetzt aufgetaucht war. Dann sagte sie ihr Goodbye. Von den Frauen verabschiedete sie sich nicht.

"Ich bin Miss Vance", sagte die neue Pflegerin. "Kommen Sie in den Tagesraum. Sie können Ihre Mäntel auf eine der Bänke legen."

⁵⁹ Presto chango (presto: ital. schnell + change: engl. Wechsel, Veränderung), Idiom, etwa wie bei uns "Voilà!" als Ausruf eines Zauberkünstlers oder Dompteurs, der einen Trick vorführt. (Mitschwingen könnte das spanische Wort chango = Affe.)

Der Tagesraum glich genau dem im Stock darunter. Vier oder fünf Holzbänke standen da. Einige Patientinnen saßen auf den Bänken, andere auf dem braunen Linoleumboden; wieder andere wanderten herum. In der Mitte des Raumes stand eine dicke, übermäßig geschminkte Frau und sang. Man merkte, daß sie eine geschulte Stimme hatte, – aber vielleicht schloß man das eher aus ihrer Pose als aus der Stimme. Sie hatte die Hände über ihrer gewölbten Brust gefaltet und stand da in einem Selbstbewußtsein, das man bei Dilettanten kaum findet. Ihr Haar war schwarz und kurzgeschnitten und im Rücken trug sie eine große Schleife aus rotem Seidenpapier. Und sie trug den graublauen Kittel.

Als die Primadonna ihr Lied beendet hatte, applaudierte jemand. Auch Virginia klatschte. Die Sängerin verbeugte sich. Es war eine routinierte Verbeugung. Sie hob die Hand, um den Beifall, der ohnehin gleich wieder gestorben war, zu begrenzen, lächelte und schüttelte bescheiden den Kopf. Dann zog sie sich zurück, und das Konzert war vorüber.

Tja, sagte Virginia zu sich selbst, das ist es nun.

Virginia setzte sich auf eine der Bänke. In einer Ecke tanzte eine Frau. Virginia sah ihr auf die Füße und merkte, daß sie richtige Tanzschritte machte. Sie tanzte jene Art Tango, den die Eltern getanzt hatten, als man noch ein kleines Mädchen war. Dann einen One-step, wie man ihn in der Tanzschule gelernt hatte. Sie tanzte vollendet. Schade, daß sie aussah wie ein Mann. Ihr eisgraues Haar war genau wie das eines Mannes geschnitten, und das formlose Kleid machte sie natürlich auch nicht anziehender.

"Sie ist Lehrerin gewesen", sagte eine Patientin, die neben Virginia saß.

"Sie kennt die alten Tänze", erwiderte Virginia. "Das ist noch der richtige Foxtrott!"

"Sie war Lehrerin. – Wie heißen Sie?"

"Virginia."

"Ich bin Ruth."

"Ist das das gleiche Gebäude, wo ich früher war?"

"Wo waren Sie früher?"

Offenbar eine sehr kranke Frau. "Ich glaube, man nannte es Empfang."

"Aufnahme", korrigierte Ruth. "Nein, das ist ein anderes Haus. In der Aufnahme war ich auch."

"Wie heißt dieses Haus?"

"Fünf."

"Bloß Fünf?"

"Ja, Haus Fünf."

"Warum bin ich hierhergekommen?"

Ruth grinste. "Wissen Sie das nicht?" Sie gefiel Virginia nicht.

"Wir wurden aufgefordert, eine Autofahrt zu machen. Ich nehme an, daß man uns bald wieder abholen wird."

Ruth lachte. "Mich hatte man auch zu dieser Autofahrt eingeladen. Das war vor drei Jahren."

"Ich versteh nicht, warum ich nicht in der Empfangsstation bleiben konnte – "

"Aufnahme. Dort bleibt man nur, wenn man vor Ablauf eines Jahres entlassen werden kann. Sonst kommt man eben in eines der anderen Gebäude. In der Aufnahme dürfen Sie nicht länger als ein Jahr bleiben."

"Aber ich bin noch kein Jahr in Juniper Hill!"

Ruth zuckte die Achseln. "Manchmal wissen sie vermutlich schon früher, was los ist." Sie hatte einen Bindfaden, den sie sich immerzu zwischen den Finger herum wickelte.

"Was tun Sie da?" fragte Virginia irritiert.

"Katzenwiege."

"Was?"

"Eine Katzenwiege. Wollen Sie probieren?"

"Ich weiß nicht, wie das geht."

"Sie weiß nicht, wie man eine Katzenwiege macht", sagte Ruth zu einer Patientin, die zu ihnen getreten war.

Die Neue hatte auch eine Schnur, die sie zwischen den Fingern auf- und abwickelte. Sie sah Virginia sehr kritisch an. "Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der keine Katzenwiege machen kann", sagte sie.⁶⁰

"Schauen Sie", sagte Ruth. "Ich werde es Ihnen zeigen. Gib mir die Schnur." Sie nahm die Schnur der Mitpatientin und wand sie in einer Minute zu einem komplizierten Muster zwischen Virginias Finger. Sie forderte sie auf, es selbst zu versuchen. Sie zeigte es ihr mehrmals, aber Virginia brachte es nicht fertig.

"Es steht schlimm mit ihr", sagte Ruth zu ihrer Kollegin.

Eine andere Frau kam zu Virginia und zeigte ihr eine Puppe. Sie war aus Lumpen angefertigt. "Sehen Sie – mal", sagte die Frau. Sie zog an einem Arm der Puppe, und der andere wurde kürzer. "Lustig – stimmt's?"

"Sehr."

"Ich mache – den ganzen Tag – Puppen", sagte die Frau. Sie sprach ruckhaft, und manchmal hob sie ihre rechte Hand in die Luft, als ob sie etwas fangen wollte.

⁶⁰ Cat's cradle (Katzenwiege) ist das unter Mädchen früher weitverbreitete Finger-Faden-Spiel, überliefert seit 2000 Jahren. An sich erfordert es mehrere MitspielerInnen, die sich gegenseitig Fäden zwischen den Fingern abnehmen. Die Bedeutung des Begriffs ist unklar.

"Warum machen Sie das mit dem Arm?" fragte Virginia.

"Was denn?"

"Ihn hochstrecken."

"Ich strecke ihn garnicht hoch", erwiderte die Frau. Sie streckte ihn wieder in die Luft.

"Ich bin gar nicht nervös", sagte sie. "Aber Sie scheinen nervös zu sein. Sie dürfen die Puppe behalten."

"Aber nein, sie gehört doch Ihnen."

"Das macht nichts. Ich schenke sie Ihnen. Ich mache ja die ganze Zeit welche. Die andern können es auch, aber nicht mit Armen, die sich ziehen lassen." Sie zog die Puppe am Arm, um es nochmal zu zeigen, und entfernte sich dann.

"Sie ist sehr krank", sagte Ruth.

Virginia ging zu einem Fenster. Fast alle Frauen in dieser Abteilung, bemerkte sie mit Entsetzen, hatten eine häßliche Haut. Große rote Flecken hatten sie im Gesicht. *Syphilis*. Ich muß sehr vorsichtig sein im Waschraum.

Denk an Senja. Eines Morgens empfing sie mich an ihrer Wohnungstür. *Oh, Jeannie*, weinte sie . . . Noch jemand nennt mich Jeannie . . . Senja konnte Ginny nicht aussprechen. *Jeannie*, schluchzte sie, *ich 'abe Siphilus. Gester' ich war in eine Kaffe und muß verschwind' und vergessen Papier zu legen runter, mein Gott, jetzt 'abe Siphilus . . . Senja war immer krank. Sie las ihre Krankheiten aus den Zeitungen, Brustkrebs war ihre Spezialität. Sie war wirklich ein bißchen verrückt . . . – Das sage ich?*

"Nachtessen, meine Damen" rief Miss Vance. Sie war die reinste Amazone. Vor langer Zeit habe ich einmal eine Pflegerin gesehen, die mir groß vorkam; aber das war noch garnichts.

Die Damen liefen zu Miss Vance. Virginia versuchte, sich in einigem Abstand von den anderen zu halten. Allerdings war diese übelriechende Luft sicher ebenso voller Bazillen wie die Damen selber.

"Ich weiß noch nicht, wohin", hörte sie die Wärterin rufen. "Warten Sie eine Sekunde." Sie drehte sich gegen den Korridor und brüllte: "Tunnel!"

Sie schloß die Tür auf, und die Damen polterten die Treppen hinunter. Virginia hatte Mühe, Schritt zu halten mit ihnen. Sie stürmten in den Souterrain und dann in einen Tunnel.

Dieser Tunnel wäre etwas für Greuelmärchen gewesen! Lampen gab es zwar, aber das bleiche Licht, das sie aussandten, wurde von dem mitternächtlichen Dunkel zwischen den Lampen verschluckt. Die Wände waren aus rissigem Zement. Aus einigen der

größeren Risse tropfte Wasser, und auf dem unebenen Boden bildeten sich dunkle Pfützen.

Der Tunnel war in zwei Gänge geteilt. Die waren durch eine Art Hühnergitter getrennt. Auch auf der anderen Seite des Gitters huschten Frauen wie blaugraue Ratten dahin. Hie und da war eine Frau darunter, die in einer auf dem Rücken verschnürten Zwangsjacke steckte. Virginia sah ihren eigenen Atem in dem bleichen Licht, als sie den anderen hinterherkeuchte.

Sie kamen in ein anderes Treppenhaus. Auch dieses war in zwei Gänge getrennt, aber nur durch ein Geländer aus Eisenstangen. Eine ganz dicke alte Dame kroch zwischen den Stäben hindurch und ging auf der anderen Seite hinauf. Es machte nichts, alle kamen ins gleiche Stockwerk.

An der Tür stand eine unglaublich große Wärterin. Sie öffnete die Tür, aber sie hielt ihren Arm vor die Öffnung, und die Damen drängten sich gegen sie. Als sie den Arm fallenließ, stolperten die Damen in einen riesigen Raum und stellten sich an einer Reihe an, die sich auf der einen Seite gebildet hatte.

Tische und Stühle standen in dem Saal. Es mochten etwa vierzig Tische sein. Fast wie unter einem Peitschenhieb strebte die Reihe auf ein verchromtes Büfett zu. Dann gingen die Damen mit Tablett zu den Tischen.

Als Virginia zum Büfett gelangte, nahm sie auch eines der Tablett. Eine Schüssel mit Essen stand bereits darauf, und eine Büfett-dame warf ein Sandwich dazu. Die Frau hinter Virginia entriß ihr das Sandwich, aber die Büfett-dame gab ihr ein anderes.

Sie erhielt Nachtisch. Das war ein Pudding in einer kleinen runden Schale. Dann nahm sie sich einen Pott Kaffee. Natürlich war Milch darin und sicher auch Zucker, aber sie wagte nicht, um schwarzen, ungesüßten Kaffee zu bitten. Am Ende des Büfetts stand ein Tablett mit Gabeln und Löffeln. Messer gab es nicht.

Sie trat an einen Tisch, an dem noch Plätze frei waren. Sie fragte, ob sie sich setzen dürfe. Aber niemand sah auf, und so setzte sie sich. Sie hatte fast alles aufgegessen, was in der Schüssel gewesen war, als die Mahlzeit plötzlich zu Ende war. Die Damen rissen ihre Tablett an sich, stürzten zu einem Schalter und ließen ihr Geschirr dort hineingleiten. All das geschah, als müßten sie auf einen Zug rennen. Sie stürzten zur Tür und hinein in den Tunnel. Sie rasten durch den Tunnel und die Treppe hinauf. – Als Virginia bei einer der Türen eintreten wollte, schüttelte eine Wärterin den Kopf. "Hier gehören Sie nicht hin."

Wo waren die andern? Sie eilte eine weitere Treppe hinauf, und da stand Miss Vance. Sie trat in den Tagesraum, aber keine der Frauen war dort. Dann hörte sie sie, folgte dem Lärm und kam zum Waschraum. Der war überfüllt.

Die Frauen liefen ruhelos durcheinander. Einige von ihnen rauchten. Keine Reihe vor den Badekabinen. Man mußte sich seinen Weg mit den Ellbogen bahnen, egal, wie lange man schon angestanden hatte. Drängeln und stoßen mußte man auch, um zu sitzen oder wieder aufzustehen.

Eine Frau mit weißem Gesicht trat auf Virginia zu. Sie hatte Notizbuch und Bleistift in der Hand. "Sind Sie Mrs. Cunningham?"

"Ja." Die Frau trug keinen Kittel wie die anderen. Sie hatte jene Art Pullover an, die die Mädchen gestrickt hatten, als sie noch zur Schule ging. Man schlang den Faden zweimal um die Nadel, damit diese kleinen Erhöhungen entstanden. Ihr dunkelblauer Rock war sehr lang und die Haare trug sie in Schnecken über den Ohren. Vorsintflutlich.⁶¹

"Hatten Sie heute Stuhlgang, Mrs. Cunningham?" fragte die Reliquie.

"Also, wirklich –!"

"Ich mache die Kontrolle. Ich bin Miss Sommerville."

"Ach so!"

"Also, hatten Sie?" Miss Sommerville blickte Virginia ängstlich an.

"Ja", sagte Virginia. Zwar konnte sie sich nicht erinnern, aber Miss Sommerville schien mit der Antwort zufrieden zu sein. Sie macht ein Kreuzchen in ihr Notizbuch und ging zu einer anderen Dame.

Gleich darauf wurde der Ständer mit den Nachthemden hineingeschoben, aber die Wärterin gab Virginia eines ihrer Weihnachtshemden. Am Halsausschnitt war eines der kleinen Schildchen angebracht, die so leicht anzubringen waren und mit denen man nicht klargekommen war. Die 14 war mit der Hand durchgestrichen und dafür 33 eingesetzt. Wie schnell ich zurückfalle –

Sie wurde in einen Schlafsaal geschickt, in dem sieben Betten standen. An jeder Seitenwand standen drei Feldbetten, eines in der Mitte, direkt unter dem Fenster. Das gehörte Virginia. Sie legte sich hin. Weil sie ihre Brille abgegeben hatte, konnte sie die Frauen nicht erkennen, mit denen sie den Raum teilte. Aber sie hörte sie sprechen. Eine erzählte, wie sie einmal mit Peter in eine katholische Kirche gegangen war. Und als Peter sie anstieß und sagte, *steh auf, Alte, alle stehen jetzt auf*, "– da waren meine Knie so steif, daß ich nicht aufstehen konnte. *Peter*, sagte ich, *jetzt werde ich den Rest meines Lebens auf den Knien bleiben. Von jetzt an muß ich immer katholisch sein.*"

⁶¹ Im Original steht hier lakonisch: "Cootie garages." So wurde dieser Harschmuck bei seinem Aufkommen in den frühen 20er Jahren des 20. Jahrhunderts genannt, wohl vor allem in den New England-Staaten. Cooties sind Läuse, mit denen die Bevölkerung durch die aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrenden Soldaten Bekanntschaft gemacht hatten. Die dicken Haarnester wurden also – wenig schmeichelhaft – als Läuseunterkünfte bezeichnet. (cf. John Gould: MAINE LINGO: A WICKED-GOOD GUIDE TO YANKEE VERNACULAR (1975, S. 107)

Virginia hielt dies für eine lustige Geschichte und sagte das auch, aber die Frau entgegnete, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

"Sie sind die Neue, nicht wahr?" fragte eine andere Stimme. "Kümmern Sie sich nicht um Molly. – Ich heiÙe Louise."

"Ich heiÙe Virginia."

"Wie lange sind Sie schon in Juniper Hill?"

"Seit letzten Februar. Zuerst war ich kurze Zeit im Mendelin-Hospital in der Stadt."

"Dort war ich auch", sagte Louise. "Mir gefiel es dort viel besser, und Ihnen?"

"Ich kann mich gar nicht mehr dran erinnern."

"Ich war gern dort", sagte Louise. "Die Flure waren breiter. Es war fast gemütlich."

"Ich habe Leute", sagte eine andere Stimme, "ich brauche sonst keine. Ich weiß, wo ich hingehöre, und der Doktor, der weiß es auch. Sie sind nur ein biÙchen heißblütig, Eva, sagt er, Sie regen sich ohne Grund auf, und eigentlich könnten Sie nachhause gehen. Das hat er gesagt, und ich werde auch nachhause gehen. Ich habe ein Zuhause, wo ich hingehöre! Ich habe Leute, die mich erwarten!"

"Ich nicht," sagte Louise, "aber ich habe mich früher allein durchgeschlagen, und das kann ich auch weiter. Ich wünschte, sie würden sagen: *Da sind fünf Dollar, Louise, nun scher dich fort. Wir wollen dich nie wieder sehen!* Ich würde gehen, für immer. Da können sie sicher sein!"

"Was für eine Arbeit würden Sie sich suchen?" fragte Virginia. Es wurde jetzt dunkel. Sie wußte zwar, in welchem Bett Louise lag, aber sie hatte keine Ahnung, wie sie aussah. Eva war sicher eine Schwarze. Man hörte es an ihrer Stimme. Die Frau, die mit Peter zur Kirche gegangen war, schien alt zu sein.

"Ich war Telefonistin", sagte Louise. "Das war noch, bevor ich Mr. Hawes kennenlernte, aber ich könnte es wieder machen. Er wollte mich heiraten, aber ich sagte, einmal ist genug. Ich war schonmal verheiratet, aber er starb."

"Das tut mir leid."

"Es ist schon lange her. Ich weiß gar nicht mehr, wie er aussah. – Aber das mit Lou kann ich nie vergessen. Sie war erst sechs, als sie starb. Sie sah so süÙ aus in ihrem Sarg, fast als wäre sie nur eingeschlafen. Sie hätten sie sehen sollen."

Eine Schwester kam in den Schlafsal, drehte die Heizung ab und öffnete die Fenster. "Es ist kalt draußen," sagte sie, "gute Nacht!"

"Gute Nacht", sagte Virginia.

"Ich habe nur zuviel Temperatur, der Doktor hat's gesagt –", murmelte Eva.

"Schlafen Sie jetzt, Eva", sagte die Schwester. "Sie dürfen die andern Damen nicht wachhalten."

"Ich hab ein Zuhause", sagte Eva.

"Peter," sagte die alte Frau, "dreh dich auf die andere Seite und hör auf zu schnarchen."

Virginia zog sich ihr warmes Nachthemd über die Füße. Eigentlich hätte sie entsetzt und tief deprimiert sein sollen über den neuen Wechsel. Sie war sich bewußt, daß sie sich jetzt in einer Station befand, die nur für sehr schlimme Fälle bestimmt war, und tatsächlich schien hier keine der Patientinnen, die sie bisher erlebt hatte, viel Aussicht auf Heilung zu haben. – Und dennoch hatte die Hoffnungslosigkeit, die sie bisher verfolgt hatte, nachgelassen, und zum erstenmal wagte sie zu glauben, daß sie gesund werden könnte. Vielleicht war dieser beginnende Optimismus ein kindischer Trotz, aber vielleicht war es der Anfang der Auflösung. Das wäre grauenhaft . . . Aber es ist ein Trost, wenn man überzeugt sein darf, daß man nicht der schlimmste Fall in der Abteilung ist. Ich bin nicht so krank wie die Alte, denn ich rede mir nicht ein, daß Robert hier sei. Ich weiß genau, wo ich bin, und weiß sehr genau daß ich krank bin – ja, immernoch umnebelt, noch dumm, eine Frau, die geistig nicht gesund ist.

Schockbehandlung . . . Warum verwenden sie überhaupt Insulin, Metrazol oder Elektrizität? In alten Zeiten warf man Wahnsinnige in Schlangengruben; man glaubte, daß das Grauen, das einem gesunden Menschen den Verstand rauben könnte, einen Wahnsinnigen vielleicht wieder zur Vernunft bringt. War es Absicht oder Zufall, das wußte sie nicht, aber V. Cunningham hatte man einen viel stärkeren Schrecken eingejagt, als Dr. Kik es mit seinen Instrumenten und Assistentinnen hätte tun können. Man hatte sie in eine Schlangengrube geworfen, und das Grauen hier hatte ihr die Gesundheit wieder zum Bewußtsein gebracht.

Dreizehntes Kapitel

I

Eine Woche lang kam es Virginia vor, als seien die Wettrennen zur Cafeteria die einzige Abwechslung für die Insassen von Abteilung Dreiunddreißig. Manchmal, wenn es nicht so kalt war, gingen sie außen herum. Das war der kürzere Weg. Sobald angeordnet wurde, die Überlandroute zu nehmen, legte eine Wärterin einen Haufen Mäntel auf eine der Bänke, und ein paarmal erwischte Virginia wieder ihren alten Freund, den Saucenmantel. Für den Weg durch den Tunnel gab es keine Mäntel, obwohl es dort kälter war als im Freien.

Alle Mahlzeiten in der Cafeteria glichen den ersten, die Virginia dort eingenommen hatte. Montags gab es einen Brei, manchmal auch hartgekochte Eier – das war dann etwas besonderes. Dann entstand immer Unruhe. Unweigerlich warfen einige Damen ihre Eier herum. Virginia hätte das Spiel gern mitgemacht, aber sie zwang sich, zu essen. Die Eier rochen schlecht, aber schließlich nehmen alle Eier, die zu lang gekocht worden sind, diesen eigenartigen Schwefelgeruch an. Sie brauchten nicht unbedingt schlecht zu sein. Das Gute an jeder Mahlzeit war das Brot. Die Stullen waren mit einer dünnen Schicht Butter aneinandergesetzt.

Man hatte keine Zeit, sich umzusehen. Man aß, so schnell man konnte. Virginia stopfte so viel wie möglich in sich hinein, nicht weil sie hungrig war, sondern weil sie wußte, wie wichtig es war, daß sie zunahm. Das sinnlose Tempo, in dem man aß, änderte sich nie, und Virginia konnte nie fertig werden. Sie überlegte sich, ob sie es machen sollte wie diese Frau, die sich ihr Brot vorn in den Halsausschnitt stopfte.

Wenn Robert zu Besuch kam, gab es etwas Gutes und die Zeit, es zu essen. Er brachte immer etwas Besonders mit und führte sie dann in den Drugstore. Dort durfte sie ihren Kaffee schwarz trinken, das war fein; der Geschmack von Kondensmilch war ihr immer zuwider gewesen. An den Besuchstagen trug sie ihren eigenen Mantel, die Pflegerinnen machten ihr Komplimente und erlaubten den andern nicht, in ihre Nähe zu kommen.

Obwohl es auch in dieser Abteilung einen Bohnerbesen gab, war niemand besonders versessen darauf. Wenn man Lust hatte, konnte man ihn herumschieben. Die Wärterinnen dieser Abteilung waren nicht heikel. Man hatte das Gefühl, daß sie wußten, wie weit sie gehen konnten. Selten erhoben sie die Stimme, außer um die Mahlzeiten anzukündigen oder um dazwischen zu gehen, wenn ein Streit drohte. Die

Patientinnen waren im allgemeinen friedlich. Die Sängerin sang. Manchmal trug sie eine Papierschleife im Haar; einmal hatte sie sich einen üppigen Streifen Toilettenpapier um den Bauch geschlungen. Virginia fragte sich, wo sie den wohl her hatte. Die Pflegerinnen gaben das Papier auch hier nur blattweise aus. Vielleicht wäre es nützlich, sich mit der Sängerin anzufreunden.

Die Damen, die zum Klub der Katzenwiege gehörten, arbeiteten stundenlang an ihren Schnüren. Virginia meisterte diese Kunst niemals. Die Dame mit den Puppen war den ganzen Tag damit beschäftigt. Wenn sie ihre Arbeit nicht so oft hätte unterbrechen müssen wegen ihres Bedürfnisses, in die Luft zu greifen, hätte sie die Abteilung mit Armziehpuppen überschwemmt. Und die Tänzerin tanzte den ganzen Tag.

Es gab Frauen, die redeten. Sie hefteten die Augen auf Dinge, die anderen unsichtbar waren, und sprachen angeregt. Einige schienen diese Art Konversation sehr zu genießen, sie hielten oft inne, als ob sie dem Unsichtbaren zuhörten, dann schwatzten sie weiter. Virginia fand diese Frauen nicht besonders verrückt; es war ein Zeitvertreib und wahrscheinlich ein besserer als das Knüpfen von Katzenwiegen.

Eines der Mädchen wäre hübsch gewesen, hätte nicht die Juniper-Hautkrankheit sie entstellt. Sie trug immer eine Bibel mit sich herum und hielt Predigten über die vegetarische Ernährung. Ihre Stimme war eindrucksvoll, aber in ihren Predigten wiederholte sie stets dasselbe: *Wenn ihr ihre Augen sehen könntet, wenn sie zum Schlachthaus geführt werden, ihr würdet kein Fleisch mehr essen!* Irgendwie machte das Virginia hungrig. *In der Heiligen Bibel steht geschrieben...*, pflegte die Rednerin zu behaupten, indem sie auf das Buch klopfte, dann kam stets die Sache mit den Augen. Virginia fragte sich, ob sie wohl von der Anstalt angestellt war, um mit dieser Predigt zu hausieren. Auf jedenfall hielt die Verwaltung nicht viel vom Fleischessen.

Es gab eine andere junge Frau, die unter religiösem Wahn litt. An bestimmten Tagen glaubte sie, Jesus zur Welt gebracht zu haben. Virginia versuchte, dieser Frau das auszureden, aber sie lächelte freundlich und erwiderte, sie sei schließlich Maria, die Mutter unseres Herrn. An anderen Tagen war sie nicht Maria. Dann war sie einfach Hester, ein zwanzigjähriges Mädchen aus Brooklyn. Bis zu ihrer Erkrankung war sie eine hoffnungsvolle Studentin der Journalistik gewesen. Wenn sie nicht davon sprach, daß sie die Mutter unseres Herrn sei, sprach sie davon, daß sie Journalistin werden wolle. Virginia bedauerte fast, daß sie Hester nicht früher begegnet war. Damals wäre sie vielleicht auf den Mariawahn hereingefallen und hätte etwas mehr von den biblischen Zeiten erfahren, aber jetzt war sie viel zu gesund.

"Vor langer Zeit habe hier einmal eine Freundin gehabt," sagte sie eines Tages zu Hester – es war ein Tag, an dem es keine Maria gab, "das war noch in der Aufnahmestation. Sie

war Journalistin und war damals schon fast gesund. Ich nehme an, sie ist jetzt wieder im Beruf."

"Vielleicht könnte sie etwas für mich tun!"

"Sie heißt Grace, aber wenn ich nur ihren Nachnamen wüßte –"

"Das spielt keine Rolle," erwiderte Hester, "ich werde sie schon finden. Ich glaube, welche von uns werden einander überall wieder erkennen, meinen Sie nicht?"

Was für ein gräßlicher Gedanke. "Jedermann wird es uns doch hoffentlich nicht ansehen", sagte Virginia. "Oder glauben Sie, es bleibt eine Narbe zurück?"

Aber Hester war wohl noch zu jung für so ein Gespräch. An den Tagen, an denen sie Maria war, versuchte Virginia vergebens, sie an ihre journalistischen Ambitionen zu erinnern. Hester schüttelte dann nur den Kopf. "Sie sprechen von Dingen, von denen ich nichts verstehe", sagte sie dann. "Ich bin die Mutter unseres Herrn. Ich habe Jesus auf die Welt gebracht." Für einen völlig gesunden oder einen sehr kranken Menschen wäre das vielleicht interessant gewesen, aber für jemanden, der zwischen Gesundheit und Krankheit schwebte, war es äußerst langweilig.

Überhaupt war das Leben in der Abteilung langweilig. All das Außergewöhnliche, das einen im ersten Augenblick gefesselt hatte, wiederholte sich endlos. Die Tänzerin hörte niemals zu tanzen auf; die Schwätzerinnen hörten nie auf, zu reden. Louise war abends im Schlafsaal eine ganz normale Frau, aber tagsüber sah sie keine Menschen von Fleisch und Blut. Sie gehörte zu jenen Frauen, die keine Schuhe trugen.

Eines Abends fragte Virginia sie nach dem Grund. "Ich bin überzeugt, daß man Ihnen ein paar Schuhe geben würde, Louise."

"Ja, natürlich", sagte Louise. "Sie haben es auch gemacht. Aber Sie hätten die Schuhe sehen sollen, die sie mir andrehen wollten. Ich habe meine Füße immer gepflegt. Ich trage Einlagen und habe noch nie weniger als fünfzehn Dollar für ein Paar Schuhe bezahlt."

"Das glaube ich gerne; – aber das Pflaster ist so kalt. Und im Tunnel steht Wasser."

"Nein, was die mir geben wollten, kann ich nicht tragen. Dazu sind mir meine Füße zu schade!"

Immerhin trug Louise wenigstens Strümpfe, die langen schwarzen Baumwollstümpfe, die das Hospital den Patientinnen zur Verfügung stellte, die keine eigene Wäsche besaßen. Mehrere Patientinnen der Abteilung Dreiunddreißig gingen barfuß. Manchmal war die Straße verschneit, wenn die Damen zum Essen in die Cafeteria gingen, aber die Barfüßigen gingen ihres Weges, als spürten sie den Schnee garnicht.

II

Dieses trübselige Leben schien sich endlos hinzuziehen. Aber eines Tages teilte Miss Vance Virginia mit, daß Dr. Terry sie sprechen wollte. Virginia hatte noch nie von einem Dr. Terry gehört. "Aber er ist doch ihr Arzt", sagte Miss Vance. "O nein," sagte Virginia, "er ist nicht mein Arzt. Ich bin Dr. Kiks Patientin."

"Nun, jetzt haben Sie eben einen anderen Arzt, – Dr. Terry."

Sie brachte Virginia in ein Sprechzimmer, an dessen Tür der Name Dr. Terry stand. Als Virginia eintrat, sah sie einen jungen Mann in weißem Kittel, einen blutjungen Burschen, der wie ein Student aussah! Virginia war empört.

"Guten Tag, Mrs. Cunningham", sagte dieser Praktikant. "Wollen Sie sich nicht setzen?"

Sie setzte sich neben den Schreibtisch. Hinter diesem Schreibtisch sah er erst recht aus wie ein Kind. Er rutschte auf seinem Drehstuhl hin und her und schien verzweifelt darüber nachzudenken, was er sagen sollte. Plötzlich fragte er wie aus der Pistole geschossen: "Was gefällt Ihnen nicht in Juniper Hill?"

Sollte das ein Witz sein? Er sollte lieber fragen, ob es etwas in Juniper Hill gäbe, das einem gefallen könnte.

"Ich hasse den Geruch des Formaldehyd", sagte sie.

"Paraldehyd."

"Ja. Ich habe nur die Wörter verwechselt. Aber es schmeckt so, wie ich mir Formaldehyd vorstelle."

Er lächelte milde, wie jemand, der versteht, daß der andere einen Witz machen wollte. "Aber Sie nehmen es doch jetzt nicht mehr."

"Nein, aber offenbar die anderen Patientinnen in dieser Abteilung."

"Nun ja, Paraldehyd riecht etwas scharf, zugegeben. – Noch etwas anderes?"

"Was ich sonst noch nicht mag? Vor allem habe ich große Angst, daß ich auch diese schreckliche Hautkrankheit bekomme. Ich weiß jetzt nicht mehr, wie man es nennt. Ach ja, Syphilis und das andere. Der gemeinsame Waschraum und dann alle diese Frauen mit dem schrecklichen Ausschlag –"

"Alle sind untersucht worden", sagte er. "Wir haben im ganzen Gebäude keinen einzigen Fall von Syphilis oder Gonorrhoe."

"Sind Sie sicher?"

"Ganz sicher, Mrs. Cunningham", sagte er mit der Würde des Medizinstudenten, der eben erst sein Examen abgelegt hat.

"Aber woher kommt dieser Ausschlag? Liegt es an der Ernährungsweise?"

Wie unnahbar sein Gesicht wurde! "Haben Sie die Absicht, Medizin zu studieren, Mrs. Cunningham?"

Du lieber Himmel, ich darf nicht einmal andeuten, daß an seinem geliebten Juniper Hill irgend etwas auszusetzen wäre. "Ich möchte nur nicht angesteckt werden, was immer es auch ist."

"Sie haben keinen Grund, sich zu beunruhigen."

Meine Neugier ist offenbar ein Verbrechen. Dabei wüßte ich so gern, woher der Ausschlag kommt, aber anscheinend muß ich mich mit der Vermutung begnügen, daß es an der ungesunden Ernährung liegt. Denn hättest du mir sonst nicht widersprochen, du Schlaumeier? Übrigens interessiere ich mich überhaupt nicht für Medizin, aber dafür umso mehr für Menschen. Mein Interesse an einem gewissen Dr. Terry ist allerdings gering. Du brauchst dir also keine Mühe zu geben, dein geliebtes Juniper Hill zu verteidigen.

"Wo ist Dr. Kik?"

"Er ist in der Aufnahmestation."

"Ich weiß, aber ich bin seine Patientin, ich möchte ihn sprechen."

Der junge Mann sah auf den riesigen Schreibtisch nieder, hinter dem er sich zweifellos sehr wichtig vorkam und der ihn doch so unbedeutend erscheinen ließ. "Ich muß Ihnen sagen, daß Dr. Kik krank ist."

Kik, der Henkersknecht, der junge Kerkermeister, – wenn er stirbt, bin ich verloren. Er ist ein seltsamer Mensch, der sich hinter einem verbirgt und freche und unmögliche Fragen stellt, aber als ich ihn brauchte, kam er gerannt, und wenn er sagte: "Jetzt ist es vorüber, Jeannie", dann wußte ich, daß ich geborgen war.

"Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen", sagte dieser beunruhigende kleine Doktor, der das Wort beunruhigend liebte. "Dr. Kik hat nur eine Erkältung."

Dieser Narr, warum erschreckt er mich halb zu Tode, um dann zu erklären, es sei nur eine Erkältung!

"Ist das alles, was Sie mir sagen wollten –?"

"Ich wollte Sie nicht sprechen, Dr. Terry."

Als sie zu ihrer Abteilung zurückging, fragte sie Miss Vance, ob Terry hier studiere. Aber die Pflegerin versicherte, er sei ein ausgewachsener Doktor.

"Ich kann es kaum glauben", sagte Virginia. "Er ist so linkisch und macht sich so wichtig."

"Vielleicht lag das an Ihnen, Liebes", kicherte die Pflegerin. Anscheinend hielt sie sich für äußerst witzig.

"Ich will ihn nicht als Arzt haben!"

"Gut, gut, – aber er ist doch ein netter Junge, Virginia."

"Ich möchte lieber einen guten Arzt."

"Er ist kein schlechter Arzt."

"Das ist mir gleich. Dr. Kik ist mein Arzt und ich möchte nicht wechseln."

Aber offensichtlich kümmerte sich Dr. Terry um sie. Am selben Nachmittag wurde sie zu einer Popcorn Party eingeladen. Miss Vance schwärmte, das sei etwas unbeschreiblich Tolles. Als die Popcorn-Frauen aufgerufen wurden, gesellte sich Virginia zu ihnen. Wenn man aus diesem Gefängnis herauskommen wollte, war es das beste, zu tun, was sie einem sagten, selbst so eine dumme Popcorn Party sollte man mitmachen. Ich kann Popcorn nicht ausstehen und habe keine Lust, auf irgendeine Party zu gehen, aber wer fragt danach? Glaub mir, wenn sie hier eine Party veranstalten, wissen sie allenfalls die Teilnehmerzahl, falls sie überhaupt drüber nachdenken, – während andererseits der bloße Gedanke an eine Juniper-Party der einen oder anderen Patientin den letzten Rest der Gesundheit rauben könnte!

Die Partys fand in einer Nische direkt neben der Abteilung statt. Vier kleine Tische waren aufgestellt worden, auf einem davon stand eine Popcornmaschine, und eine Wärterin drehte sie unermüdlich.

Zwei Frauen in Zivil wohnten der Veranstaltung bei. Virginia war überzeugt, daß sie zu einer Kirchengemeinde oder einem Club gehörten und sich hier nun auszeichnen wollten, um dann beim nächsten Teekränzchen ihren Bekannten von ihren gefährlichen Abenteuern unter den Irren zu erzählen. Mit lauten, zuckersüßen Stimmen erklärten diese dilettantischen Sozialarbeiterinnen, sie hätten ein lustiges Spiel mit Preisen vorbereitet. Virginia sah nur den deprimierenden Unterschied zwischen den Kleidern dieser beiden *Gastgeberinnen* und dem Kittel, den sie selbst trug. Die anderen Patientinnen spielten ohne Anstrengung, aber auch ohne Begeisterung Lotto. Sie spielten, als sei das etwas, was man auf sich nehmen mußte. Sobald eine Patientin alle Nummern einer Reihe auf ihrer Spielkarte zusammen hatte, verkündete sie das, nahm ihren Preis entgegen, eine Tafel Schokolade, und teilte sie mit den anderen Spielerinnen an ihrem Tisch. Die Gastgeberinnen regten sich auf über diese Teilerei und versuchten, einem zu erklären, wenn man gewonnen habe, dürfe man den Preis für sich behalten. Die kranken Damen sahen die gesunden Damen verständnislos an; sie hatten ganz vergessen, wie es draußen üblich war.

Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis alle Schokoladentafeln ausgegeben waren. Die Gastgeberinnen waren jetzt schon weniger munter und eifrig, und sie beeilten sich, zu erklären, daß die Veranstaltung beendet sei. Die Pflegerin, die bei der Popcornmaschine stand, gab jeder Patientin noch eine Portion Popcorn in einer Papierserviette.

"Na, Sie haben bestimmt viel Spaß gehabt", sagte Miss Vance.

"Ja, – Spiele und so –"

"Junge, Junge," sagte Miss Vance, "das war doch wirklich mal was!" Ein bißchen Popcorn nahm sie an. "Ich schwinde dahin," seufzte sie, "ich bin nur noch ein Schatten. Runter auf 240."⁶²

Die Nachtschwestern waren deutlich schlanker als die Tagschwestern. Denn am Abend bekamen die Patientinnen, die zuviel Unternehmungsgeist zeigten, Paraldehyd, und so brauchten die Nachtschwestern nicht so stabil zu sein.

III

Virginia hatte sich angewöhnt, auf dem Boden zu liegen oder zu sitzen. Es war einfacher. Wenn man auf einer Bank sitzt, wird man manchmal ganz plötzlich heruntergestoßen. Warum sollte sie also nicht gleich von Anfang an unten sitzen? Ihr Lieblingsplatz war bei einer der Türen. Unter der Tür war eine Ritze, und die Luft, die durch diese Ritze zog, roch nicht nach Paraldehyd. Es war erfrischend, aber nach ein paar Tagen hatte sie einen heftigen Schnupfen.

Sie bat Miss Vance um Papiertaschentücher, aber die sagte, es gäbe keine. Immerhin gab sie ihr ein Stück altes Leintuch. Virginia zerriß es in zwei Teile. Das größere Stück nutzte sie am Tag, das kleinere nachts. Am Abend wusch sie das Tagestuch und trocknete es auf der Heizung. Morgens wusch sie das Nachttuch und hängte es zum Trocknen an ihren Gürtel. Allerdings mußte sie beide Tücher sorgsam vor der Puppenschatulle verstecken. Eines Morgens inszenierte die Puppenfabrikantin einen Überfall und ergatterte beide Tücher, und Virginia mußte zwei Tage lang in den Rock schneuzen. Lieber hätte sie ihren Unterrock dazu benutzt, aber ihre Nase war jetzt schon so empfindlich, daß sie den rauhen Stoff nicht ertrug. Sie versuchte, die benutzten Stellen zu verstecken, und wenn sie im Waschraum war, wusch sie sie aus. Glücklicherweise fand sie dann irgendwo eine der Stoffpuppen. Sie nahm sie auseinander, so kam sie wieder zu Taschentüchern. Die Puppenfabrikantin hatte inzwischen neue Lappen gefunden und interessierte sich nicht für Virginias Vorräte.

Bei seinem letzten Besuch hatte Robert ihr zwei Päckchen Zigaretten mitgebracht. Virginia versuchte, sie vor den anderen Frauen zu verbergen, denn Robert hatte gesagt, sie solle die Zigaretten für sich behalten; aber hier und da mußte sie natürlich doch ein

⁶² 240 lb (pound) entspricht 108 kg.

paar verschenken. Es gab da eine Farbige, die immer hinter ihr her war. Virginia sah aber nie, daß diese Frau eine Zigarette zu Ende rauchte. Sie steckte die ungerauchten Zigaretten in den Ausschnitt und rauchte die Stummel, die sie anderen abgebettelt hatte. Einmal fragte Virginia sie, was sie denn mit den ganzen Zigaretten anfangen, und die Patientin fuhr sie an: "Ich rauch nur Kippen!"

Nachdem Virginia und Louise sich im Schlafsaal angefreundet hatten, ging Virginia davon aus, daß sie auch tagsüber Freundinnen seien. Oft gesellte sie sich zu Louise und hoffte, ein Gespräch, das sie in der Nacht begonnen hatten, jetzt fortführen zu können. Aber am Tag sprach Louise nie mit ihr. Sie redete zwar, sie redete ununterbrochen, aber mit jemandem, den Virginia nicht sehen konnte. Mit der Zeit wurde sie richtig eifersüchtig auf diese unsichtbaren Gesprächspartner in Abteilung Dreiunddreißig. Sie fühlte sich furchtbar einsam und hatte keine unsichtbaren Kameradinnen.

Enes Nachmittags sagte man ihr, sie dürfe zur A.T. gehen. Sie und noch fünf Frauen gingen in den Korridor zu der Nische, wo die Popcorn-Party gegeben worden war. Dort versuchte eine junge Ausländerin, ihnen Nähen und Stricken beizubringen. "Es hat keinen Zweck," sagte Virginia, "ich kann mich nicht konzentrieren. Aber ich würde gern lesen."

"Oh," sagte die Anleiterin, "lesen Sie gern?"

Dumme Frage.⁶³ "Ja."

"Vielleicht werden Sie eines Tages selber etwas schreiben, was?"

"Ich habe jahrelang geschrieben", erwiderte Virginia. Wie ich das hasse, wenn man mit mir spricht, als wäre ich ein Kleinkind.

"Wie interessant", sagte die Anleiterin. "Was haben Sie denn so viele Jahre geschrieben?"

"Romane. Einige sind veröffentlicht worden."

"Tatsächlich – ?" Die Anleiterin sah sie zweifelnd an.

"*Nachmittag eines Fauns* und *Eine kleine Nachtmusik*", sagte Virginia. "Natürlich werden Sie nie davon gehört haben."⁶⁴

"Also schreiben Sie auch Musik."

"Nein, das sind die Titel meiner Romane." Die Anleiterin glaubt natürlich, das sei alles nur gelogen. Man hätte genausogut behaupten können, den *Ulysses* geschrieben zu haben. Einen Augenblick hatte ich gedacht, sie nimmt mich ernst.

⁶³ Im Original: "You enjoy the choo-choo, yes?" Choo-choo ist Babysprache für eine Lokomotive.

⁶⁴ Mary Jane Ward: A LITTLE NIGHT MUSIC (1951)

"Ich werde Ihnen das nächste Mal die Literaturbeilage der *Times* mitbringen", sagte die Anleiterin. "Wenn Sie sich für Bücher interessieren, werden Sie diesen Teil der *New York Times* sicher gern lesen. Dort geht es um Bücher."

"Gern", sagte Virginia.

Als sie das nächste Mal zur Arbeitstherapie ging, war von Büchern keine Rede. Vielmehr bestand die Anleiterin darauf, daß Virginia an einer Babydecke arbeite. Virginia setzte sich also an den Strickrahmen und tat fast nichts. Ein Mann kam vorbei und lobte das Deckchen, und als er außer Hörweite war, sagte eine der Strickerinnen ganz stolz: "Das ist mein Arzt!"

"Mein Arzt ist Dr. Kik", sagte Virginia.

"Kik?" fragte die Anleiterin. "Von einem Dr. Kik habe ich noch nie gehört."

"Er ist in der Aufnahme", sagte eine der Damen.

"Trotzdem ist er mein Arzt", sagte Virginia. "Er ist nur gerade krank. Er hat eine Grippe." So, jetzt merkt ihr, daß ich nicht gelogen habe.

Und am nächsten Tag teilte Miss Vance Virginia mit, Dr. Kik habe angerufen. Er wollte Virginia sehen. Er würde sie in Dr. Terrys Sprechzimmer erwarten. Virginia war ziemlich aufgeregt. Sie faltete ihren größten Lappen, bis er aussah wie ein Taschentuch. Sie fragte Miss Vance, ob sie ein anderes Kleid tragen könne, aber Miss Vance meinte, das bisherige sei gut genug. Es war das immergleiche alte blaue Kleid. Virginia befeuchtete die kaum noch sichtbaren Plisseefalten und versuchte, sie von Hand zu glätten. Viel besser sah das Kleid dadurch nicht aus. Aber wenigstens gelang es ihr, einer der Katzenwiegen-Frauen einen Bindfaden abzuluchsen, den band sie sich als Gürtel um ihren Unterkleid. Offenbar war es für die Pflegerinnen bequemer, sie mit einem Klinik-Unterkleid auszustatten, als einen aus Virginias eigenem Wäschevorrat zu holen. Die Klinik-Unterkleider waren genauso wie wie Nachthemden, nur ohne Ärmel. Das Unterkleid, das man Virginia gegeben hatte, schaute mindestens zehn Zentimeter unter ihrem Kleid hervor, aber mit Hilfe des Bindfadens brachte sie es fertig, dieses unförmige Wäschestück unter dem Kleid zu halten.

Miss Vance begleitete sie zu Dr. Terrys Sprechzimmer und klopfte an die Tür. Es war *seine* Stimme, die sie aufforderte, hereinzukommen!

"Hallo, Jeannie", sagte er. "Wie geht es Ihnen?"

"Danke, sehr gut. Ich habe nur einen kleinen Schnupfen." Sie blickte verstohlen auf den Fetzen, den sie so sorgfältig zusammengefaltet hatte. Er sah schon wieder aus wie ein Scheuertuch. "Aber wie geht es Ihnen, Doktor? Ich habe gehört, daß Sie eine Grippe hatten."

Er zuckte gleichmütig die Schultern und setzte sich auf den Drehstuhl hinter dem Schreibtisch. Das war ein Mann, er paßte hinter den Schreibtisch eines Generaldirektors, er war kein Gymnasiast. "Das ist nicht der Rede wert. Aber jetzt erzählen Sie mir, wie steht es mit Ihnen?"

"Nun ja," sagte sie zögernd, "mir ist langweilig."

"Die Schwester hat Sie zweimal zur Arbeitstherapie geschickt – "

"Ja, und einmal zu einer Popcorn Party! – Aber trotzdem sind die Tage endlos. Wenn ich doch nur etwas zu Lesen hätte! Allerdings glaube ich, es wäre fast unmöglich, in diesem Tagesraum zu lesen."

"Ja, das fürchte ich auch. Also sagen Sie mir ehrlich, was wünschen Sie sich?"

"Robert", sagte sie.

Er sah sie an, dann stand er auf und ging zum Fenster. "Und was sonst noch?"

"Alles andere ist mir egal."

"Wann war er das letztmal hier?"

"Mittwoch. Es ist schrecklich, daß ich ihn nur alle zwei Wochen für ein paar Stunden sehen darf."

"Sie werden ihn diesen Mittwoch wiedersehen."

"Aber er war ja letzten Mittwoch hier."

Der Arzt setzte sich wieder auf seinen Stuhl. "Diese Woche wird er Sie auch besuchen; das verspreche ich ihnen."

"O danke – Sie sind so gut zu mir. Heute ist Dienstag, nicht wahr?"

"Ja."

"Danke vielmals!"

Auf dem Schreibtisch stand ein Aschenbecher in Form eines kleinen Autoreifens. Dr. Kik nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn aufmerksam. Sie hatte das deutliche Gefühl, daß sie jetzt sprechen mußte. Dr. Kik schien darauf zu warten.

"Etwas quält mich sehr", begann sie zögernd. "Sobald ich Sie sehe, weiß ich, daß ich Sie schon früher gesehen habe. Oft, sehr oft. Verstehen Sie, ich weiß, daß ich Sie gut kenne, aber ich kann mich an nichts erinnern. Manchmal im Speisesaal oder auf unseren Spaziergängen oder in der Kantine treffe ich Leute, die ich kenne, das heißt, ich sehe ein Gesicht, das mir bekannt ist, aber ich weiß nicht woher. Ich weiß auch, daß ich seit fast einem Jahr hier lebe, aber meine Erinnerung reicht nur bis zum letzten Sommer zurück, und auch aus dieser Zeit fallen mir nur Bruchstücke ein."

"Nana – ", sagte er zum Aschenbecher.

"Ich weiß, Robert hat es mir erzählt, daß ich zuerst in einer anderen Klinik war. Aber ich kann mich überhaupt nicht mehr daran erinnern! Ich weiß auch nicht mehr, wie ich hierhergekommen bin."

"Aber nein!" sagte er. "Natürlich erinnern Sie sich. Wir haben so oft miteinander gesprochen, sie müssen sich doch daran erinnern!"

Sie schüttelte den Kopf. "Nein! – Ich habe gelesen, daß die Schockbehandlungen manchmal das Erinnerungsvermögen beeinträchtigen, aber ich möchte mindestens wissen, ob dieser Gedächtnisschwund nur etwas Vorübergehendes ist."

"Sie sind schon der reinste Doktor", erwiderte er und stellte den Aschenbecher ab. "Sie interessieren sich also für Psychiatrie." Seine Stimme war immernoch sehr schön. Keine schlechte Laune könnte eine so wohlklingende Stimme beeinträchtigen, aber dennoch spürte sie, daß er verstimmt war. "Sie dramatisieren Ihren Zustand", sagte er. "Sie haben einmal etwas Derartiges gelesen, und jetzt versuchen Sie, die Tatsachen Ihrer Phantasie anzupassen. In Wirklichkeit erinnern Sie sich natürlich an alles."

"Leider nicht", sagte sie. "Sie irren sich."

Er schob den Aschenbecher zurück. Sie verstand, daß sie entlassen war. Sie verstand auch, daß er aufgehört hatte, ihr Arzt zu sein und daß er nun nicht mehr von ihr belästigt werden wollte. Sie verstand, daß diese Unterhaltung inoffiziell war und sie aus irgendeinem Grund schlecht ausgegangen war. Sie interessierte ihn nicht mehr als Fall und auch nicht als Mensch. Ich weiß das so, wie ein Kind instinktiv weiß, wie ein Zauberer seine Tricks ausführt. Ich, die Geisteskranke, durchschaue die Gedanken meines Arztes. Er hört nicht gern, daß er sich geirrt hat.

Zum erstenmal sah sie Dr. Kik ohne seinen weißen Ärztekittel. Er trug ein kleidsames kariertes Jacket und graue Flanellhosen. Das Taschentuch, das in seiner Jackettasche steckte, paßte genau zu seiner rotbraunen Seidenkrawatte. Und im selben Augenblick kam ihr zum Bewußtsein, wie schauderhaft sie aussah. Trotz der Schnur, die sie sich um die Taille gegürtet hatte, sah ihr Unterkleid schon wieder unter ihrem Rock hervor. Ihre Stümpfe waren mit verschiedenfarbigen Fäden ausgebessert; sie hatte alles verstopft, was sie von den Schwestern erbetteln konnte. Ihr Haar war unfrisiert, und sie war weder gepudert noch geschminkt. Sie stand auf. "Good-bye", sagte sie. Sie hatte den dringenden Wunsch, vor diesem eleganten Mann davonzulaufen.

Auch er stand auf. "Good-bye, Mrs. Cunningham", sagte er.

Erst kurz vor dem Abendessen fiel ihr ein, daß er ihr versprochen hatte, Robert werde am nächsten Tag kommen. Sie vergaß ihren Schmerz um den Verlust ihres Arztes und rannte mit den anderen Frauen zur Cafeteria.

Miss Vance hatte ihren Bitten endlich nachgegeben und ihr erlaubt, täglich ihre Lederjacke zu tragen, ob sie nun im Tunnel oder in der Cafeteria aßen. Als sie an diesem Abend mit den andere Frauen durch den Tunnel lief, wandte sich eine Frau vor ihr plötzlich um, ergriff ihre Lederjacke und riß mit aller Kraft daran. Die drei Knöpfe sprangen ab und rollten über den Boden.

"Jetzt dürfen Sie bei uns bleiben", sagte die Frau. Ihr Lächeln entblößte eine Reihe von Goldzähnen.

Virginia suchte nach den Knöpfen und fand sie schließlich. Sie tat sie in ihre Pralinenschachtel und rannte hinter den Frauen her. Es gab eben Menschen, denen man aus dem Weg gehen mußte. Die Frau mit den Goldzähnen gehörte also auch zu dieser Sorte. Es wäre Unsinn, sich darüber aufzuregen, man mußte sich einfach merken, daß man künftig auch um sie einen Bogen zu machen hat. Außerdem gab es eine junge Magere in ihrer Abteilung, die ohne jede Warnung ausholen und einen auf die Nase schlagen konnte; die Puppenfrau klaute jeden Stoffetzen; Ruth war möglicherweise eine Denunziantin; auch diese Miss Sommerville, die merkwürdigerweise niemand bei ihrem Vornamen nannte, ging einem auf die Nerven, weil sie immer wissen wollte, ob man Stuhlgang gehabt hatte; und da war die kleine Farbige, die dauernd um Zigaretten bettelte und sie nie rauchte; eine Frau gab es, die von zuhause Äpfel erhielt und einem die Kerne anbot; sie stand daneben und paßte auf, bis man sie gegessen hatte. Ja, es gab eine ganze Reihe von Patientinnen, denen man aus dem Weg gehen sollte.

Virginia dachte darüber nach, während sie mit den anderen durch den Tunnel zurückging. Zur selben Zeit denken und sich beeilen konnte sie aber nicht, und so blieb sie hinter den anderen Frauen zurück, die alle zu ihrer Abteilung zurückliefen. Als sie Grace entdeckte, war sie schon fast allein auf dem Korridor.

Grace, das blonde Mädchen, das einen Hoover-Kittel getragen hatte, das Mädchen, das beinahe schon gesund genug gewesen war, um ihre Stelle bei der Zeitung wieder anzutreten.

"O Grace!" rief Virginia beinahe weinend, "– Grace!"

Die junge Frau jenseits des Drahtgitters stand still, unbeweglich und sah durch das Gitter.

"Und ich glaubte, du wärst längst zuhause! Ich dachte, du wärst schon vor Monaten fortgegangen von hier –"

Grace starrte sie an.

"Ich bin Virginia. Du mußt dich doch an mich erinnern! Wir waren so gute Freundinnen. Wir saßen immer zusammen in der Sonne und haben uns unterhalten. Erinnerst du dich nicht? Damals, in der Abteilung Drei, Grace. – Du hast mir immer gesagt, wo mein Bett

stand und welche Nummer mein Kleiderhaken hatte und lauter solche Sachen, die ich dauernd vergaß. Du hast das immer gewußt!"

Graces Augen waren beinahe schwarz im fahlen Licht des Tunnels. Ihr Blick war auf Virginia gerichtet, dennoch schien sie nichts zu sehen.

"Man hat dein hübsches Haar viel zu kurz geschnitten", sagte Virginia. Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, um die Tränen fortzuwischen. "Es tut mir so leid. Ich freue mich wirklich, dich wiederzusehen. – Nein, natürlich freue ich mich nicht, dich hier wiederzusehen! – Du weißt schon, wie ich es meine. – Ich hatte so fest damit gerechnet, daß du längst wieder zuhause wärst –"

Grace erwiderte kein Wort. Und dann bemerkte Virginia, daß Grace eine dieser Segeltuchjacken trug. Seit sie in das Gebäude Fünf gekommen war, hatte sie diese Jacke bei vielen Patientinnen gesehen, und sie wußte inzwischen, daß dies die sogenannten *Zwangsjacken* waren. Früher hatte sie geglaubt, eine Zwangsjacke sei ein Kleidungsstück, das den ganzen Körper bedeckte, aber vielleicht waren die Zwangsjacken, die man hier trug, nur halboffiziell. Sie sahen aus wie Holzfällerjacken. Alles an dieser Jacke war hinten geknöpft und verknüpft. Die ärmelähnlichen Hülsen waren auf dem Rücken kreuzweise zusammengebunden. Fast sahen sie aus wie Schlingen, in denen die Patienten ihre Arme ruhen lassen konnten. Allerdings waren die Arme nicht frei. Patientinnen mit diesen Jacken gingen im Speisesaal direkt zu den Tischen. Die Schwestern brachten ihnen die Tablettts mit dem Essen und fütterten sie. Gerade am vorhergehenden Abend hatte Virginia neben einer Dame gesessen, die gefüttert wurde.

Während des Essens erzählte sie der Schwester von einer Europareise, die sie vor einigen Jahren gemacht hatte. Sie war eine aristokratisch aussehende Dame, die sehr gewähltes Boston-Englisch sprach. Augenscheinlich hörte die Schwester ihr interessiert und mit Respekt zu. Beide erweckten den Eindruck, als seien sie zu gut erzogen, um überhaupt zu merken, daß die eine von der anderen gefüttert wurde. Virginia beobachtete die Dame aus Boston oft; noch nie hatte sie sie ohne Zwangsjacke gesehen. Man wurde gefoltert von der Neugier. Man konnte sich garnicht vorstellen, daß es notwendig war, diese würdige Dame in eine Zwangsjacke zu stecken.

Grace wandte sich ab und entfernte sich vom Gitter.

"Bitte, geh' nicht weg", rief Virginia. "Komm' wieder her, Grace. Dreh dich dich um, vielleicht kann ich durch das Gitter greifen und dieses Ding aufknoten. Es ist einfach lächerlich, daß man dir diese Jacke ... Es gibt ja keinen freundlicheren und sanfteren Menschen... Als ob du –"

Grace blieb stehen. Sie sah Virginia an mit einem Blick, daß sie froh war über das Gitter und die Zwangsjacke. Ja, es hatte geschienen, als ob – ...

Selbst die Vorfreude auf Roberts Besuch konnte die Erinnerung an diesen Blick, den Grace ihr zum Abschied zugeworfen hatte, nicht auslöschen.

Louise versuchte, wie üblich ihre nächtlichen Gespräche mit Virginia zu führen, aber an diesem Abend blieb sie schweigsam. In ihrer Ecke raschelte Eva mit Papier und sprach über ihre nicht mehr vorhandene Temperatur.⁶⁵ Louise vermutete, daß Eva einen Vorrat an Schokolade in ihrem Bett versteckt hielt und daß sie jede Nacht Schokolade äße. "Ich wünsch mir so, einmal eine Tafel Schokolade im Bett zu haben", sagte Louise.

"Überhaupt ist mir Schokolade immer und an jedem Ort recht. Ach, wie gern hätte ich ein Stück Schokolade ... Als ich noch in der anderen Klinik war, hat mir einmal jemand ein ein Riegel Schokolade geschenkt! Dort war es so nett. Dort waren alle so freundlich!"

"Ich bin nicht wie die andern", sagte Eva. "Ich habe nur ein bißchen zuviel Temperatur und ich habe Verwandte, zu denen ich zurückgehen kann. Der Doktor hat das auch gesagt."

Die Alte sprach unwirsch mit Peter. Und Virginia wußte jetzt, wer diese Molly war. Ihr Gesicht war mit Heftpflaster beklebt. Auch unter dem Kinn trug sie eine Pflasterbinde, die ihr ein sportliches Aussehen gab.

"Morgen kommt mein Mann, und ich möchte heute nacht schlafen", verkündete Virginia. Aber bevor sie einschlief, dachte sie noch lange an Grace. Auch Grace war so sicher gewesen, daß sie bald vollständig geheilt sein würde.

IV

Am nächsten Tag gab sie sich keine Mühe, viel zu essen. Robert würde kommen. Nach dem Essen wartete sie geduldig im Tagesraum. Jedesmal, wenn Miss Vance auftauchte, dachte, sie, daß sie sagen würde, er sei gekommen.

Schließlich ging sie zu der Pflegerin und fragte, warum denn ihr Mann diesmal so spät komme. "Aber er war doch vorige Woche da", sagte Miss Vance.

"Ich weiß, aber Dr. Kik hat mir gestern versprochen, daß mein Mann auch heute kommen würde."

"So, so", sagte die Pflegerin. "Nun – er fliegt!" Sie zwinkerte Virginia zu und lief weiter.

⁶⁵ Wortverwechslung; der Arzt meinte zweifellos ihr Temperament, Eva verwechselt dies mit der Temperatur (Fieber).

Fliegen? Liegt Juniper Hill so weit von der Stadt entfernt? Ich möchte nicht, daß Robert fliegt. Man fährt nur eine Stunde mit dem Bus, also warum kommt er so spät? Wenn man fliegt, kann es höchstens eine halbe Stunde dauern.

Es war schon Abend geworden, als sie endlich die Hoffnung aufgab. Während des langen Nachmittags hatte sie sich die schrecklichsten Dinge ausgemalt. Sie hatte auch versucht, sich einzureden, sie habe vielleicht die Pflegerin falsch verstanden. Miss Vance hatte vielleicht "er lügt" gesagt, nicht "er fliegt", und damit hätte sie Dr. Kik gemeint. Offenbar hatte Dr. Kik nicht die Wahrheit gesagt, trotzdem wunderte sich Virginia, daß eine Pflegerin so unverblümt über einen Arzt sprach. Man wußte ja, daß die Pflegerinnen sich manchmal einen Spaß daraus machten, ihren Patientinnen seltsame Antworten zu geben, wahrscheinlich, weil sie glaubten, daß es ohnehin nicht darauf ankäme.

"Ist Ihr Mann gekommen?" fragt Louise, als sie dann im Bett lagen. Während des ganzen Nachmittags hatte Louise neben Virginia gesessen, aber das wußte sie natürlich nicht. Sie hatte den Tag mit einem Bruder zugebracht, der nur in ihrer Phantasie existierte und hatte einen fürchterlichen Streit mit ihm gehabt. Virginia, die hin und wieder zuhörte, hatte diesen Bruder förmlich vor sich gesehen. Der Kampf drehte sich um das Testament der Mutter, und es fielen bittere Bemerkungen über gewisse Versuche, die Mutter noch auf dem Sterbebett zu beeinflussen, und wer den größten Teil der Hypotheken bezahlt habe.

"Nein," antwortete Virginia, "ich nehme an, der Doktor hat das nur so gesagt, um mir im Moment eine Freude zu machen. Sicher hat er geglaubt, ich würde es gleich wieder vergessen. Allerdings, als ich ihm erzählte, daß ich meine Unterhaltungen mit ihm vergessen habe, wollte er mir das nicht glauben. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. – Sie reden mit uns, als wären wir kleine Kinder."

Das erinnerte Louise an ihre eigene Tochter. Und sie erzählte ein paar lustige Aussprüche von ihr.

"Ich bin krank", sagte Virginia. "Das weiß ich wohl. Aber der Teufel soll mich holen, – so krank bin ich doch nicht!"

"Was haben Sie gesagt?"

"O, nichts. Ich glaube, ich habe nur mit mir selbst gesprochen."

"Du lieber Himmel," sagte Louise, "fangen Sie nur nicht auch noch damit an! Diese Gewohnheit, die einige Frauen in unserer Abteilung haben, dauernd mit sich selber zu sprechen –"

"Und ich rege mich ganz grundlos auf!" sagte Eva. "Ich habe nur ein bißchen zuviel Temperatur. Ich bin nicht wie gewisse andere."

Vierzehntes Kapitel

II

Am nächsten Tag fand Virginia etwas zum Lesen. Es war ein Fetzen Zeitungspapier. Seit fast einem Jahr hatte sie keinerlei Zeitung mehr gesehen. Glücklicherweise war dieser Fetzen aus dem Veranstaltungskalender herausgerissen worden und gab einem mehr Stoff zum Nachdenken als ein Stück aus dem Feuilleton. Sie studierte die Anzeigen und fühlte sich nicht mehr so abgeschnitten von der Welt. *Life with Father* wurde immernoch gespielt.⁶⁶

Und da ist eine Ankündigung des Wagner-Zyklus. Letzten Jahr haben wir eine Wagneroper gehört. Ist das wirklich erst ein Jahr her? Eine Ewigkeit standen Lauritz Melchior und Kirsten Flagstad auf der Bühne und sangen und sangen diese herrliche Musik⁶⁷, und als wir hinausgingen, waren wir wie erschlagen und ausgepumpt und erschöpft. Aber warum steht ihr Name nicht da, was ist los mit ihr?

Der Papierfetzen beschäftigte einen stundenlang. Es war nicht leicht, etwas zum Nachdenken zu finden, und wenn man dann endlich etwas gefunden hatte, konnte man plötzlich nicht mehr denken. Sie hatte ihre eigene Therapie erfunden: Denktherapie nannte sie es: D.T. – *Vorwärts, D.T.-Dame!* sollte sie zu sich selbst sagen und dann eine Denkübung machen. Es war schwer, aber sie wußte, wie wichtig es war, wieder denken zu lernen. Es schien ihr seltsam, daß die Anstalt kein Interesse daran hatte, ihren Patienten das Denken wieder nahezubringen.⁶⁸ Juniper Hills einziges Ziel war, sie ruhig zu halten. Eine Gruppe von denkenden Patienten hätte vielleicht den Frieden gestört. Lehrt die Menschen denken, und sie werden sogleich Petitionen einreichen und Forderungen aufstellen. Es gab einfach nicht genug Wärterinnen, um nachdenkende Patienten zu lenken.

Eine von Virginias D.T.-Übungen war die Geschichte des modernen amerikanischen Romans. Sie hatte viel über dieses Thema gelesen und noch genug davon im Gedächtnis, um sich eine Zeitlang damit zu beschäftigen. Als leichtere Übung dachte sie nach über *Berühmte Schriftsteller, die ich sprechen hörte*. Sie hatte viele berühmte Schriftsteller

⁶⁶ Theaterstück von Howard Lindsay und Russel Crouse, seit 1939 am Broadway. Von 1939 bis 1947 erlebte es 3.224 Vorstellungen. Schon nach kurzer Zeit kam es in Chicago zu einer weiteren Produktion. Wurde 1947 verfilmt mit Elizabeth Taylor.

⁶⁷ Tristan und Isolde

⁶⁸ Erst ab den 50er Jahren wurde die kognitive Verhaltenstherapie im psychiatrischen Bereich üblich, vielleicht nicht zuletzt durch die Anregungen von Mary Jane Ward.

gehört, und es machte natürlich Eindruck, wenn man sagen konnte, man habe Sinclair Lewis und Theodore Dreiser, Sherwood Anderson und Zona Gale gehört. Zu dumm, daß man sich nicht mehr erinnern konnte, worüber sie gesprochen hatten, aber im Grunde genommen interessierte das niemanden. Was die Leute interessierte, war, wie die Berühmtheiten aussahen, und um die Wahrheit zu sagen, nicht einmal das interessierte sie sehr.

Aber was war mit der Flagstad geschehen? Virginia blieb bei ihrem Gang durch den Tunnel stehen, um die Wärterin danach zu fragen, die den Verkehr regelte. Die schüttelte nur den Kopf und forderte Virginia mit einer Bewegung auf, weiterzugehen. Einen Augenblick sah Virginia diesen Tunnel so, wie er der Wärterin vorkommen mußte. Da stand diese gesunde Frau allein an einem dunklen Kreuzweg, allein mit vielen wahnsinnigen Frauen, die durch die Dämmerung stampften. Die Wärterin tat ihr leid, aber dennoch wollte sie wissen, was mit der größten Sopranistin der Welt geschehen war. "Kirsten Flagstad", wiederholte sie. "Warum singt sie dieses Jahr nicht in den Wagneroperen?"

"Vielleicht ist sie in einem anderen Gebäude", entgegnete die Wärterin. "Ich kann nicht alle Damen beim Namen kennen. Gehen Sie jetzt zur Cafeteria, bitte."

Virginia rannte, um ihre Kameradinnen einzuholen. Sie kam grade rechtzeitig zur Treppe, um die Dicke durchs Geländer kriechen zu sehen. "Das macht sie, um ihren Umfang zu messen", sagte Virginia zu wem auch immer, dem an der Antwort gelegen sein mochte. "Wenn sie nicht mehr zwischen den Stangen durchkommt, wird sie anfangen zu fasten."

Im Speisesaal aß sie ihren Nachtisch zuerst, um sicher zu sein, daß sie wenigstens diesen nahrhaftesten Teil der Mahlzeit schaffte. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, schnell zu essen und war mit ihrer Schüssel Brei meist fertig, wenn das große Wettrennen zurück in die Abteilung begann.

Manchmal fragte sie sich, was wohl die Angestellten der Cafeteria über ihre Kunden dachten. Die Frauen hinter dem Büfett waren keine Pflegerinnen, und doch hatte Virginia die eine oder andere manchmal in Abteilung Dreiunddreißig gesehen. Sie nahm an, daß die Frauen für die Cafeteria und zugleich für einige Arbeiten in der Abteilung angestellt waren. In der Küche waren sogar Männer. Wenn man sein Tablett durch den Schalter schob, konnte man einen jungen Mann sehen, der wie ein Wilder an einer Geschirrspülmaschine arbeitete. Er war im Unterhemd, und man konnte die typischen roten Flecken auf seinen Armen und Schultern sehen. Wie konnte man eine Stelle annehmen, wo man diesen Ausschlag erwischte! Es müssen schlechte Zeiten sein in der Welt draußen....

Wenn ihr keine andere Denkübung einfiel, dachte sie über ihr Leben nach. Sie hatte es nicht lückenlos im Gedächtnis. Sie wußte, was heute geschehen war, – daß ihr eine Frau ein Stück Kuchen gegeben hatte; eine andere hatte ihr eine Apfelsine geschenkt und sich später weinend bei der Wärterin beklagt, jemand habe sie ihr gestohlen. Sie wußte, was gestern geschehen war, und oft erinnerte sie sich noch an vorgestern. Sie konnte sich an Roberts letzten Besuch einnern und war dabei ganz sicher, daß sie ihn nicht mit dem vorletzten verwechselte.

Sie konnte sich auch sehr weit zurückerinnern. Es gelang ihr glänzend, wenn sie ein Jahr übersprang, hingegen wußte sie nichts mehr – da konnte Dr. Kik sagen, was er wollte – von der Zeit kurz vor ihrer Einweisung und der Anfangszeit von Juniper hill. Es sollte eine Regel geben, daß alle Juniper-Ärzte selbst einmal geisteskrank gewesen sein müssen. Dann wüßten sie wenigstens, worum es geht. Andererseits möchte ich doch keinen Arzt, der geisteskrank war. Wie könnte man wissen, ob er es hinter sich hat? Wird es den Leuten mit mir wohl auch so gehen? Nie ganz sicher sein...

Die Hauptsache ist, daß man nicht verrückt aussieht. Die "dumme Mary" zuhause hat so ausgesehen. Sie sieht doof aus, und doch behauptet der Doktor dort, sie sei normal. Man kann also doch nicht nach dem Äußeren gehen.

Zum Beispiel Robert. Er sieht so praktisch aus. Er hat ein altmodisches Gesicht und zieht sich altmodisch an; um keinen Preis würde er in dem geschniegelten Anzug von Dr. Kik herumlaufen. Und wie es zu seiner Erscheinung paßt, hat er mit Erfolg eine Handelshochschule absolviert, wo er einer traditionellen Verbindung angehört, die nur den Burschen aus den angesehensten Familien offensteht. Die Cunnighams waren solide Leute, die Geld hatten. – *Haben* ist das richtige Wort, denn sie hatten es, aber sie gaben es nicht aus. Sie wohnten immer im selben Haus und dachten nicht daran, es renovieren zu lassen. Wenn Virginias Leute hingegen einmal in ein Haus gezogen waren, begannen sie sofort, Zwischenwände einzureißen. Die Stuarts konnten kein Haus betreten, ohne sich gleich umzuschauen mit dem Gedanken: "Und wenn man das hier umbauen würde –?"

Als Virginia und Robert heirateten, sagte jeder, sie habe aber Glück gehabt. Sie waren schon überrascht gewesen, als sie sich mit Gordon verlobt hatte, aber Gordons Tod hatte der Überraschung ein Ende gesetzt. Sie spürte deutlich, man fand, sein Tod passe zu ihrem Charakter! Nachher warteten sie förmlich darauf, daß sie nun eine gefallene Frau würde oder eine tragische Heldin. Sie waren starr vor Staunen, als Robert sie heiratete. Sie fühlten sich betrogen, sie hatten damit gerechnet, daß Virginia ihnen Gesprächsstoff bieten würde.

Sie und Robert begannen ihre Ehe so, wie man es von jungen Cunninghams erwartete. Sie fand es wunderbar, aber weil man es von ihr zu erwarten schien, kündigte sie an, wie sie über die Stränge schlagen wollte. Sie erzählte, wie sie und Robert für ein Jahr nach Paris fahren wollten. Es war nur Gerede. Die Stuarts waren gut im Geschichten erzählen.

Als sie dann den Zug nach New York bestiegen, wurde ihr ganz flau. Für kürzere Ausflüge waren sie schon öfter dort gewesen, aber diesmal hatten sie die Möbel eingelagert, und die Mutter jammerte, sie könne Mrs. Cunningham nicht mehr in die Augen sehen. "Was wird aus euch werden?!" fragte sie immer und immer wieder.

Virginia wußte es nicht. Sie fragte sich das oft selber. Robert war guter Dinge. Er sagte, sie würden eine herrliche Zeit haben. Jede Woche würden sie ins Theater gehen. Sie würden in einer quirligen Straße in Greenwich Village wohnen und die Fähren benützen.

Das machten sie alles wirklich, sie verbrachten eine herrliche Zeit. Oft vergingen Tage, bevor Virginia sich wieder daran erinnerte, daß keinerlei Geld hereinkam.

Nach einem Jahr verkündete Robert, jetzt sei es an der Zeit, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Virginia nahm an, er wolle die bittere Pille schlucken und nach Evanston zurückkehren. Aber diese Absicht hatte er absolut nicht. Er suchte sich eine Stelle in New York! Dort verdiente er weniger als er während des Studiums mit Ferienjobs eingenommen hatte, aber daraus machte er sich nichts. Um sich durchzubringen, mußten sie immer wieder ihre zusammengeschnittenen Ersparnisse angreifen, aber auch daraus machte sich Robert nichts. Er konnte nicht begreifen, worüber sich Virginia Sorgen machte.

... Robert, ich glaube, mit meinem Kopf ist etwas nicht in Ordnung.

II

"Sie müssen heute mit den Cafeteria-Damen gehen, Virginia", sagt Miss Vance.

Mit den anderen Damen war sie schon viele Tage lang dreimal täglich in die Cafeteria gegangen. Oder sie meinte es wenigstens. Allerdings hatte die Wärterin heute morgen gerufen: "Cafeteria, meine Damen!" und nicht, wie sonst: "Frühstück, meine Damen!" Nur etwa ein halbes Dutzend Frauen folgten diesem Ruf.

Unter den sechsen waren zwei, die Virginia schon in der Küche der Cafeteria gesehen hatte. Du liebe Zeit, wie früh sie zur Arbeit kommen müssen. Unpraktisch, zuerst in die

Abteilung zu kommen. Man hätte Lust, dieses Juniper Hill ein bißchen besser zu organisieren. Aber vergiß nicht, daß du nur eine Patientin bist, denk dran, daß du utsnay bist, meine Liebe!

Sie gingen ohne Begleitung durch den Tunnel. Die Wärterin, die den Verkehr regelte, war auch noch nicht auf ihrem Posten. Es war fast, als hätten sie einen Passepartout für alle Türen. Unwillkürlich zögerte man an der Kreuzung. Wie, wenn man es einmal probieren würde . . . Das Dumme war nur, daß man dieses *es* gar nicht kannte. Dumm war auch, daß man schon viel zu gesund war, um zu glauben, man könnte entkommen.

Die Cafeteria-Damen kümmerten sich nicht um sie. Eine war schon fast fünfzig und sah sehr müde aus. Es war diejenige, die immer am Büfett die Hauptmahlzeiten austeilte. Zwei waren sehr jung, wahrscheinlich noch nichtmal zwanzig. Sie waren fröhlich und schwatzten im Gehen miteinander. Dann war da noch eine etwas ältere Dame mit hübschen Beinen, die in unglaublich eleganten Strümpfen steckten. Neben ihr ging eine italienisch aussehende Dame mit schönen schwarzen Augen und ganz glatter Haut.

Sie gingen gemächlich dahin, und als sie in den Speisesaal kamen, durchquerten sie ihn und – traten alle zusammen in die Küche. Die Älteste wies Virginia an, ihre Jacke aufzuhängen. "Und jetzt gehen wir erstmal frühstücken", sagte sie.

Hinter der Küche war nochmal ein Speiseraum. Er war kleiner als der andere und sah weniger anstaltsmäßig aus. Eine große Farbige stand hinter dem Büfett und schlug mit der Gabel an ein Glas. "Das Frühstück ist serviert!" rief sie mit prächtiger Stimme.

Und auch dieses Frühstück war prächtig. Man konnte hinter das Büfett gehen und sich nehmen, was man wollte. Da gab es Eier in Hülle und Fülle, verschiedene Sorten von Müsli; den Kaffee konnte man schwarz trinken, es gab Kakao und Milch; man konnte auch von allem ein bißchen nehmen. Sogar ein Messer bekam man. Virginia war seit Wochen durstig; vielleicht gab es in der Abteilung einen Brunnen, sie hatte allerdings keinen entdeckt. An diesem Morgen holte sie sich Milch und Kaffee. Sie traute sich nicht, auch noch Kakao zu nehmen, obwohl sie bemerkte, wie gerade die Dicksten ihrer Gruppe sich bei allen drei Getränken bedienten.

Ein Mitglied ihrer Gruppe saß während des Essens nicht bei ihnen. Sie war groß und schlank und saß ganz allein an einem Tisch. Sie hatte schneeweißes Haar, das ihr auf die Schultern herabhing, eine ganz ungewohnte Frisur in Juniper Hill. "Das ist Treva", sagte die Älteste, als sie merkte, wie Virginia zu ihr hinübersah. "Sie ist sehr krank. Sie isst nie mit uns."

"Aha", erwiderte Virginia. Sie verstand nichts.

"Ich bin May", sagte die Älteste.

"Ich heie Virginia."

"Ja, ich weiß. Und das ist Rachel." Max zeigte auf eine der Jüngeren. "Das ist Flo."

Rachel kicherte. Flo sah Virginia mit großen Augen an. Es waren seltsame Augen, die nichts Wirkliches zu sehen schienen. Diese Flo ist nicht gesund. Sie kann keine reguläre Angestellte sein. Sie ist natürlich nur ein Gast, so wie Treva, so wie ich.

Die junge Frau mit den schönen Beinen hieß Julia, und die Italienerin hieß Bianca.

Nachdem Virginia allen vorgestellt war, wandten sich die Frauen wieder ihrem enormen Frühstück zu. Auf dieser Seite der Cafeteria wurde das Brot ohne Butter serviert; man nahm sich Butter aus einer Schüssel mit Eisstückchen. Es waren kleine Würfel. Bianca und Flo nahmen sich jeweils fünf davon.

"Schluß, Kinder", sagte May nach einiger Zeit.

Die Frauen nahmen ihre Tablettts und trugen sie zur Geschirrablage. Diese Seite der Cafeteria hatte einen eigenen Geschirrspüler, eine eigene Kaffeemaschine und eigene Angestellte. Das war die richtige Seite! Hier gab es nicht nur Messer, sondern auch zerbrechliche Teller und Tassen.

Virginia und ihre Gruppe gingen nun auf die andere Seite hinüber und begannen zu arbeiten. Ihr trug May auf, bei den Butterbroten zu helfen. Die Frau neben ihr nahm immer drei Brotscheiben auf einmal, bestrich sie mit Butter, klappte sie zusammen und legte sie zu großen regelmäßigen Stapeln aufeinander. Virginia war sehr langsam. May meinte, sie würde sich schon einarbeiten.

Man konnte die Gäste riechen, die zum Essen kamen, bevor man sie noch sah. Die Pflegerin öffnete die Tür am entfernteren Ende des Speisesaals, und der Geruch breitete sich aus. Dann kamen die Frauen, Wenn man selbst mitten in dieser Frhstcksmenge war, merkte man gar nicht, was für einen ungeheuren Lärm sie machten. Aber in diesem Moment schienen die Wände zu beben, man erstarrte und fragte sich, ob die Kreaturen, die da in ihren sackartigen Gewändern hereinstrmten, wirkliche Menschen seien.

Während der kurzen Mahlzeit stand Virginia hinter dem Schalter, nahm die Tablettts mit dem schmutzigen Geschirr entgegen und gab sie dem Abwscher weiter. Die erste Tablettts wurden schon am Schalter abgegeben, bevor noch die letzte Patientin ihre Mahlzeit bekommen hatte.

Nachdem alle ihr Geschirr abgegeben hatten, half Virginia dem jungen Mann, der den Geschirrspüler bediente. Die Teller kamen in hölzerne Gestelle, die der Abwscher durch die Maschine laufen ließ. Er hieß Joe, und er war sehr geduldig. immer wieder erklärte er Virginia, wie sie die Teller in die Gestelle stecken müsse. Er sagte, sie erinnere ihn an seine Schwester. May flüsterte Virginia zu, sie solle sich vor Joe in acht

nehmen. "Er ist sehr krank", sagte sie. "Achte darauf, daß du immer etwas Abstand von ihm hältst."

May verstand sich besonders darauf, von anderen zu behaupten, daß sie sehr krank seien. Erst jetzt wurde Virginia bewußt, daß alle, die in der Cafeteria arbeiteten, Patienten waren, auch May. Manchmal waren gar keine Pflegerinnen in der Nähe, und dann hatte man ein komisches Gefühl im Magen. Denn in der großen Küche arbeiteten sehr viele Menschen.

Im Grunde war es gar keine Küche, es war eher ein gigantischer Servierraum. Das Essen wurde fertig zubereitet auf Servierwagen hereingerollt. Die Butterbrote und der Kaffee waren das einzige, was vor Ort zubereitet wurde. Wer hier arbeitete, blieb den ganzen Tag da. Wenn sie nicht gerade die Mahlzeiten vorbereiteten oder austeilten, putzten und scheuerten sie Töpfe und Geräte. Oh, manchmal hatte man sogar ein paar freie Minuten. Man konnte auch auf die Toilette gehen, wann immer man wollte, brauchte niemanden um Erlaubnis zu fragen. Und da irgendwelche fürsorglichen Menschen die Toiletten mit Zeitungspapier versahen, blieb einem die peinliche Bitte um Klopapier erspart.

Die Schwestern, die in der Cafeteria ein- und ausgingen, waren umgänglich, aber leider zu energisch. Sie hatten eine Leidenschaft für das Aluminiumputzen. Sobald Virginia einmal hoffte, sich einen Augenblick ausruhen zu können, kam eine der Pflegerinnen und fragte, ob sie nicht beim Aluminiumputzen helfen wolle. Diese Fragen erinnerten sie an Miss Harts freundliche Aufforderung, den Bohnerbesen zu übernehmen. Eine so freundliche Einladung konnte man einfach nicht zurückweisen. Aber alles in allem war es doch eine Wohltat, wenn man den ganzen Tag außerhalb des Tagesraums verbringen konnte. Man bekam genug zu essen und konnte sich zum Essen genügend Zeit lassen.

Und eines Tages gab May ihr drei Pekannüsse. Was für ein Geschenk! Virginia knackte die erste Nuß und aß sie. Aber dann fiel ihr plötzlich Louise ein und sie schämte sich, daß sie die Nuß gegessen hatte. Hier bekam sie Butter und Kaffee, soviel sie wollte, und da hatte sie nun auch noch diese seltene Delikatesse verschlungen, ohne an die arme Louise zu denken. Sie knackte die beiden anderen Nüsse und wickelte die Kerne in ein Stückchen Stoff, das sie gefunden hatte, und abends im Waschraum schenkte sie Louise die Kerne.

Dieses Geschenk gab Louise für einen Augenblick die klare Besinnung wieder. Sie erkannte Virginia und bedankte sich herzlich. Sie zeigte den Damen, die sich um sie drängten, die beiden Nüsse und lud sie ein, sich zu bedienen. Die Freigiebigkeit dieser Ärmsten der Armen in Juniper Hill rührte Virginia oft zu Tränen, und diesmal mußte sie

die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu weinen. Louise streckte die Hand aus und bot die Nüsse an, als ob sie einen ganzen Wald von Nußbäumen besäße.

"Behalt' die Nüsse", bat Virginia. "Es sind doch nur zwei, iß sie selbst!"

Louise lächelte. "Es ist schon gut, Virginia", sagte sie. "Nehmt euch, Kinder!"

Die Kinder nahmen sich bescheidene Stückchen . . . Sie brachen die winzigen Stücke in noch kleinere und achteten darauf, daß auch Louise ein Krümchen bekam . . . Louise nagte an diesem Krümchen und behauptete, es sei delikat.

Am nächsten Tag schenkte Virginia der mageren Treva zwei Zigaretten. Denn Trevas ständiges Rauchen fing an, sie nervös zu machen. Die weißhaarige Treva rauchte nämlich meistens zusammengedrehtes Zigarettenpapier. Virginia konnte sich nicht erklären, woher sie die Zündhölzer bekam, aber jedenfalls rauchte Treva den ganzen Tag irgendetwas. Virginias Zigaretten nahm sie ohne Dank entgegen, aber später trat sie zu ihr und sagte böse: "Sie haben mir gar keine Zigaretten gegeben!" Ihre Stimme klang zornig, und Virginia wich zurück.

"Ich hab' dir geraten, dich von Treva fernzuhalten", sagte May. "Gib nur acht. Die ist gefährlich."

Aber am nächsten Tag beobachtete Virginia, wie Treva sich das brennende Ende der Zigarette in den Mund steckte, das konnte sie nicht einfach geschehen lassen. Rasch nahm sie einen Becher, füllte ihn mit Wasser, lief zu Treva und hielt ihn ihr hin. In der Küche waren alle gerade sehr beschäftigt, niemand kümmerte sich um Treva und Virginia. Treva nahm den Becher und goß Virginia das Wasser ins Gesicht.

Virginia ging wieder an ihre Arbeit, und als sie das nächstemal sah, wie Treva sich die brennende Zigarette wie ein Feuerschlucker in den Mund steckte, ließ sie es ruhig geschehen. Schließlich bin ich hier Patientin und nicht Pflegerin. Aber ich nähere mich dem Nichtpatientenstatus. Mein Mitgefühl verliert sich. Meine Sympathie. Ja. und meine Großzügigkeit . . . Ich verteile meine Zigaretten nicht mehr. Es ist eine kuriose Weise, die eigene Gesundheit zu beurteilen. Ich werde mich wohl besser fühlen, wenn ich die Rückkehr meines Egoismus als Selbsterhaltungstrieb betrachte, als Weisheit der Ameisen. Mittlerweile bin ich schon fähig, vorausschauend an den nächsten Tag zu denken. Ich habe noch drei Zigaretten und kann erst übermorgen neue bestellen. Deshalb verteile ich meinen Vorrat nicht, sondern spare ihn, damit ich jeden Tag eine Zigarette rauchen kann. Das, meine Liebe, ist Gesundheit! Eine kranke Frau würde alle Zigaretten augenblicklich rauchen oder verschenken, sich dann wundern, daß sie keine mehr hat. Und sich dann in einer Ecke setzen und gerolltes Zeitungspapier rauchen . . .

In der Cafeteria wurde viel von dem bevorstehenden Tanzvergnügen gesprochen. May wollte nicht mitgehen. Sie sei über das Tanzalter hinaus, sagte sie. Auch Virginia hatte

keine Lust, in Juniper Hill zu tanzen, aber sie beschloß, zum Zusehen mitzugehen. Vielleicht würde sie eines Tages ein Tanzvergnügen in einer Irrenanstalt beschreiben wollen. Schon seit einigen Wochen war sie nicht mehr in der Lage, sich als Bestandteil dieses Juniper Hill zu fühlen. Die Beobachterin in ihr war wieder erwacht, und ein Roman begann sich zu regen.

Am Samstag waren alle Arbeitskolleginnen, außer May und der Beobachterin, irgendwie herausgeputzt. Treva hatte eine Papierblume im Haar und trug eine halbgerauchte Zigarette in der Hand. Sonst beteiligte sie sich wenig an der Arbeit, aber heute steckte sie ihr Zigarette in den Gürtel und half, die schmutzigen Teller auf die Rutsche zur Waschmaschine zu legen. Joe flüsterte Virginia zu, Treva habe Schuldgefühle wegen des Tanzes. Joe ging nicht mit. Er war fromm. Er wurde ganz traurig, als er hörte, daß Virginia dabei sein würde, aber als sie ihm sagte, sie wolle nicht tanzen, wurde er wieder fröhlicher. Er befreundete sich nicht mit seinen Kollegen. In jedem freien Augenblick öffnete er ein abgegriffenes Buch – THE VICAR OF WAKEFIELD⁶⁹ – und starrte beharrlich auf die Seite, die er gerade aufgeschlagen hatte. Er las nicht, aber er war sehr stolz auf sein Buch. Es gehörte ihm, war sein einziger Besitz. An den Tagen, an denen Virginia ihre Brille hatte, fragte sie ihn jedesmal, ob sie sein Buch anschauen dürfe. Dann hielt er es ihr hin; aber er gab es nie aus der Hand.

Jack, der die Kaffeemaschine bediente, war geselliger. Zwar sprach er nie, aber er drehte den Damen Zigaretten und nickte höflich, wenn sie ihm dankten. Virginia konnte eine unklare Angst vor Jack nicht überwinden; er sah gefährlich aus; besonders, wenn er Eimer voll siedendem Wasser trug, ging sie ihm aus dem Weg. May bestand freilich darauf, daß Jack ziemlich harmlos sei, Joe hingegen könne gefährlich werden. Nur einmal erlebte Virginia Joe aufgebracht. Das war, als zwei Küchenarbeiter darüber stritten, welche Tischreihen jeder von ihnen zu betreuen hatte. Als der Streit gar zu heftig wurde, sprang Joe über die Absperrung und rannte in den Speisesaal. Zwei Pflegerinnen waren nötig, um ihn wieder an seine Maschine zurückzubringen, dabei mußten die beiden Streithähne sie noch unterstützen. Ein Glück für Joe, sagte May, daß gewisse andere Pflegerinnen nicht dabei gewesen seien. "Die meisten hätten ihn zur Strafe in die Wasserkur geschickt. Und glaub ja nicht, daß er aus religiösen Gründen nicht zum Tanz geht! Man erlaubt es ihm nicht. Der würde ein Frau ja umbringen, bevor er sie nur ansieht."

Die Gruppe, die in der Cafeteria arbeitete, durfte unbeaufsichtigt zum Tanzsaal gehen. Sie waren etwas Besonderes. Bianca achtete ein wenig auf die Gruppe, zumindest

⁶⁹ Oliver Goldsmith (1766)

behielt sie die unberechenbare Treva im Auge. Aber Treva benahm sich tadellos, und wenn sie sich auch weigerte, auf dem Bürgersteig zu gehen, so blieb sie doch nahe genug an ihrer Gruppe.

Die große Halle war an diesem Samstag für das Tanzparty hergerichtet. Die Stühle standen in Reihen an den Wänden. Nachdem die Damen den Saal betreten und sich gesetzt hatten, wurden die Herren hereingelassen und setzten sich auf der gegenüberliegenden Seite des Saales. Auf der Bühne saßen Musiker, Sobald das Orchester zu spielen begann, stürzten die Männer zu den Frauen hinüber. Man verlor keine Zeit mit der Wahl. Die Männer verbeugten sich vor der erstbesten Frau, vor der sie gerade standen. Es war seltsam zu beobachten, wie sich ein sehr junger Mann vor einer sehr alten Frau verbeugte.

Virginia saß in der hintersten Reihe und hatte ihre Lederjacke anbehalten. Sie hatte sich von Miss Vance Nähnadel und Zwirn geliehen und die Knöpfe wieder angenäht. Nun saß sie da in ihrer zugeknöpften Jacke, um zu demonstrieren, daß sie nur Zuschauerin war.

"Hey, Cunningham", rief ein Mann ihr zu.

Sie schüttelte den Kopf. Hatte er ihren Namen von einer der Schwestern erfahren? Wenn man so unerwartet seinen eigenen Namen hörte, hatte man das ungemütliche Gefühl, daß man hier vielleicht schon früher einmal tanzen gegangen war. Es war gar nicht abzusehen, was Dr. Kik sonst noch alles aus ihrem Gedächtnis geschockt hatte!

"Ich tanze nicht, danke sehr", rief sie.

"Aber kommen Sie doch!" sagte der Mann. Er kam näher.

Virginia sah sich hilfeschend nach einer Schwester um. Es war eine in der Nähe, aber Virginia kannte sie nicht. Die Schwester lächelte ihr zu und ermunterte sie, doch mit dem Herrn zu tanzen. Ob sie bei den Männern wohl wirklich *"Guten Morgen, meine Herren!"* sagen? Ich stelle mir vor, sie sind kumpeliger und sagen eher *"Jungs"*.

Aber der Mann, der mit Virginia tanzen wollte, war weder ein Herr noch ein Junge. Er war ein Zitterer. Er war noch gar nicht so alt und sah auch ganz gut aus. Aber er zitterte. Seine Hände zitterten, sein ganzer Körper zitterte.⁷⁰ – Es war fürchterlich, mit ihm tanzen zu müssen. Er tanzte schlecht, aber wenigstens hielt er Virginia nur sehr locker und interessierte sich nicht weiter für sie.

Als das Orchester zu spielen aufhörte, verbeugte er sich und ging auf die Männerseite zurück. Aber als die Musik wieder spielte, kam er zu ihr zurück. "Bitte, Cunningham", sagte er. Es gab keinen Ausweg.

⁷⁰ Mutmaßlich Spätdyskinesien (Nebenwirkungen von Neuropharmaka).

In der nächsten Pause hielt der Kapellmeister eine kleine Ansprache. Man habe ihn gebeten, anzukündigen, daß niemand mehr als dreimal mit derselben Partnerin oder demselben Partner tanzen solle.⁷¹ "Und ich soll außerdem darauf hinweisen, daß die Paare nicht Wange an Wange tanzen dürfen", fügte er hinzu. Es war ein dicklicher, schwachsinnig aussehender⁷² junger Mann und er lachte laut, als er das sagte. Seine Musiker stimmten in sein Gelächter ein, und einige der Gäste gaben entsprechende Laute von sich.

Dann kam Virginias Zitterer wieder. Jetzt würde sich zeigen, wer von ihnen kränker war. "Ich kann nicht", sagte sie. "Ich habe schon dreimal mit Ihnen getanzt."

"Zweimal! – Kommen Sie."

Ich weiß, daß ich nicht so krank bin wie er. "Dreimal", erwiderte sie. Er mußte ihr glauben, denn sie blieb fest.

Der arme Mann sah sie verdutzt an, aber er ging fort. Dann kam ein anderer. Der Neue war klein und geschniegelt, hatte eine Glatze und ein konventionelles Lächeln. Er war etwas kleiner als Virginia, aber er tanzte ganz gut, und vor allem zitterte er nicht. Er machte einen schwachen Versuch, sich mit ihr zu unterhalten, sagte, daß es heute weniger kalt sei als sonst um diese Jahreszeit. Virginia gab ihm darin völlig recht. Er antwortete, daß eigentlich um diese Jahreszeit schon ein paar Zentimeter Schnee liegen könnten. Virginia erwiderte, das könnte wirklich sein. Sie tanzte zweimal mit ihm. Am Ende des zweiten Tanzes beschenkte er sie mit einem Taschentuch. Es war ein häßliches, billiges und ziemlich verwaschenes Taschentuch, aber es war sauber und gebügelt, und sie brauchte dringend eines. Er erzählte, es sei ein Geschenk seiner Mutter.

"Das darf ich Ihnen nicht wegnehmen," sagte Virginia. "Bitte behalten Sie es".

Aber er bat sie, es als Andenken an diesen Tanznachmittag zu behalten. Er war etwa fünfzig, zu seiner Zeit hatte man Party-Erinnerungen verschenkt, und so nahm sie es an.

Während des Tanzes hatte sie einen gutaussehenden jungen Mann beobachtet, der fabelhaft komplizierte Schritte beherrschte. Er tanzte die ganze Zeit mit einer der farbigen Schwestern. Vielleicht war sie die einzige, die seinen Schritten folgen konnte, vielleicht war er auch ein Patient, dem man nicht trauen konnte. Auf jedenfall war es ein Vergnügen, ihn und die hübsche Schwester tanzen zu sehen. Einmal bemerkte er Virginia und lächelte ihr zu. Sie hätte allzugern versucht, mit ihm zu tanzen. Er war der einzige, der die Veranstaltung zu genießen schien. Im allgemeinen trotteten die Patienten umher, als ob dies nur eine der Therapien sei, die sie über sich ergehen lassen

⁷¹ Im Original von 1948 tatsächlich eine geschlechtsneutrale Formulierung: "(...) no one was to dance more than three times with the same person". Die ursprüngliche deutsche Übersetzung macht daraus flugs "(...) kein Herr mehr als dreimal mit derselben Dame (...)".

⁷² "moronic-looking"; wurde in der ursprünglichen deutschen Übersetzung unübersetzt gelassen.

mußten. Unwillkürlich mußte man an Geschichten denken, in denen die Passagiere eines Dampfers heldenmütig tanzten, während er unterging. Die Musik war fürchterlich, so schlimm, daß man hätte glauben können, man sei bei einem politischen Empfang oder der Gott der Musik habe diese Töne aus Bosheit eigens für die Anstalt erschaffen. Möglicherweise bestand ja das Orchester aus Patienten, aber der Dirigent, dieser Maestro der Amerikanischen Musik, hätte sich das wohl kaum bieten lassen. Zudem hatte man immer gehört, solche Erkrankungen förderten die Musikalität, – auf dieses Orchester traf das jedenfalls nicht zu!

Etwa ein halbes Dutzend Frauen, die Virginia völlig fremd waren, riefen sie beim Namen. Besonders eine tat sehr freundschaftlich. "Ich dachte, Sie seien längst entlassen worden", rief sie. "Sie schienen doch schon so gesnd!" Virginia dankte für das Kompliment und erwiderte es, und sie trennten sich mit dem Gruß, der in Juniper Hill als der taktvollste galt: "Hoffentlich seh ich Sie hier nicht wieder..."

Als der Ball zu Ende war, wußte man jedenfalls, daß man zu keinem anderen mehr gehen würde. Man hatte jetzt eine gewisse Stellung. Man konnte aufgefordert werden, eine Tanzparty zu besuchen, aber man mußte es nicht unbedingt tun. Sie würden einen nicht zwingen. Sie hatten keine Zeit dazu ...

Nichts war ausreichend vorhanden in Juniper Hill. Es gab nicht genug Ärzte, nicht genug Pflegerinnen, nicht genug Toilettenpapier, nicht genug zu essen, nicht genug Decken für kalte Nächte. Wenn die Wäsche nicht rechtzeitig eintraf, gab es nicht ausreichend Leintücher und Kissenbezüge. Wie Virginia aus eigener Erfahrung wußte, gab es nicht einmal genug Betten. Nur übergenug Patienten gab es.

"Es gibt eben keine Kliniken in mittlerer Preislage", hatte Robert ihr kürzlich erklärt. "Ich habe mich bemüht, eine zu finden. Ich habe alle Privatsanatorien abgeklopft, während du in der Städtischen Klinik warst. – Ich konnte kein einziges Sanatorium finden, das weniger als mein gesamtes Gehalt kosten würde! Hier, in Juniper, zahlt jeder Angestellte⁷³ einen bestimmten Prozentsatz seines Gehalts. Das ist sehr anständig. Man bezahlt, was einem möglich ist. Wenn man nichts verdient, braucht man nichts zu bezahlen und bekommt trotzdem die beste ärztliche Behandlung. Das ist bekannt. Die konkreten Umstände hier allerdings . . . Die Öffentlichkeit ignoriert einfach die Tatsache, daß es Geisteskrankheiten gibt. Sie überläßt dieses Thema den Politikern. Da wird so viel Propaganda gemacht für die Bekämpfung der Tbc und der Krebskrankheiten und der Kinderlähmung, aber die wachsende Menge der

⁷³ Im original *white-collar*, d.h. Akademiker und höhere Angestellten, nicht jedoch Hanswerker, Arbeiter usw.

Geisteskrankheiten kann sich zum Teufel scheren! – Ich denke schon, daß Juniper Hill die besten Ärzte hat, aber es sind eben nicht genug Ärzte da."

Robert sprach jetzt immer so erbittert über Juniper Hill und über Dr. Kik. Auf seine Veranlassung hin hatte man Virginia in das Gebäude Fünf gebracht. "Ich habe nicht gesagt, daß du die Aufnahmestation verlassen solltest, aber ich habe ihnen deutlich zu verstehen gegeben, daß du von einem anderen Arzt behandelt werden solltest. Kik war zu beschäftigt . . . Ich kann mir denken, daß Fünf weniger angenehm ist als die Aufnahmestation, aber ich bin überzeugt, daß es besser ist für dich."

"Ja, sicher, du hast ganz recht", sagte Virginia. Robert hatte den Tagesraum der Abteilung Dreiunddreißig niemals gesehen. Er war nie in der Cafeteria gewesen. Er kannte auch die Junipermahlzeiten nicht. Und er hatte kaum einmal eine Spur von Paraldehyd gerochen. Und selbst er war erbittert!

III

Obwohl sie den Unterhaltungen mit Robert manchmal nicht so leicht folgen konnte, wie er anzunehmen schien, gab es immer mehr Stunden, in denen sie sich ohne Anstrengung konzentrieren konnte. Ihr Anteil an der Unterhaltung kam oft ganz von selbst; es war, als ob man nach Jahren ein Klavierstück wieder spielte. Wenn man es ohne Denken tat, konnte man das Stück ohne Zögern zu Ende spielen, aber sobald man sich überlegte, wie es weiterging, war man verloren. Roberts Gesicht hatte den gespannten Ausdruck der früheren Monate verloren, und er sprach jetzt mit ihr, als wären sie zwei normale Menschen, die einen Plan ausheckten, wie man die strengen Vorschriften der Anstalt durchbrechen könnte . . .

"Es war schwer, dich hier reinzubringen," sagte er, "aber dich wieder rauszuholen, ist vielleicht noch schwerer. Aber ich glaube, ich habe jetzt einen Weg gefunden. Ich hatte einmal erwähnt, daß wir gleich nach deiner Entlassung nachhause fahren wollen. Da haben sie aufgehört! Seitdem habe ich immer mal wieder davon angefangen."

"Aber was hat das mit mir zu tun?"

Er lachte spitzbübisch, als hätte er den würdigen Herren von Juniper Hill einen Streich gespielt. "Du wärest dann in einem anderen Staat, und sie hätten keine Verantwortung mehr. Das wäre ihnen ganz recht."

Virginia dachte einen Augenblick nach, dann lachte sie auch, aber nicht nur, um Robert einen Gefallen zu tun, sondern weil sie diese Argumentation wirklich als Witz empfand. Es war lange her, daß sie etwas wirklich als lustig empfunden hatte.

"Natürlich verstehe ich nicht das geringste von Psychologie," sagte Robert nach einer Weile, "aber ich wette meinen Kopf darauf, daß Kik sich irrt. Vielleicht hat er prinzipiell recht mit seiner Theorie, aber er kennt dich nicht wirklich. Man sagt doch, daß eine Psychoanalyse oft Jahre dauert, und er hat sie nur ein paar Monate mit dir durchgeführt."

"Was hat er ein paar Monate durchgeführt – ?"

"Psychoanalyse. Vielleicht war es notwenedig, aber er ist jedenfalls zu einer falschen Schlußfolgerung gekommen."

"Willst du damit sagen, er habe mich analysiert? Du meinst, deswegen hat er sich immer irgendwo in den Büschen versteckt und so dumme Fragen gestellt, ob ich Stimmen höre? – Ich erinnere mich heute nur noch verschwommen daran ..." Ich glaube, da war ein Strom, und dann seine Stimme. Oder war es eine Mädchenstimme? Und da war eine schwarze Couch. "Ich finde es nicht fair, einem Menschen Fragen zu stellen, wenn diesem Menschen nicht bewußt ist, was geschieht."

"Das ist Teil einer Theorie", sagte Robert. "Sie wollen wissen, was in deinem Unterbewußtsein vorgeht. – Aber ich kann diese Geschichte mit Gordon nicht glauben."

"Gordon?"

"Dr. Kik hat doch mit dir darüber gesprochen, oder nicht?"

"Ja, ich glaube, ich erinnere mich, daß er etwas von Gordon gesagt hat. Wieso wußte er denn von Gordon?"

"Liebling, wenn es überhaupt noch irgendetwas gibt, was er nicht über dich weiß, so ist das bestimmt nicht seine Schuld. Er hat dich über dein ganzes Leben ausgefragt und ist zu dem Schluß gekommen, daß dich in deinem Unterbewußtsein ein Schuldgefühl belastet, weil du mich geheiratet hast, und darum habest du einen Nervenzusammenbruch gehabt."

"Du meine Güte", sagte Virginia. Gordon war schon sechzehn, nein, sogar siebzehn Jahre tot. Sie schüttelte den Kopf. "Sowas würde sich gut machen in einem Roman, aber findest du nicht, ich hätte reichlich lange gewartet mit dem Zusammenbrechen?"

"Ja, das kommt mir auch so vor."

Gordon war gestorben kurz vor der geplanten Heirat mit Virginia. Aber man hatte von Anfang an gewußt, daß seine Krankheit unheilbar war. So hatte sein Tod Trauer und Erlösung zugleich bedeutet. In jenen Tagen hatte Virginia noch nicht viel von Menschen

gehört, die den Verstand verloren – vielleicht waren damals die Nervenzusammenbrüche noch nicht so modern. Sie war überrascht gewesen, da ihr Haar nicht weiß wurde, dagegen fiel ihr gar nicht ein, sich zu wundern, daß sie den Verstand nicht verlor. "Es ist peinlich," sagte sie, "ich meine, für Dr. Kik. Ich denke an ihn nur im Zusammenhang mit diesem kleinen Raum mit der Elektrizität, an den Wissenschaftler. Das ändert jetzt natürlich das Bild! Jetzt muß ich ihn mir auch als Romantiker vorstellen. – Ich hatte immer gemeint, man muß reich sein, um einen Arzt dazu zu bringen, daß er sich unsere Lebensgeschichte anhört. Ich dachte, die Leute gehen zum Arzt, wenn ihnen sonst niemand mehr zuhören will ... Natürlich denke ich an Gordon. Selbstverständlich denke ich noch an ihn, oft. Manchmal fällt mir etwas ein, was er sagte oder tat – du denkst doch auch manchmal an ihn, oder?"

"Er war mein Freund", sagte Robert.

"Dr. Kik versteht uns nicht", sagte sie. "Er begreift nicht, wie wir zu ihm standen und wie wir heute noch zu ihm stehen. Er ist noch jung, nicht wahr?"

"Ja."

"Na, der Teufel soll mein Unterbewußtsein holen. Was mich beschäftigt, ist nur, mein Bewußtsein wieder in Gang zu bringen. Weißt du, vielleicht hat mein Unterbewußtsein wirklich so etwas ausgebrütet, wie Dr. Kik meinte, aber gewiß nur für einen Roman. Einen geheimen Ehrgeiz hatte ich ja immer gehabt, wenigstens hoffte ich, er sei geheim: den Ehrgeiz, einmal einen richtigen Schund zu schreiben⁷⁴. . . – Erinnerst du dich an dieses polnische Restaurant, wo es *tripes-in-cream* auf der Karte stand und ich habs bestellt, weil ich dachte, es ist etwas ganz Exotisches?"

"Und dann war es so weiß. . . schleimiges weißes Geschnetzeltes. . .", sagte Robert.

Ich kann dich nicht leiden, Dr. Kik – jetzt, da ich nicht mehr so krank bin. Oder doch, ich mag dich ganz gut leiden, aber ich finde, du bist ein bißchen dumm, und vielleicht hast du auch eine heimliche Vorliebe für Schund. . . für Dreck-in-Soße.

⁷⁴ Im Original *tripe* (Innereien, Gekröse).

Fünfzehntes Kapitel

I

"Heute gehen Sie zum Konsilium", sagte Miss Vance. "Deshalb brauchen Sie nicht mit den Cafeteria-Damen zu gehen."

Das Selbstvertrauen, das Virginia in den letzten Wochen zurückgewonnen hatte, schwand dahin, und wieder war sie ein zitterndes, krankes Geschöpf. Sie konnte sich nicht mehr an den Namen von Roberts neuer Firma erinnern; sie wußte seine jetzige Adresse nicht mehr. Er hatte sie ihr gesagt, aber sie hatte sie sich nicht aufgeschrieben. Ich hab ja auch vergessen, ihn zu bitten, mir die Adresse unserer früheren Wohnung aufzuschreiben; ich weiß nichtmal mehr den Namen der Straße ...

Nach dem Frühstück führte Miss Vance sie in den Ankleideraum. "Das alte Kleid, das Sie anhaben, ist nicht besonders elegant, meinen Sie nicht auch? Ich glaube, Sie sollten das graue Kostüm tragen. Das ist wirklich schick und auch das einzige, in dem Sie nicht ganz versinken." Sie nahm den grauen Rock zur Hand und schaute ihn stirnrunzelnd an. "Setzen Sie sich doch, ich muß ihn ein bißchen aufbügeln. Sie sollen doch gut aussehen, wenn Sie vors Konsilium gehen."

"Ob das wohl hilft?" fragte Virginia verzagt.

"Nun, es gibt einem doch immerhin Halt, wenn man weiß, daß man gut aussieht", antwortete Miss Vance, während sie das Bügeleisen einsteckte. "Das war etwas von dem, was die Sommerville durhsetzen wollte. Sie behauptete immer, wenn man den Damen bessere Kleider gäbe und etwas Schminke und so weiter –"

"Meinen Sie – unsere Miss Sommerville?"

"Ja."

"Die immer über die Verdauung Buch führt – ?" Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß Miss Sommerville einmal etwas Vernünftiges sagen könnte.

"Sie war früher Pflegerin", erwiderte Miss Vance kurz.

"Oh."

Die Pflegerin leckte an ihrem Finger und berührte das Eisen. "Hier in dieser Anstalt", sagte sie. "Sie nahm die Dinge zu schwer. In unserem Beruf braucht man eine dicke Haut."

"Ich wußte nicht, was ich von ihr denken sollte. Sie machte sich solche Sorgen wegen des Rappports. Ist diese Verantwortung dann nicht zuviel für sie?"

Miss Vance schüttelte den Kopf. "Sie hat sich das selber ausgedacht. – Sie war eine gute Krankenschwester. Wir beide haben zusammen gelernt. Ich wäre nie nach Juniper gekommen, wenn sie mich nicht immer wieder gedrängt hätte. Sie kam direkt von der Schwesternschule hierher, und dann schrieb sie mir dauernd, daß sie viel zu wenige Pflegerinnen hätten und was alles gemacht werden müßte ... Wenn man einmal hier ist, ist es schwer, wieder wegzukommen ..."

"Diese Erfahrung habe ich auch gemacht!"

Miss Vance lächelte. "Machen Sie sich keine Sorgen. Nun geht es nicht mehr lange. Aber das kann ich Ihnen sagen – für eine Krankenschwester ist es noch schwerer. Nicht das geringste hält einen davon ab, zu gehen ... außer dem, was einen überhaupt zu diesem Beruf getrieben hat. Ach, ich will uns nicht zu Heiligen machen, aber man könnte sich den Lebensunterhalt wirklich auf bequemere Weise verdienen! Ich habe eine kleine Hühnerfarm in Jersey. Geerbt. Jetzt habe ich ein Ehepaar als Pächter dort, aber manchmal denke ich, ich sollte den Beruf aufgeben und auf die Farm gehen. Es ist eine schöne Farm und sie bringt Geld ein. Aber es ist so schwer, wenn man weiß, daß einen hier niemand ersetzen wird. Natürlich, wenn man sterben würde ... aber daran kann man nichts selbst entscheiden. Das sage ich immer meiner Freundin. Aber sie versteht mich nicht. Sie hält mir immer vor, wenn ich sterben würde, müßten sie schließlich auch ohne mich fertigwerden. Sie hat ja recht. Aber sie hat keine Ahnung, wie das ist. Gegen die Hühnerfarm kann ich mich entscheiden! Ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ich davonlief, besonders jetzt, wo die Pflegerinnen so rar sind."⁷⁵

Virginia blickte schweigend auf das Bügeleisen. "Wird Miss Sommerville wieder gesund?" fragte sie schließlich. Sowas sollte man nicht fragen, aber sie konnte es nicht unterdrücken.

Miss Vance preßte das Eisen heftig auf den Rock. (Sie benutzte keinen Bügelschoner, aber wenigstens bügelte sie auf der verkehrten Seite.) "Sie ist schon sehr lange krank – " "Wie schrecklich."

"Ja, – sie war eine gute Krankenschwester. Aber sie nahm die Dinge zu schwer. Sie wollte einige Änderungen durchsetzen. Es war, wie wenn sie mit dem Kopf gegen eine Wand gerannt wäre. Oder noch schlimmer. Die Wunde war noch unheilbarer. – Aber vielleicht war Sommerville doch keine so gute Schwester. Sehen Sie es von der anderen Seite an. Eine gute Pflegerin darf keine Reformen einführen wollen, und das wollte sie. Eine gute Pflegerin muß tun, was verlangt wird, und versuchen, das Beste draus zu machen. Man ist nicht dazu da, um eigene Ideen zu haben ... – So, ich denke, das genügt."

⁷⁵ Zur Zeit des Weltkriegs!

"Sie gehen wohl vors Konsilium?" fragte Ruth, als Virginia in den Tagesraum zurückkam. "Sie haben sich schön gemacht. Sie glauben wohl, daß Sie durchkommen?"

II

Virginia war die einzige Patientin der Abteilung Dreiunddreißig, die zum Konsilium ging. Miss Vance übergab sie einer anderen Krankenschwester, die im Korridor mit einigen Patientinnen auf sie zu warten schien. Die verängstigte Gruppe trabte zu einem Gebäude, in dem Virginia vielleicht schon einmal, vielleicht noch nie gewesen war. Sie hatte heute überhaupt kein Gedächtnis. Sie gingen in einen Raum, setzten sich auf Klappstühle und warteten. Sie selbst und drei andere wurden jedoch nicht aufgerufen. Schließlich sagte die Pflegerin, es sei Zeit zum Essen, sie sollten am Nachmittag wiederkommen.

Auf dem Rückweg mußten sie anhalten, um eine Kindergruppe vorbeizulassen. "Es gibt doch wohl nicht etwa Kinder in dieser Anstalt?" fragte Virginia ihre Nachbarin. Es mußte ein Kindergarten in der Nähe sein, und die Kinder gehen hier durch, weil es näher ist. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß hier auch Kinder untergebracht sind.

Aber es war eine Krankenschwester dabei, die mit den Kindern schimpfte.

"Doch", antwortete nun die andere Patientin und fügte hinzu, wie um es ihr leichter zu machen: "Einige sind überdurchschnittlich intelligent. Fast genial. Aber es geht ihnen hier besser als zuhause."⁷⁶

"Ja, das habe ich auch schon gehört", erwiderte Virginia. "Sowas habe ich auch schon gehört –"

Sie erinnerte sich, daß ihr einmal eine Mrs. White etwas Ähnliches gesagt hatte. "Wir hatten ein Kind," flüsterte sie vertraulich nach einem Cocktail, "aber es war nicht ganz normal. Natürlich nichts Vererbtes. Ein Geburtsfehler. Wir waren vernünftig und brachten ihn in eine Anstalt, bevor unser zweites Kid auf die Welt kam. Es wäre nicht recht gewesen, dem zweiten gegenüber. Und er ist ja auch viel glücklicher dort, als er zuhause gewesen wäre. Er ist unter seinesgleichen."⁷⁷ In vielem ist er sogar besonders geschickt. Sie pflegen dort die besonderen Talente, wissen Sie. Jetzt ist er erwachsen und

⁷⁶ Eine Mitarbeiterin der Kinder- und Jugendlichen-Abteilung einer Berliner Psychiatrie sagte mir (1997), daß in nicht wenigen Fällen Kinder hier eingewiesen würden, damit sie sich für eine Zeitlang von den Eltern erholen könnten. (Es ging dabei um Kinder aus dysfunktionalen Familien, nicht um kognitiv beeinträchtigte.)

⁷⁷ Diese Argumentation findet sich auch heutzutage fast regelhaft bei Angehörigen/Eltern von kognitiv beeinträchtigten Menschen, die im Betreuten Wohnen leben. (Worum es jeweils bei den hier angedeuteten Schicksalen geht, wird nicht deutlich.)

sie sagen, er sei einer der geschicktesten Handwerker. Ganz künstlerisch. Viele sind das wohl. – Naja, nach so langer Zeit gehört er eigentlich gar nicht mehr zur Familie. Wir haben alles für ihn getan, was wir konnten. Wir haben Hunderte und Aberhunderte für ihn ausgegeben . . . Am Anfang haben wir ihn manchmal besucht, aber es schien nicht ratsam. Es regte ihn so auf. Wissen Sie, er hat uns immer erkannt, und das machte es so schwer. Wir schicken ihm immernoch Geld, damit er sich hie und da etwas leisten kann, und jede Weihnacht schickt er uns einen Korb, den er geflochten hat . . . "

Die krakeelenden Kinder waren vorüber. Niemand hätte behaupten können, sie sähen unglücklich aus; auf jedenfall machten sie genausolchen Lärm wie normale Kinder. – Vielleicht ist das Gebäude, in dem sie wohnen, hübsch und froh, und vielleicht haben die Schwestern sie lieb und es stört sie gar nicht, von den Kindern bedrängt zu werden . . . Seltsam, wieder auf der Seite der Gäste zu sein in der Cafeteria. "Was ist los?" flüsterte May. "Ich hatte schon Angst, man hätte dich verlegt. Darfst du nicht mehr – ?"

"Ich war beim Konsilium", sagte Virginia,
"Großer Gott!"

"Ich war noch nicht an der Reihe, ich muß heute nachmittag nochmal hin."

Nach dem Essen saß Virginia wieder in dem kleinen Raum mit den Klappstühlen. Sie zitterte nicht. Man kann nur eine gewisse Zeitlang zittern, dann wird man starr. Als sie dort saß und in den Korridor hinausstarrte, ging ein junger Mann vorbei. Es war derjenige, der in den Waschraum des Hauses Neun gekommen war, während sie dort die Putzfrau spielte.

Als sie ins Ärztezimmer trat, sah sie sogleich, daß der junge Mann auch dort war. Sie fragte sich, ob er sich wohl an sie erinnerte und voreingenommen sein würde, weil sie im Waschraum – der Toilette! – gearbeitet hatte, als er ihn benützen wollte.

Das Konsilium war anders als das erste. Natürlich konnte sie sich nicht allzu gut daran erinnern, aber sie spürte, daß das heutige viel weniger formell war. Die Ärzte saßen um einen Tisch herum, beim Fenster. Man mußte den Raum durchqueren, um zu ihnen zu gelangen. Sie beobachteten einen. Der Raum schien sehr groß. Das war vielleicht schon Teil einer tiefgründigen psychologischen Konzeption. Vielleicht saßen sie auch nur wegen des Lichts beim Fenster.

"Mrs. Cunningham?" fragte ein dunkelhaariger Mann mit Pfeife im Mund. "Setzen Sie sich bitte."

Neben ihm stand ein Stuhl. Virginia setzte sich. Die übrigen Ärzte, darunter auch der Mann aus dem Waschraum, nahmen ihre Papiere zur Hand und sahen sie prüfend an. Der Arzt mit der Pfeife sagte, er habe gehört, ihr Mann habe vor, sie nachhause zu bringen, in einen anderen Staat.

"Ja", sagte Virginia. Wie er das betont hat: *in einen anderen Staat*.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund. "Nun", sagte er. er sah seine Kollegen an. "Haben Sie Fragen? Ich glaube, wir sind genügend informiert. Das ist alles, Mrs. Cunningham. – Ich sehe Sie noch, bevor Sie heimgehen. Möchten Sie noch irgendwas fragen?"

Sie schluckte. "Nein – es fällt mir nichts ein. Sollte ich noch etwas sagen?"

"Nein, nein", sagte der Doktor schnell. "Das ist also alles."

"Dankeschön", sagte sie.

Sie ging zu den Klappstühlen zurück. Als sie in die Abteilung kam, faßte Ruth sie am Kragen. "Bist du durchgekommen? Sag!" fragte die Frau. In ihren Augen war ein unangenehmer Glanz.

"Ich weiß wirklich nicht", sagte Virginia.

"Dummes Zeug! Raus damit."

"Ich weiß es nicht."

Nach der Zeit in der Cafeteria war die Abteilung unerträglich. Am nächsten Tag fragte Virginia Miss Vance, ob sie wieder zur Arbeit gehen dürfe, und Miss Vance war einverstanden. An diesem ersten Tag, als sie wieder in der Cafeteria war, bekam Bianca die Nachricht, daß sie bestanden hatte. Diese Neuigkeit verursachte geradezu einen Aufruhr, und es schien beinahe, als würde Joe seine Selbstbeherrschung verlieren. Bianca warf die Schuhe in die Luft und tanzte und brüllte. May schaute Virginia fragend an, aber die tat, als ob sie den Blick nicht verstünde. Noch niemand hatte ihr gesagt, daß sie bestanden hätte, aber sie war sicher, der Mann mit der Pfeife würde es durchsetzen. Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, aber sie wußte, er würde ihr Freund fürs Leben sein. Sie wußte nicht, warum, aber er war zu einem Schluß über sie gekommen und hatte nicht die Absicht, den Fall mit den anderen Ärzten zu beraten. Nicht, daß ich unterschätze, was Sie taten oder zu tun versuchten, Dr. Kik, aber dieser andere hat ein Einfühlungsvermögen, das Ihnen fehlt! Sie hatten Mitleid und Interesse, aber der andere versteht intuitiv und ist bereit, zuzugeben, daß ein Problem gelöst ist, auch wenn er selbst nicht weiß, was für ein Problem es war und warum es jetzt gelöst ist. So kommt es mir jedenfalls vor; ich hoffe es... Das hat mir meine Intuition gesagt...

An diesem Morgen war eine neue Pflegerin in der Cafeteria. Du liebe Zeit, stellte die sich an, als Bianca ihren Kriegstanz anfang! Bianca lachte ihr ins Gesicht. "Ich gehe heim", sagte sie zu dieser beeindruckenden neuen Pflegerin. "Glauben Sie nicht, daß ich da ein bißchen jauchzen darf?"

Die beeindruckende Krankenschwester war jung und hübsch. Sie half nicht beim Scheuern der Töpfe. Sei stand daneben und paßte auf. Einmal machte sie einen Vorschlag, aber Rachel schnauzte sie an: "Wir machen es nun einmal so!" Virginia

merkte, daß die Schwester das nicht gern hörte, sie merkte aber auch, daß sie sich fürchtete. Als Jack das siedende Wasser brachte, gab er sich offenbar Mühe, noch finsterer als sonst dreinzuschauen. Er starrte die neue Pflegerin düster an und blinzelte Virginia zu.

Als es Zeit zum Essen war, stand die neue Pflegerin am Büfett, um die Austeilung zu überwachen. May erklärte ihr, wie man ein Tablett vor die Gerichte halten müsse, aber die neue Schwester schien das nicht zu verstehen. Sie nahm das Tablett und stellte sich damit hinter die Dessertschüsseln; sie begriff rein gar nichts.

Der Paraldehydgeruch strömte in den Raum und dann die Frauen. Sie drängelten und stießen einander bis vor das Büfett und begannen, die Sachen an sich zu reißen. Die neue Pflegerin begriff noch immer nicht, wieso sie ein Tablett hochkant stellen sollte, um die Gerichte dann über das Tablett hinweg auszuteilen. Virginia stand neben ihr und hielt ihr Tablett richtig, um es der Neuen zu zeigen. Aber diese neue Schwester wollte nichts von einer Verrückten lernen. Sie nicht! Da stand sie nun hinter ihren Dessertschüsselchen und sah auf ihre hübsche Nase hinab und natürlich dauerte es nicht lange, bis eine der Frauen sich zwei Schüsselchen genommen hatte. Das war ganz in Ordnung. Es kam oft vor, und dann mußte man jeweils nur sehr energisch den zweiten Teller zurückverlangen. Meistens gab die Patientin die Extraportion anstandslos zurück. Wenn nicht, konnte eine der Pflegerinnen auf der anderen Seite eingreifen. Das war nichts Tragisches, nichts, worüber man sich hätte aufregen müssen.

Aber die neue Schwester hob das Tablett, das sie in den Händen hielt und schlug es mit aller Kraft auf die Hände der Diebin. Beide Schüsselchen flogen zu Boden und die Patientin starrte auf ihre geschundenen Hände. Der Knall, mit dem das Tablett aufs Büfett sauste, war so laut gewesen, daß alle Leute in der Cafeteria aufmerksam wurden. Sekundenlang schien niemand zu atmen. Die Helferinnen am Büfett starrten auf die Teller.

Es war eine beängstigende Stille. Da wirbelte die neue Pflegerin herum und rannte aus der Küche. Hinter der Geschwirrwaschmaschinen stand Joe mit einer riesigen Holzlatte in der erhobenen Hand. Jack, der mit kochendem Wasser hereinkam, blickte der Pflegerin nach, zuckte die Achseln und goß einen Eimer Wasser in die Kaffeemaschine. "Schon gut, Kinder", sagte May. "Machen wir weiter. Virginia, paß bitte auch bei den Desserts auf."

Die Schlange der Wartenden setzte sich wieder in Bewegung. Nach dem Essen kam eine der altgedienten Pflegerinnen in die Küche und half beim Töpfescheuern. Niemand erwähnte die Neue. Warum auch von jemandem reden, den man nie wiedersehen wird? Warum über die Schwäche einer Pflegerin nachdenken, wenn man

über so viele eigene Schwächen nachzudenken hat? Das arme Mädchen war in Todesangst. Sie fürchtete sich schon, bevor sie hierherkam. Sie wird für immer glauben, sie hätte viel Glück gehabt, daß sie lebend davongekommen war; vielleicht war es auch wirklich so. Das weiß man nicht. Jack mit seinem kochenden Wasser. Joe mit seiner schweren Latte. Treva, sogar Treva, die immer so abwesend scheint. Ich sah von der Seite, wie sie einen Stuhl hob. Wir, die fast Gesunden waren jetzt die Gefährlichsten. Diese dumpfen Kreaturen jenseits des Büfetts starrten nur und wunderten sich.

III

"Heute kommt Ihr Mann", sagte Miss Vance.

"Aber heute ist doch Sonntag, oder nicht? Sonntags arbeitet er."

"Er ist notiert, mehr weiß ich nicht. Er hat wohl Sehnsucht."

War das wohl *Der Tag*? Verlaß dich nicht darauf; sie haben dich schon einmal zum Narren gehalten. Es ist noch nicht so lange her, da hatte Dr. Kik gesagt, Robert würde kommen, und später hatte Miss Vance gesagt, er fliegt – oder etwas, das ähnlich klingt wie fliegen. Würde eine Pflegerin nicht zuerst wissen, wenn man entlassen wird?

Der Mann mit der Pfeife hatte Mitleid, wollte er mich nur abschieben aus Angst, ich würde mich verraten? ... Vielleicht hatte er auch Angst, ich würde ihn beißen ... Der Mann aus dem Waschraum? Vielleicht hat er sich gegen mich ausgesprochen, nachdem ich weg war? Aber selbst falls er sich erinnert hat, könnte er mir meine Putzfrauentätigkeit vorwerfen? Virginia, du machst einen Berg aus einem Wacholderhügel!⁷⁸

"Sie gehen dann natürlich nicht mit den Cafeteria-Damen", sagte Miss Vance. "Sie sind sicher froh über die Pause?"

Sozusagen. "Aber morgen werde ich wieder gehen –?"

Die Schwester verzog keine Miene. "Natürlich, außer Sie möchten, daß ich versuche, Sie davon zu befreien. Aber ich glaube, es gefällt Ihnen?"

"Oh ja." Ich meine, es hat mir gefallen. Ab jetzt wird es mir nie mehr gefallen, nachdem ich einmal gemeint habe, daß heute vielleicht ...

⁷⁸ Juniper Hill = Wacholderhügel

"In die Cafeteria, meine Damen!" rief Miss Vance. May warf Virginia einen Blick zu. – Nach einer Weile wurden die Frühstücksfrauen zum Tunnel gerufen.

Während fast zweier Wochen Regenwetter war der Tunnel ständig in Gebrauch gewesen; in den halbdunklen Gängen hing die Luft dick von Gestank. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das erst im Sommer sein wird – aber ich mag es mir gar nicht so sehr vorstellen.

"Mein Mann kommt heute", erklärte sie May über das Büfett hinweg.

"Oh, darum," sagte May, "ich hatte mir schon Sorgen gemacht." Ein erfreulicher Grund für mein Wegbleiben wäre dir wohl nicht eingefallen. "Ich dachte schon, du wärst in die Wannen und Packungen zurückgeschickt worden."

Hältst du mich wirklich für so krank? Vielleicht wird wirklich gepackt, aber im Sinn der Welt draußen.

Heute war Eierfrühstück, und dazu Ermahnungen über Damen, die keine Sachen herumwerfen, – die einen erst recht reizten, ein Ei auf die Reise zu schicken. Virginia schälte ihr Ei, dann schnappte es ihr die Nachbarin weg und warf es auf die Schwester zu, ohne zu zielen. Dummchen, wenn du dir etwas Mühe gegeben hättest, hättest du ihr die Haube vom Kopf schießen können. Schauen Sie mich nur nicht so finster an, Schwester, heute würde ich niemanden mit Eiern bewerfen – aber hüten Sie sich vor mir beim nächsten Eierfrühstück, falls ich dann noch hier bin!

Denk an die Zeit, als Nächte und Tage unterschiedslos ineinander übergingen und du vor Entsetzen über das verlorene Leben gestöhnt hast! Denk dran und sei dankbar, daß die Sekunden heute morgen schleichen. Eine, zwei, drei . . . – sechzig davon geben erst eine Minute. Im Tagesraum zeigte die Puppenmacherin ihre originellen Schöpfungen, der Katzenwiegen-Klub hatte eine Zusammenkunft, die Opernsängerin gab ein paar Takte Wagner zum besten, die Tänzerin tanzte und die Vegetarierin predigte, und Louise argumentierte mit ihrem Bruder wegen der Hypothek. "Hat man dich entlassen?" fragte Ruth.

War es möglich, daß diese Frau etwas ahnte, die ihre Wiegen so schnell flocht, ohne die Schnüre zu verwickeln? "Ich glaube, mein Mann kommt heute", antwortete Virginia.

"Am Sonntag kann er doch nicht kommen!"

"Ich weiß nur, was Miss Vance mir gesagt hat."

"So rede doch, gib's zu, gehst du nachhause?"

Virginia wich zurück vor dem Quälgeist. "Ich kann es doch nicht wissen", flüsterte sie.

"Ich weiß es wirklich nicht."

Vor dem Wettrennen zum Mittagessen half ihr Miss Vance schnell in das graue Kostüm und sagte, sie sehe elegant aus. Gut genug, um im Bus in die Stadt zu fahren? Gut genug und gesund genug?

Sieh dort die Dicke, wie sie zwischen den Stäben durchkriecht. Lach drüber und beruhige dich. Jemand hat gesagt, heute gäbe es Eis, und das bedeutet, daß wirklich Sonntag ist. Und da steht Flo und bewacht die kleinen runden Schüsseln.

"Ich hab' dir den Fingerhut noch nicht zurückgegeben", sagte Flo und griff in die Schürzentasche.

"Behalte ihn", sagte Virginia. "Ich habe noch einen." Zuhause. Zu Hause. Bianca hat die Schuhe in die Luft geworfen und ist in der Küche herumgetanzt, als man ihr sagte, sie dürfe heim; sie hüpfte und jauchzte, aber sie war ihrer Sache auch sicher.

Flo hielt die Hand mit dem Fingerhut in die Höhe, als sei er ein kostbarer Ring. "Oh, Virginia, meinst du zum Behalten?"

Hinter Flo stand Joe, schon bei der Arbeit an seiner Maschine. Virginia winkte ihm zu, aber er schien sie nicht zu erkennen. Natürlich war er sehr beschäftigt; er mußte aufpassen, wie heiß das Wasser war und wieviel Seifenpulver nötig war.

"Ich finde, Ihre Handschuhe sind zu dünn für einen solchen Tag", sagte Miss Vance, als V. Cunningham in Hut und Mantel vor ihr stand. "Es ist schrecklich kalt draußen."

Falls es *Der Tag* ist, bringt er den Muff . . . Aber Robert stand im Korridor mit leeren Händen. Lächle, lächle. Er darf nichts merken.

"Wir müssen noch drei Leute aufsuchen", sagte er. "Knöpf den Mantel zu, es ist fast null Grad."

Drei Leute, bevor wir Kaffee oder Schokolade trinken gehen – ?

Im unteren Gang war eine Garderobe für Besucher. Robert blieb einen Augenblick stehen und verlangte das Paket zurück, das er abgegeben hatte. "Du kannst ihn eigentlich jetzt schon nehmen." Es war der Muff, selbstverständlich.

Selbstverständlich? "Im Tunnel war es sogar noch kälter", sagte sie, als sie ins Freie traten.

"Zuerst zu Gifford", sagte Robert. "Er ist der Wichtigste. Ich habe heute morgen mit ihm telefoniert, und er sagte, es sei alles bereit für heute."

"Ich kann es nicht glauben", sagte sie.

"Aber ich!" gab Robert zurück.

Sie gingen in das Haus, wo das Konsilium gewesen war, aber heute war das etwas anderes. "Du bleibst doch bei mir, nicht wahr?" fragte sie in plötzlicher Agnost.

"Darauf kannst du dich verlassen", erwiderte er. "Kopf hoch. Das ist ja nur eine Formsache."

Lieber Gott, mach, daß ich intelligent aussehe, betete sie. Laß mich niemanden beißen. Das ist noch viel wichtiger als intelligentes Aussehen.

Gifford war der Mann mit der Pfeife. Er legte sie beiseite und schüttelte ihnen die Hand. "Nun, Mrs. Cunningham, Sie verlassen uns also?"

Das fragst du mich? "Ich hoffe es wenigstens."

Er bedeutete ihnen, sich zu setzen. "Ein sehr ausführlicher Bericht", sagte er, indem er auf ein dickes Manuskript schlug, das auf dem Schreibtisch lag.

Robert schwieg, und da der Doktor eine Bemerkung zu erwarten schien, sprach Virginia: "Bericht worüber?"

"Nun – über Sie."

"Das ganze Manuskript?"

"Dr. Kik ist sehr gründlich", antwortete Dr. Gifford.

"Oh je. Ich meine – ja, das weiß ich."

"Wir amerikanischen Ärzte können von jemandem wie ihm sehr viel lernen." Dr. Gifford starrte sie herausfordernd an, als könnten sie widersprechen.

Robert schwieg. Verfiel er schon wieder in seine alte Gewohnheit, seiner Frau die Unterhaltung zu überlassen? Er war nicht für höfliche Redensarten, und wenn das Thema ihm mißfiel, sagte er überhaupt nichts. Das hatten jahrelange Gardinenpredigten zustandegebracht. Wenn Robert P. Cunningham merkte, daß es seine Frau ärgerte, wenn er seine Meinung offen sagte, blieb er stumm. *Das war's doch*, sagte er oft, *was du wolltest, nicht wahr?* Es ging über seinen Horizont: Wenn er sprach, sagte sie, sei es schlimm, und wenn er nichts sagte, fand sie es noch schlimmer. Wenn Dr. Gifford etwa glaubte, Robert würde jetzt höfliche Lügen für Dr. Kik produzieren, konnte er lange warten.

"Er war immer so gut zu mir", sagte Virginia. Ja, das stimmt. Robert hat sich ihm vermutlich an die Fersen geheftet, ihn zu Tode belästigt, und doch blieb Kik ein Gentleman. Er blieb auch dann noch ein Gentleman, als ich für ihn nicht mehr seine witzige kleine Jeannie war. Sieh dir nur diese dicke Krankengeschichte an und denk an die vielen, vielen Berichte, die er da geschrieben haben mußte. "Wir sind ihm so dankbar!"

Dr. Gifford nickte. "Ein tüchtiger Mann, und so gründlich."

Du scheinst noch nicht befriedigt zu sein? Wartest du auf ein Kompliment? Ich ahne, was du hören möchtest, aber da kannst du noch warten.

"Ich bin ganz einer Meinung mit Dr. Kik über ihren Fall," sagte Gifford, "aber ich hoffe, Sie bekommen keine – gefühlvollen Gedanken. Der Laie mißdeutet oft den Arzt."

"Ich glaube, das tut er meistens", sagte Virginia. Robert, sag was!

"Es wäre unklug, falls Sie aus Kiks Beobachtungen schließen würden . . ." Dr. Gifford hüstelte und blickte auf seine Pfeife. "Verdammte Pfeife."

"Natürlich verstehe ich nichts von Psychologie," erwiderte Virginia, "aber wenn Sie etwa an den jungen Mann denken, der gestorben ist, da bin ich überzeugt, daß sich Dr. Kik geirrt hat." So, nun habe ich angebissen. Hoffentlich bist du jetzt zufrieden.

Dr. Gifford klopfte seine Pfeife heftig gegen den Aschenbecher. "So? Davon sind Sie überzeugt, tatsächlich?"

Robert, wenn du nur gesprochen hättest, wäre ich nicht in diese dumme Situation geraten! Jetzt wird er so wütend sein, daß er meinen Entlassungsschein nicht unterschreibt. Ob wir wohl versuchen sollen, durchzubrennen? "Ich war übermüdet", sagte sie. "Und ich machte mir Sorgen wegen dem Geld. Es war eigentlich meine Schuld gewesen, daß Robert seine gute Stelle zuhause aufgegeben hatte, und so versuchte ich, etwas zu schreiben, um das wiedergutzumachen. – Es ist schlimm, wenn ein Schriftsteller mehr an das Honorar denkt als an das, was er schreibt. Es macht einen so nervös. – Und Robert hatte eine schreckliche Arbeitseinteilung, er mußte teilweise am Tag schlafen, und ich wußte, daß ihm das nicht gut tat. – Und als er in New York zu arbeiten begann, bekam ich solches Heimweh. Wissen Sie, ich hatte nie anderswo als in Evanston gelebt und die Familie und unsere alten Freunde, die Bäume und die vertrauten Straßen, das alles fehlte mir. – Zuhause konnte ich einfach überall hingehen, ohne mir über die Wege Sorgen zu machen, aber in New York! Ich bin zu vielen Veranstaltungen gegangen, und die Leute waren nett und freundlich, aber es war doch etwas anderes. Und niemals erwischte ich beim ersten Versuch die richtige Subway. Ich hab das einfach nie gelernt."

"Wer hat das schon?" sagte der Arzt. "Und jetzt wollen Sie mit der ganzen Hetzerei wieder von vorne anfangen?"

"Nein, bestimmt nicht." Jetzt war sie ruhiger. Dr. Gifford wollte ihnen nicht zeigen, daß er keine eigene Meinung hatte, aber jetzt war sie sicher, und ihr wurde klar, daß Robert das schon lange gewußt hatte. Er ging kein Risiko ein. Dieses eine Mal in seinem Leben hätte er sogar gelogen. Wenn es nötig gewesen wäre, hätte er stundenlange Lobreden auf Dr. Kik und alles übrige in Juniper Hill gehalten, – aber es war nicht nötig.

"Tun Sie nichts, was Sie nicht gern tun", sagte der Arzt.

"Das ist eine angenehme Medizin!"

"Sie brauchen nicht die Kontrolle über alles zu haben, Mrs. Cunningham." Und für den Fall, daß sie die Anspielung nicht begriffen hatten, wiederholte er den Satz.⁷⁹

⁷⁹ Im Original: "Cast down the gavel" (Wird den Hammer weg!) Die "literary allusion" konnte nicht geklärt werden.

Roberts gesellschaftliches Benehmen war doch nicht so schlimm; er lachte. Dann fragte er, wie es mit Besuchen sei. Dr. Gifford schüttelte den Kopf und sagte, vorläufig komme nur die Familie in Frage. "Und soviel ich von Familien weiß, wird sie das schon genug anstrengen. – Später können Sie einen oder zwei Freunde einladen und noch später einmal zu einer Party gehen! – Sprechen Sie mit dem Arzt in Chicago, den ich erwähnt hatte. Er wird wissen, was sie verträgt. Aber bis dahin werden Sie es selbst merken. Sie wird es Ihnen sagen." Er wandte sich an Virginia. "Offen gesagt, Mrs. Cunningham, ich glaube nicht, daß Sie schon ganz gesund sind."

"Du liebe Zeit – das weiß ich!"

Ein paar Augenblicke beschäftigte sich der Arzt mit seiner Pfeife. Virginia hätte ihm sagen können, wie sie es Robert oft gesagt hatte, daß er sie zu voll stopfte. "Gesünder, als Sie denken", sagte er, als er endlich mit dem Anzünden fertig war. "Waren Sie immer. Aber übertreiben Sie nicht. Zeit lassen."

"Wie ist es mit dem Schreiben? Ich habe früher ein wenig geschrieben –"

"Was habe ich gesagt! Jetzt wollen Sie schon wieder drauflossetzen?"

"Nein", antwortete sie. "Sogar meine Art zu Schreiben erfordert etwas Nachdenken."

Der Doktor grinste. "Ich habe eine Besprechung Ihres letzten Buches gelesen."

"Aber das ist doch schon ein paar Jahre her."

"*Eine kleine Nachtmusik*", sagte er triumphierend. "Das Bild fast so schlecht wie das, was Kik hier drin hat." Er klopfte auf die Krankengeschichte.

"Was für ein fabelhaftes Gedächtnis", hauchte Virginia gerade so effektiv, wie es eine blauäugige Blondine im Film gesagt hätte.

Der Doktor errötete vor Vergnügen. "Ich lese immer die Besprechungen. Keine Zeit für mehr."

"Ich lese auch lieber die Besprechungen", sagte Virginia. "Außer, wenn es sich um Kriminalromane handelt. Krimis lese ich furchtbar gern."

"Ich auch", lachte Dr. Gifford. "Alles löst sich am Schluß sauber auf. Es bleibt keine Frage offen."

"Wie steht es mit der Möglichkeit eines Rückfalls?" fragte Robert. Das war eine schroffe Frage, die wohl niemand außer Robert in Gegenwart der Patientin hätte stellen können. Dr. Gifford legte die Pfeife ab. "Da wir ja den Grund nicht kennen –"

Hatte er sich versprochen? Dr. Kik glaubt, er kenne den Grund, und du sagstest doch, du seiest einer Meinung mit ihm. Dennoch war Virginia überzeugt, daß er sich nicht versprochen hatte, – daß Dr. Gifford von Anfang an vorhatte, den Cunninghams klarzumachen, daß er nicht restlos mit Dr. Kik übereinstimmte.

"– und wenn man den Grund nicht kennt, kann man das nicht mit Bestimmtheit sagen. Manchmal weiß man es genau, manchmal kann man es mit einiger Bestimmtheit erraten. Das verwirrende Großstadtleben? Eine Schilddrüsenstörung? Die Schilddrüse scheint in Ihrem Fall keine so große Rolle gespielt zu haben, und doch . . . Ich neige zur Annahme, daß die Ursache oder die Kombination von Ursachen rein physischer Natur waren, dennoch kann ich sie nicht bezeichnen. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht . . . – Wie kam es zur Heilung? Schockbehandlung war indiziert, aber hat sie die Heilung wirklich bewirkt? Oder war es eher eine Sache der Zeit? Und eines geschützten Lebens?" Dabei warf er Virginia einen Blick zu, aus dem sie nicht schlau wurde. "Was den Rückfall angeht, wage ich aber doch die Behauptung, daß – meiner Meinung nach – kein solcher eintreten wird."

Hast du wohl das "*meiner Meinung nach*" eingeflochten nur, weil du und Dr. Kik nicht in derselben Tonart singen? Aber ich will mich weder auf dein noch auf Kiks Wort verlassen, sondern nur auf mein eigenes. Wenn das hier geschütztes Leben bedeuten sollte, dann gebt mir Stürme fern von allem Schutz!

"Eine ausgeglichene Diät von Arbeit, Ruhe und Vergnügen," sagte Dr. Gifford, "und nicht länger als eine Stunde am Tag, wenn Sie wieder mit Schreiben beginnen."

"In einer Stunde kommt man noch gar nicht in Schwung!"

"Überlassen Sie das mir", sagte Robert.

Der Arzt erhob sich. "Gut, hier ist Ihr Entlassungsschein."

"Sie hatten ihn schon unterschrieben?" rief Virginia.

"Den hab ich unterschrieben, nachdem Sie vor dem Konsilium waren. – Ich arbeite schon lange auf diesem Gebiet, und wenn ich auch vielleicht noch nicht viele Probleme gelöst habe, so glaube ich doch, daß ich weiß, wann es an der Teit ist, einen Patienten zu entlassen."

Sie hatten sich von Dr. Gifford verabschiedet, bevor sich Virginia überhaupt bewußt wurde, was dieser Schein bedeutete. Bisher hatte sie sich darauf konzentriert, ihre Entlassung zu erreichen, und nicht viel darüber hinaus gedacht. Bianca hatte getanzt . . . aber verbarg sich vielleicht Angst hinter ihrer Ausgelassenheit? Wurde ihr nicht vielleicht mitten in ihrem Jubel plötzlich bewußt, daß Juniper Hill, der Schutz, den alle Patienten in ihren gesunden Momenten haßten, tatsächlich einen Schutz bedeutete?

Die Angst vor einer Welt, die ihr nicht mehr vertraut war, schüttelte Virginia, und sie mußte die Hände fest zusammenpressen, um Robert nicht den Schein zu entreißen. Wie kann ich denn da hinausgehen . . . Ich weiß ja, nicht, was ich mit den Leuten sprechen soll und was für ein Gesicht ich machen muß, wenn sie reden. Ich weiß nicht, wann ich mich setzen, wann ich aufstehen soll . . . Ich habe die einfachsten gesellschaftlichen

Formen vergessen. Ich habe so lange keine eigene Meinung mehr haben müssen, daß ich dazu gar nicht mehr imstande bin. "Oh Robert –!"

"Stell dir nur vor, – nur noch ein paar Minuten!" Wie glücklich das klang. "Es dauert nicht mehr lange, dann werden wir im Zug sitzen und unsere Leute werden an der Bahn sein, in Chicago, und dann werden wir an dem alten See entlangfahren und bald in Evanston sein. Alles ist vorüber, Liebling! Die Ärzte können sich die Köpfe zerbrechen über die Ursachen, die zu deiner Krankheit geführt haben und warum du gesund geworden bist, – uns interessiert nur das eine: daß es vorüber ist! Und es wird nie wieder geschehen. Dafür Sorge ich."

Er hatte keine Angst. Er kannte sie besser als irgend jemand sonst – und trotzdem hatte er keine Angst. Ihre verkrampften Hände, die sie im Muff vor ihm versteckt hatte, lösten sich ein wenig, und bald war sie soweit beruhigt, daß sie sich fragen konnte, wie in aller Welt die denn in der Cafeteria ohne sie zurechtkommen sollten. Dort war ich tüchtig. Mit den Putzlappen habe ich mich nicht ausgedient, aber in der Cafeteria war ich wirklich eine gute Hilfe.

IV

Sie verstand die Namen der beiden anderen Ärzte nicht. Der eine war der Mann aus dem Waschraum. Er unterschrieb sofort. Der andere hatte es nicht so eilig, sie los zu sein und hielt sie ein wenig auf, um ihnen von seinem Stirnhöhlenkatarrh zu erzählen. Vor der Abteilung Dreiunddreißig hielt Miss Vance bereits nach ihnen Ausschau.

"Entlassen!" sagte Virginia.⁸⁰

"Na also, Liebes!"

Robert fragte, ob er reinkommen und beim Packen helfen dürfe, aber Miss Vance antwortete, er sollte doch wissen, das das nicht geht. "Aber es wird nicht lange dauern", fügte sie hinzu.

Virginias Hut und Mantel hatten die Frauen in der Dreiunddreißig schon zu oft gesehen, um sich noch darüber zu beunruhigen, aber der Muff erregte Aufsehen.

"Ladies", rief Miss Vance in die aufgeregte Gruppe, "jede einzelne von Ihnen wird irgendwann entlassen werden!"

"Geschorenes Lamm", zischte Ruth.

⁸⁰ Im Original "Sent to pack!" Wortspiel mit dem Begriff "pack", das einerseits das Packen im Sinne der Entlassung meint, andererseits die therapeutisch gemeinte Packung. Um Virginias diesbezügliche Verwechslung war es zu einem früheren Zeitpunkt einmal gegangen.

Virginia wandte sich um und wollte widersprechen, aber als sie den Blick in Ruths Augen sah, nickte sie. "Ja, von Klein's."⁸¹

Ruth schüttelte den Kopf. "Nein. Ich kenne mich bei Pelzen aus. Es ist echter Biber. Und du gehst nachhause. Ich wußte es schon heute früh."

"Es tut mir so leid, Ruth ..."

"Was bist du für eine Heuchlerin, mit deinem Klein's!"

"Hören Sie auf, oder Sie werden was erleben!" rief Miss Vance. Nachdem sie die junge Pflegerin weggeschickt hatte, die schon mit dem Packen begonnen hatte, erwähnte sie, sie habe sich erlaubt, das blaue Kleid wegzuworfen. "Hoffentlich wollten Sie es nicht als Andenken aufheben."

Virginia hatte mittlerweile den Mantel ausgezogen und trennte nun das Wäschezeichen heraus. *V. Cunningham*. Darunter der Name der Anstalt und eine lange Reihe von Zahlen. Alle außer der 33 waren durchgestrichen. "Ich habe genug Andenken." Sie warf das Wäschezeichen in den Papierkorb und schaute auf das verbliebene Seidenband, das nichts anderes bedeutete, als daß der Mantel in einem bestimmten Geschäft gekauft worden war. Dieses Etikett verriet nichtmal, daß sie den Mantel im Schlußverkauf erstanden hatte.

Auf dem Tisch lag ein Stoß ihrer Taschentücher. Robert mußte sich große Mühe gegeben haben, die schönsten herauszusuchen. Jedes einzelne war mit Wäschentinte bezeichnet, und doch hatte Virginia kein einziges Mal ein eigenes Taschentuch benutzen dürfen. Aber kann man einer Pflegerin Vorwürfe machen, die sich um fünfzig Nasen kümmern muß?

Sie waren beinahe fertig mit Packen, als Miss Sommerville hereinkam. Die junge Schwester hatte die Tür einen Spalt offengelassen. "Ich habe Sie überall gesucht, Mrs. Cunningham ... Sie haben mir noch nicht gesagt, ob –"

"Die Patientin kann gestrichen werden", entgegnete Miss Vance. "Sie verläßt die Klinik."

"Das gibt Platz für eine andere," sagte Miss Sommerville, "aber man wird uns mehr als eine schicken. Das tun sie immer. Und es ist doch schon so überfüllt. Ich weiß nicht, wie das noch enden wird ..."

Miss Vance schlug den Koffer zu. "Ich kann dir sagen, wie das enden wird. Wenn es einmal mehr Geisteskranke als Gesunde gibt, meine Güte! – dann werden die Kranken die Gesunden einsperren!"

⁸¹ S. Klein On the Square (umgangssprachlich Klein's) war ein populäres (preiswertes) Warenhaus in New York City.

Miss Sommerville runzelte die Stirn. "Ich weiß nicht, ob es denen hier gefallen wird", sagte sie zweifelnd. Sie hob ihre rechte Hand und starrte nachdenklich darauf. "Wo ist nur mein Schlüssel hingekommen? Wie kann ich sie denn rauslassen?"

"Du ziehst einfach einen Strich durch ihren Namen", rief Miss Vance.

"Das habe ich auch schon probiert, aber es nützt nichts." Aber dann hellte sich ihre bekümmerte Miene auf. "Ich hab's. Ich werde ihn ausradieren." Sie lachte ein wenig, während sie in dem Notizbuch radierte. "Da!" Sie hielt Virginia das Buch hin. "Sehen Sie – weg sind Sie!"

"Ich danke Ihnen vielmals!", sagt Virginia. Sie nahm ihren Muff, und Miss Vance sagte, nun hätten sie alles.

"Ich hätte Lebewohl sagen sollen, aber jetzt ist es natürlich zu spät", sagte Miss Sommerville. "Es wäre dumm, jemandem Lebewohl sagen zu wollen, der gar nicht da ist." Die ehemalige Pflegerin griff nach ihrem eingebildeten Schlüssel und öffnete eine eingebildete Tür.



Nachwort

**The public acts as if mental illness did not exist.
They leave it entirely to the politicians.**

They talk to us as if we were children.

**Manchmal weiß ein krankes Tier besser, wie ein
anderes krankes Tier geheilt werden muß.**

**Sometimes it was difficult in Juniper Hill to
remember which where the sick ones.**

Mary Jane Ward (1905–1981) zeigt in der Kindheit Interesse für Musik und Kunst. 1915 zieht die Familie um nach Evanston (Illinois). Im Alter von vierzehn Jahren spielt sie Werke von Schumann und Grieg sowie eigene Kompositionen. 1923 beendet sie den Besuch der Evanston Township High School und studiert Englisch an der Northwestern University und am Lyceum of Arts Conservatory in Chicago. Danach übernimmt sie verschiedene Gelegenheitsjobs. 1928 heiraten Mary Jane Ward und der Statistiker Edward Quayle, der in seiner Freizeit Theaterstücke verfaßt. Diese Tätigkeit inspiriert Mary Jane Ward, selbst mit dem Schreiben zu beginnen und Kurzgeschichten zu veröffentlichen. 1937 arbeitet sie als Literaturkritikerin; im selben Jahr erscheint ihr Roman *THE TREE HAS ROOTS*. 1938 veröffentlicht sie den Roman *THE WAX APPLE*.

1939 zieht das Ehepaar nach Greenwich Village (New York City); dies führt zu finanziellen Sorgen, die bei Mary Jane Ward offenbar eine akute Belastungsreaktion verursachen. Es folgt ein Aufenthalt von acht Monaten im Rockland State Hospital in Orangeburg (New York). Die Diagnose lautet Schizophrenie⁸², als institutionalisierte Therapie stehen Dauerbäder, Packungen, Elektroschocks, zeitweise auch Arbeitstherapie und Sport zur Verfügung.

Auf der Grundlage ihrer Erfahrungen in der Psychiatrie schrieb Ward den hier wiederveröffentlichten Roman *THE SNAKE PIT*, der 1946 erschien.⁸³ Die Veröffentlichung löste in der amerikanischen Öffentlichkeit, auch unter Psychiatern und Gesundheitspolitikern, lebhafte Reaktionen aus, verstärkt durch den 1948 erscheinenden gleichnamigen Film von

⁸² Später wurde in den Medien eine bipolaren Störung vermutet. Die im Buch dargestellte Symptomatik deutet bei der Protagonistin (!) meines Erachtens auf eine schizoaffektive Störung hin.

⁸³ Die deutsche Erstausgabe erschien 1948 im Artemis Verlag Zürich. Grundlage der hier vorliegenden Wiederveröffentlichung ist die Lizenzausgabe für Deutschland bei der Keyzerschen Verlagbuchhandlung Heidelberg (Ausgabe Herbst 1950).

Anatole Litvak⁸⁴ sowie eine Kurzfassung des Buches bei Reader's Digest, einem Periodikum mit enorm großer Verbreitung (ebenfalls 1948).⁸⁵

Buch und Film führten in mehreren Staaten der USA zu Reformen der psychiatrischen Unterbringung und Behandlung.⁸⁶ In Großbritannien wurde der Film erst nach einigen Schnitten zugelassen. In der BRD gab es keine nennenswerte öffentliche Reaktion.⁸⁷ In jedemfall orientierte sich die öffentliche Diskussion einseitig auf den Film, der jedoch nur einzelne Motive des Buches übernimmt (hierzu siehe in der Folge).

Mary Jane Ward schrieb weitere Romane⁸⁸; in den folgenden Jahrzehnten war sie noch dreimal in psychiatrischen Kliniken.

In SCHLANGENGRUBE vermittelt die Autorin einen nuancierten, oft tief berührenden Einblick in die Erfahrungen und das Empfinden einer Frau des amerikanischen Mittelstands, die es in den 40er-Jahren des 20. Jahrhunderts in eine "Irrenanstalt" verschlägt. Manches hat sich in derartigen Institutionen seither geändert; grundlegende sozialpsychologische, bürokratische und ideologische Momente gehören weiterhin zur bedauerlichen Normalität überall auf der Welt, in "totalen Institutionen" wie in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Die Neigung, in entsprechende Zerstörungen unserer Mitmenschlichkeit abzugleiten, gehört wohl selbst zu unserer psychischen Ausstattung. Im Vorwort der amerikanischen Ausgabe von 1948 wird der Psychiater Frederic Wertham mit folgender Bemerkung zitiert: "The sensitive reader (...) may and should reflect that the distance between Juniper Hill and Dachau is not so great as most people think." Strukturell gesehen, ist das nicht übertrieben. Die Politologin und Literaturkritikerin Juliana Brina vermutet innerhalb eines berührenden imaginären Briefes an die Autorin einen Einfluß des Buches auf den Roman THE BELL JAR⁸⁹ von Sylvia Plath.⁹⁰



Jenseits psychiatrischer Begrifflichkeit vermittelt uns die Autorin Momente psychotischer Verwirrung und Verlorenheit im kontinuierlichen (aber gebrochenen) Bewußtseinsstrom der Protagonistin.⁹¹ Schräge Bezüge, gedankliche Brüche (Anakoluthe) sind typisch für Menschen in Psychosen – was Außenstehende oft kaum nachvollziehen können, wenn die Kommunikation inhaltliche Kohärenz zu bewahren scheint. In diesen Brüchen verstrickt sich jedoch auch die/der Betroffene. Satz für Satz gehen unterschiedliche Ebenen des

⁸⁴ Mit Olivia de Havilland (Virginia) und Leo Genn (Dr. Kik).

⁸⁵ Reader's Digest vertrat in den USA nach eigenem Bekunden ein politisch konservatives, pro-amerikanisches, antikommunistisches, optimistisches und christlich orientiertes Weltbild (nach Wikipedia); die Veröffentlichung an diesem Ort garantierte wohl die Akzeptanz der Darstellung in den entsprechenden Kreisen der Bevölkerung. Das Buch wurde seinerzeit in 15 Sprachen übersetzt (lt. PRESS FEATURE 85/June 1949).

⁸⁶ Siehe im Anhang einen retrospektiven Bericht in TIME (July 21/ August 8, 2016).

⁸⁷ Erst 1975 hat eine von der Bundesregierung berufene Sachverständigenkommission einen Bericht über die Versorgung psychisch Kranker in der BRD vorgelegt, die sogenannte "Psychiatrie-Enquete", in der erhebliche Versorgungsmängel konstatiert wurden. Seither wurden in der BRD Anstrengungen zur Verbesserung sowohl der stationären, als auch der ambulanten und komplementären Versorgung unternommen. Psychiatriereform-Initiativen in der DDR sind verbunden mit den "Rodewischer Thesen" sowie den Reformbestrebungen um Klaus Weise, Psychiater und Professor an der Leipziger Universitätsklinik (ab 1960).

⁸⁸ Siehe hier bei den Literaturhinweisen.

⁸⁹ 1963; deutsch: DIE GLASGLOCKE, 1968.

⁹⁰ <https://theblankgarden.com/2017/06/21/the-delicacy-of-ones-intellect-ones-sanity-when-it-is-laid-open-to-the-specialists/>

⁹¹ Die Symptomatik anderer Patientinnen wird unaufdringlich und treffend skizziert (auch karikiert), allerdings natürlich von außen, ohne Einblick in die Wahrheit dieser Menschen.

psychotisch gesplitterten Bewußtseins ineinander über. Realitätsgerechte Wahrnehmungen werden in psychotische Bezüge eingebunden – anschließend werden aus dieser Interpretation realitätsgerechte Schlußfolgerungen gezogen – was wiederum zu nichtrealitätsgerechten Handlungen führt - und die daraus entstehende Verwirrung in der sozialen Situation wird oft wieder realitätsgerecht interpretiert: ein Spiegelkabinett von Wahrnehmungen, Interpretationen und Konsequenzen! Dabei ist das Verhältnis zwischen realitätsgerechten und nicht realitätsgerechten Impulsen bei jeder Betroffenen (und auch in unterschiedlichen Phasen oder Situationen) verschieden.⁹² Verwirrend ist das nicht nur für Außenstehende, sondern auch für die psychotisch erkrankte Person selbst, die diese Verwirrung zu kompensieren oder einfach zu kaschieren sucht.

Daß Beeinträchtigungen des Erinnerungsvermögens – seien sie jetzt psychosebedingt oder durch eine Elektroschockbehandlung bewirkt – schwanken können, scheint in diesem Roman auch der behandelnde Arzt nicht zu wissen. Diese Unvorhersehbarkeit des Erinnerungsvermögens trägt viel zur Irritation der Protagonistin Virginia Cunningham bei. Mehr noch: Die Patientin erinnert sich nicht einmal an die (psychotherapeutisch intendierten) Gespräche mit ihrem Arzt und vermittelt ihm prägnant ihre Hilflosigkeit darüber. Dr. Kik lenkt ab: *"Come," he said. "Of course you remember. You and I had many conversations. You remember."*

Unaufdringlich werden im Fluß der Handlung die kommunikativen Verknotungen, Verwirrungen zwischen psychiatrischen Patientinnen und "den Gesunden" (vorrangig Klinikpersonal, aber auch Virginias Ehemann) vermittelt.⁹³ Unangemessene, unsensible Kommunikationsweisen gerade in einem psychiatrischen Krankenhaus, wo Betroffene sich fachliches Verständnis versprechen, führen zur iatrogenen Zerstörung des Selbstwertgefühls – damals wie heute! Psychiatrische PatientInnen sind sich ihrer Symptomatik zeitweise durchaus bewußt. In der unsicheren Einschätzung des Grads der eigenen Gesundheit oder Krankheit schämen sie sich, versuchen kognitive Defizite zu verbergen vor anderen (insbesondere den Ärzten), sie zu rationalisieren. Nicht selten fühlen sie sich den Ärzten und klinischen Psychologen gegenüber wie SchülerInnen, die verbergen wollen, daß sie ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben.

"Das dünne graue Tuch" der Psychose, das die Protagonistin immer wieder einhüllt, der situative Verlust von Kohärenz und Kontinuität des Alltags wird ebenso unaufdringlich wie nachvollziehbar vermittelt. Psychotische Momente breiten sich gerade bei schizoaffektiven Psychosen – worum es sich bei Virginia zu handeln scheint – besonders diffus im realitätsgerechten Bewußtsein aus, sie ersetzen dieses nicht durchgängig. Es sind zwei Welten, die ineinander verwoben sind und sich situativ durcheinander verdrängen.⁹⁴ In Virginias Bewußtseinsstrom vermittelt auch der häufige Wechsel des seelischen Standorts zwischen "ich", "sie" (3. Pers. sing.) und "man" etwas vom gebrochenen Selbstgefühl in psychotischen

⁹² Abgesehen davon, daß das Verständnis von "Realität" bei jedem von uns – insofern auch bei jedem Menschen in einer psychotischen Episode – in Nuancen unterschiedlich ist. Vgl. hierzu die Novelle LISA UND LUDWIG von Petra Bern (Berlin 2018; bei A+C online)

⁹³ Diese kommunikativen Schwierigkeiten waren ein Schwerpunkt in der psychosenpsychotherapeutischen Pionierarbeit Ronald D. Laings und seiner Arbeitsgruppe. (Siehe auch Mary Barnes: MEINE REISE DURCH DEN WAHNSINN; München 1973).

⁹⁴ Üblich ist im psychiatrischen Kontext der Begriff der "doppelten Buchführung", bei der die psychotische Evidenz untergründig immer virulent scheint, jedoch nur in bestimmten Situationen über die Schicht des realitätsgerechten Bewußtseins dominiert.

Zuständen. Von daher ist die ursprüngliche Bezeichnung der Schizophrenie (Spaltungsirresein) durchaus angemessen, wobei ein möglicher Zusammenhang zur traumabedingten Dissoziation (Spaltung) beim heutigen Stand der Erkenntnis noch unklar ist.

Das Gesunde, Nachvollziehbare in "verrückten" Verhaltensweisen wird deutlich – aber nur, weil wir durch den inneren Monolog der Protagonistin zurückhaltend über die (kognitiv falschen) Voraussetzungen informiert werden, die jeweils Grundlage dieser Verhaltensweisen waren. Daß die paranoiden, halluzinatorischen, wahnhaften Verkennungen in der Psychose um nichts weniger evident sind als Eindrücke im nichtpsychotischen Zustand, daß in der Psychose beides in vielfältiger Abstufung ineinander übergeht, Minute für Minute, läßt sich gerade in diesem romanhaften Bericht besonders gut nachvollziehen, weil es hier durchgängig um alltägliche Umstände und Klärungsprozesse geht, – nicht um ausufernde psychotische Phantasien, wie sie üblicherweise als Beleg für das angeblich Nichteinfühlbare der Psychose angeführt werden. Deutlich wird auch, wie leicht es ist, psychiatrische PatientInnen zu verfehlen, wenn wir nur nach psychotischen Symptomen Ausschau halten und die alltäglichen Lebenserfahrungen vernachlässigen.⁹⁵

Nachvollziehbar wird die typische angstvolle Unsicherheit gegenüber der "normalen Welt" nach einem Jahr der Hospitalisierung in der psychiatrischen Klinik. Häufig findet sich auch die hier dargestellte Scheu von PatientInnen vor den Zwischenstufen zur Gesundung, Ausdruck der Neigung zum Rückzug in die Sicherheit und Geborgenheit der vertrauten, überschaubaren Routinen der "totalen Institution".

Die fragile innere Verbindung zwischen Realitätsklarheit und psychotischer Phantasie ist selbst auch innere Ressource: Möglichkeit zur nuancierten Kompensation von situativ überfordernden Erfahrungen. (Hier liegt eventuell ein struktureller Zusammenhang zwischen psychotischen und "neurotischen" Kompensationsformen.)⁹⁶



Zur Zeit der Handlung gab es erst wenige Neuropharmaka; von daher sind manche der geschilderten symptomatischen wie therapeutischen Momente in psychiatrischen Kliniken kaum mehr zu finden. Therapeutisch gemeinte Anwendungen, die wir heute nur als vermutlich weitgehend nutzlose Gewaltanwendung sehen, müssen auf diesem Hintergrund verstanden werden. Die heutige medikamentöse Therapie drückt die schwerwiegende psychotische Symptomatik (Todesängste, Aggressionsausbrüche, überbordende Manie und tiefe Depression) weitmöglichst herunter. Daß dadurch auch realitätsklare Momente des Bewußtseins "sediert" werden und diese Medikamente zudem schwerwiegende, z.T. irreparable Nebenwirkungen haben können, ist heutzutage bekannt.⁹⁷ Ob Neuropharmaka nachhaltig heilende Wirkung haben können, ist umstritten.

⁹⁵ Siehe hierzu Mary Barnes, Thomas Bock. (*Literaturhinweise am Schluß des Buches*)

⁹⁶ Vgl. Thomas Bock, aber auch Johanna Herzog-Dürck.

⁹⁷ Peter Lehmann /Volkmarr Aderhold u.a.

Trotz der unterschiedlichen Ausgangslage läßt sich dieser romanhafte Bericht in vielem auf die heutige stationäre Psychiatrie übertragen, auch im Hinblick auf die institutionellen und sozialen Umstände der Betreuung. –

Das Bemühen der Autorin um geradezu soziaethnographische Darstellung typischer Momente ist unverkennbar. So zeigt sie unterschiedliche organisatorische Abläufe einzelner Abteilungen, denen besondere Facetten im sozialen Umgang zwischen Personal und Patientinnen, aber auch bei Patientinnen untereinander entsprechen. Dabei orientiert sich dieses Klima eher an einer informellen Hierarchie der (angeblich) mehr oder weniger kranken Patientinnen.

Die Erzählung hat durchgängig eine zurückgenommene, entschleunigte Stimmung, alles ist seltsam unwirklich; auch dies ist ein realistisches Moment der psychiatrischen Station, das nicht nur begründet ist im kranken Empfinden der PatientInnen. Wir können zuschauen, wie die Situation in der "totalen Institution" Psychiatrie das Selbstwertgefühl der PatientInnen, ihren Bezug zum realen Leben zermürbt, wie sich Hospitalismus breitmacht; so viel anders ist es auch heutzutage nicht.⁹⁸

Deutlich wird, wie leicht psychiatrisches Personal in seinen Interpretationen und Beurteilungen von falschen Voraussetzungen ausgehen kann, wie wenig achtsam auch Psychiater sein können für individuelle Umstände, nicht zuletzt für das jeweilige Verhältnis zwischen Realitätsorientiertheit, psychotischer Verkennung sowie wegen der durch die allgemeine Irritation bedingten Fehlschlüsse sowie Versuche der PatientInnen, solche Irrtümer zu kompensieren oder zu überspielen. Der lakonische Bericht der Protagonistin zeigt Mißachtung durch Ärzte und bürokratische Abläufe, Trägheit des Herzens; zu spüren ist der Psychoterror, den solche Umstände bewirken können – obwohl es wohl allermeist nicht gewollt ist. Gelegentlich allerdings fällt es schwer, nicht an Böswilligkeit zu denken: *"Man wußte ja, daß die Pflegerinnen sich manchmal einen Spaß daraus machten, ihren Patientinnen seltsame Antworten zu geben, wahrscheinlich, weil sie glaubten, daß es ohnehin nicht darauf ankäme."*

Manche der berichteten Stationsregeln dienen offenbar vorrangig dazu, dem Personal das Gefühl der Kontrolle über die Insassen zu vermitteln bzw. dazu, solche Kontrollmacht im Stationsalltag zu inszenieren. (*"Wir treten nicht auf unseren Teppich!"*)⁹⁹ Gelegentlich erinnern autoritäre Verhaltensweisen von Krankenschwestern/ Pflegerinnen/ Wärterinnen in beklemmender Weise an das Gebaren von FunktionärInnen autoritärer Regime – und der ironische Humor der Autorin wirkt dann, als wolle sie diese Momente in der Erinnerung und für die Leserschaft etwas mildern. Deutlich wird eine für den Pflegealltag vermutlich charakteristische "Ich muß meine Arbeit machen!"-Haltung bei Krankenschwestern.¹⁰⁰ Andererseits zeigt die Protagonistin Virginia durchaus auch Verständnis mit der Situation der Schwestern: die personelle Unterbesetzung, der Berufsethos von Pflegerinnen, der sie

⁹⁸ Fengler, Goffman; siehe auch den Tagebuch-Bericht meiner Erfahrungen in einer berliner psychiatrischen Klinik in den Jahren 1995-2000: THERAPIE ODER LEBEN?

⁹⁹ Hier liegt die Assoziation mit dem Buch von Ken Kesey nahe: EINER FLOG ÜBER DAS KUCKUCKSNEST (1962), eher noch mit dem nach diesem Buch entstandenen Film von Milos Forman (1975). Es gibt zu diesem Film nichtverwendete Szenen, die ohne Übertreibung alltägliche Menschenunwürdigkeiten in derlei Institutionen darstellen – unter anderem rassistische (?) Übergriffe schwarzer Pfleger gegenüber dem indianischen Patienten. (Special Edition 2 DVD, 2008)

¹⁰⁰ Irgendwo anders hatte ich – während der Internetrecherche für diese Veröffentlichung – die Redewendung gefunden: "Don't argue with a nurse!"

ausharren läßt unter diesen für PatientInnen wie Personal unangemessenen Umständen.¹⁰¹ Trotz mancher Reformbestrebungen seither ist das bekanntlich ein Thema damals wie heute, in den USA wie in Deutschland und wohl überall.



Mary Jane Ward hat keinesfalls vor, die Umstände in "Irrenhäusern" pauschal anzuklagen; sie beschreibt eine recht konventionelle Mischung von Menschen und Umständen. Nur hat unempathisches, oberflächliches, unüberlegtes und unangemessenes Verhalten wegen der krankheitsbedingten Hilflosigkeit der Patientinnen schwerwiegendere Folgen. Daß gerade dieses moderat gehaltene Dokument offenbar zum Impuls weitgehender Veränderungen in der psychiatrischen Versorgung in den USA werden konnte, ist wohl dennoch kein Zufall. Mit der Protagonistin Virginia konnten sich gesellschaftlich wache, um soziale Fortschrittlichkeit bemühte Frauen des US-Bürgertums zweifellos identifizieren. Mehrfach legt die Autorin ihr despektierliche und ironische Anspielungen auf soziale Umstände der US-Gesellschaft jener Zeit in den Mund, insbesondere im Bereich ihres Herkunftsmilieus, aber auch im Hinblick auf die Patientinnen der psychiatrischen Klinik. Deutlich wird andererseits Virginias (und Mary Wards?) grundlegende Orientierung an den konventionellen Umgangsformen der "guten Gesellschaft" jener Zeit.

Bei allen kritischen, sarkastischen und ironischen Bemerkungen porträtiert die Protagonistin ihre Mitpatientinnen im allgemeinen achtungsvoll, mit soviel Einfühlung, wie sie aufbringt. Oft

¹⁰¹ "Nichts war ausreichend vorhanden in Juniper Hill. Es gab nicht genug Ärzte, nicht genug Pflegerinnen, nicht genug Toilettenpapier, nicht genug zu essen, nicht genug Decken für kalte Nächte. Wenn die Wäsche nicht rechtzeitig eintraf, gab es nicht genügend Leintücher und Kissenbezüge. Wie Virginia aus eigener Erfahrung wußte, gab es nicht einmal genügend Betten. Nur übergenug Patienten gab es." Die unzureichende materielle Ausstattung wurde zweifellos verschärft durch die Mangelsituation während des Zweiten Weltkriegs.

läßt sie uns deren Einsamkeit und die individuellen Kompensations- und Rationalisierungsversuche nachfühlen. Die ganz eigene Authentizität von PsychiatriepatientInnen stellt sie mehrfach der sozialen Normalität der Außenwelt gegenüber, wobei diese keineswegs besser abschneidet. Selbst ihrem eigenen Gesundheitsprozeß steht Virginia gelegentlich ambivalent gegenüber: *"Ich nähere mich dem Nichtpatientenstatus. Mein Mitgefühl verliert sich. Meine Sympathie. Ja, und meine Grobzügigkeit ..."*

Offensichtlich gehört die stachelige, kritische Haltung der Protagonistin zu deren Persönlichkeit; in der psychiatrischen Klinik war sie einerseits Ressource, andererseits aber auch Anlaß für Konflikte mit dem Personal und Mitpatientinnen. Virginia ist jedoch nichts weniger als eine verdeckte Reporterin, die die Zustände in der Klinik im Außenblick beobachtet und referiert. Sie ist Patientin – bis zu sacht verwirrten Reaktionen noch in der Entlassungssituation.

Wieviel Mary Jane Ward mit ihrer Protagonistin zu tun hat, wurde seinerzeit medial ausführlich diskutiert. Wir wissen es nicht. Die Skizze einer Anamnese der Patientin Virginia Cunningham könnte nach den Hinweisen des Buches etwa so aussehen:

Virginia kommt aus einem behüteten, provinziellen Elternhaus mit Geld. Als Jugendliche hat sie wenig Kontakt mit Gleichaltrigen, wegen ihre roten Haare wird sie diskriminiert; schon als Kind braucht sie eine starke Brille. Ihre hauptsächliche Beschäftigung wird das Lesen. Ihre Mutter verhält sich überbehütend und bevormundend. Sie versucht, Virginia in die "gute Gesellschaft" einzuführen, einerseits recht erfolgreich; es gibt sogar Hinweise auf öffentliche Vorträge. Andererseits traut Virginia sich wenig zu. Sie fängt an zu schreiben, zunächst Rezensionen bei Zeitungen. Deutlich wird ihre distanzierte Bewußtheit, mit der sie soziale Regeln beobachtet und ihnen gerechtzuwerden bemüht ist. Ihr Freund Gordon zeigt sich ähnlich bevormundend wie die Mutter. Er leidet an einer unheilbaren Krankheit und stirbt kurze Zeit nach der Verlobung. – Später kommt sie mit Gordons Freund Robert zusammen; die beiden heiraten. In ihrer Ehe ordnet sie sich einerseits bereitwillig dem zugewandten, liebevollen, jedoch etwas oberflächlichen und verständnislosen Mann unter. Andererseits lernt sie im Austausch mit ihm (wohl erstmalig), sich argumentativ durchzusetzen. Ebenso wie Virginias Mutter neigt Robert zu teuren Geschenken; Virginia findet Selbstbestimmtheit eher darin, Geld zu sparen. Ein verlängerter Urlaub nach New York wird zur Überforderung für sie, als Robert nach einiger Zeit beschließt, daß beide dorthin umziehen – er aber durch seine beruflichen Pflichten nurmehr unregelmäßig zuhause ist. Ihre Schlafstörungen werden stärker, als sie versucht, sich Roberts Schichtarbeit anzupassen. Um sich ihrem Ehemann zu beweisen, beginnt sie mit dem Schreiben größerer Texte; mittlerweile sind zwei Romane von ihr erschienen. Roberts Entscheidung, außerhalb von Manhattan in ein kooperatives Wohnprojekt junger Leute (mit kreativem Anspruch) zu ziehen, damit Virginia nicht so allein sei, wird zur nächsten Überforderung. (Zu ahnen ist jedoch auch hierbei, mit wieviel sensibler sozialer Präsenz Virginia den jungen Leuten gerechtzuwerden versucht.) – Wieder zieht das Ehepaar um, zurück nach Manhattan (natürlich auf Beschluß des Ehemannes). Virginia kümmert sich um eine (preiswerte) Wohnungseinrichtung, schreibt acht Stunden täglich an einem Roman (da sie eh nicht schlafen kann), engagiert sich bei kulturellen Komitees; sie macht sich Sorgen über die familiären Finanzen; sie leidet unter chronischer Schlaflosigkeit und magert ab. – Kurze Zeit später erfolgt die Einweisung in eine psychiatrische Klinik ("Irrenhaus").

Selbstverständliche Bevormundung, wie sie sie durch die Mutter sowie ihre beiden – ansonsten sehr unterschiedlichen – Partner Gordon und Robert erlebt hatte, wird der Protagonistin erst in der ebenso selbstverständlichen Gängelung der Klinikroutinen zunehmend ichdyston: *"Wie in der wirklichen Welt hatte die, die einem die Wahl ließ, bereits selber entschieden"*, denkt Virginia einmal sakastisch.¹⁰² In der "Schlangengrube" beginnt sie zu ahnen, was selbstbestimmtes Leben sein kann – und daß wir etwas dafür tun müssen ...



Der "Dr. Kik" des Buches basiert mutmaßlich auf Erfahrungen mit Dr. Gerard Chrzanowski, der die Autorin in Rockland behandelte und als einer der ersten Ärzte in den USA psychoanalytische Prinzipien zur Behandlung von Patienten mit Schizophrenie einsetzte. Dr. Miltiades L. Zafiroopoulos, der ebenfalls in Rockland arbeitete, während Ward dort behandelt wurde, erklärte in einem Interview, daß Chrzanowski den Spitznamen "Dr. Kik" hatte, weil die Amerikaner Schwierigkeiten hatten, seinen Namen auszusprechen.

In einem Nachruf auf Dr. Chrzanowski in der New York Times heißt es:

Dr. Gerard Chrzanowski, a psychoanalyst who colleagues say was the model for the caring psychiatrist in the best-selling 1946 novel "The Snake Pit" and the famous 1948 film based on it, died Nov. 1 [2000] at his home in Manhattan. He was 87.¹⁰³

In a published essay, Dr. Chrzanowski named Miss Ward as one of his patients, and Leo Genn [*der im Film den Dr. Kik spielte*] observed him in preparation for the role, said his daughter Francesca Cohn. She added that her father considered the film "just a footnote" in his life, though important in engendering sympathy for the mentally ill.

"It was a time when they were very primitive with mental patients," Ms. Cohn said, while her father's therapy was "much more humanistic and progressive."

Dr. Miltiades Zaphiroopoulos¹⁰⁴, who worked at Rockland State Hospital in Orangeburg, N.Y., when Dr. Chrzanowski was treating Miss Ward there, said his colleague was one of the first in the United States to use psychoanalysis to treat patients with schizophrenia. Strict followers of Sigmund Freud, Dr. Zaphiroopoulos said, declared that analysis was useless in such cases and instead relied on therapies like shock treatments and drug-induced convulsion.

But Dr. Chrzanowski disagreed. "He was not fond of the restraints and that people were treated with hot tubs and cold pack sheets," Dr. Zaphiroopoulos recalled.

Because of the difficulty Americans had in saying his name, Dr. Chrzanowski (pronounced shar-NAHF-ski) was called Dr. Kik, Dr. Zaphiroopoulos said. In her book, Miss Ward described Dr. Kik as having an unpronounceable tangle of consonants in his name and an undefinable European accent.

¹⁰² "As in the real world, the person offering the choice had already made the decision."

¹⁰³ Nach einer anderen Quelle starb er am 30.11.1999.

¹⁰⁴ So in der Quelle. Richtig ist Miltiades L. Zafiroopoulos.

Gerard Stanislaus Chrzanowski was born June 13, 1913, in Gleiwitz, Germany, now Gliwice, Poland, into a prosperous Jewish family that owned coal mines. He earned his medical degree and trained as a psychiatrist in Zurich. Unable to go back to Germany, he came to the United States in 1940 and worked at several mental hospitals in New York, including Rockland State.

In 1949, he founded the Bleuler Psychotherapy Center in Queens, which provides low-cost mental treatment; he was medical director there until 1982. An adherent of the school of psychoanalysis called interpersonal theory, in 1962 he helped start the International Federation of Psychoanalytic Societies, made up of dissenters from standard Freudian theory. He continued to see patients privately until about three years ago, Ms. Cohn said.¹⁰⁵

Chrzanowski galt offenbar schon damals als origineller, innovativer US-amerikanischer Psychiater/Psychoanalytiker.¹⁰⁶ Vermutlich führte dies zu den medialen Beteuerungen, er habe mit der Patientin Mary Jane Ward erfolgreich auf psychoanalytischer Grundlage gearbeitet. Jedoch deutet nichts in ihrem Roman auf mehr als hilflose Versuche zu entsprechender Psychotherapie hin. Unter den dargestellten institutionellen Bedingungen wäre psychosenpsychotherapeutische Arbeit niemandem möglich gewesen.¹⁰⁷ Die diesbezügliche Kompetenz des authentischen Dr. Chrzanowski (als Behandler der Autorin) geisterte in den USA durch viele Berichte rund um Buch und Film, wobei er immer wie selbstverständlich gleichgesetzt wurde mit dem "Dr.Kik" des Romans. Dieser taucht im Buch jedoch nur sporadisch auf und glänzt eher mit zugewandten Gemeinplätzen. Zudem beaufsichtigt gerade er EKT und künstliche Ernährung! Zwar erinnert sich die Protagonistin sporadisch an Situationen, bei denen er sie umfassend über biografische Einzelheiten ausgefragt hatte, aber dies hat sie in durchaus unangenehmer, grenzüberschreitender Erinnerung. Ihre beschwörende Beteuerung, daß sie sich an die therapeutischen Sitzungen mit ihm inhaltlich nicht erinnert, weist er nonchalant und herablassend zurück: "Come", he said. "Of course you remember. You and I had many conversations. You remember." – She

¹⁰⁵ New York Times, Nachruf auf Gerard Chrzanowski, November 12, 2000.

<https://www.nytimes.com/2000/11/12/nyregion/dr-gerard-chrzanowski-innovative-psychoanalyst-dies-at-87.html>

¹⁰⁶ Er stand in Zusammenhang mit den Protagonisten der späteren relationalen Psychotherapie, in der bedeutsame neue Möglichkeiten der Psychosenpsychotherapie sowie der Traumatherapie zu liegen scheinen. Siehe den hier im Anhang als Faksimile dokumentierten Nachruf im *Inf. Forum Psychoanal* 10: 94-96) 2001, sowie auch im Literaturverzeichnis.

Ein lesenswerter Aufsatz Chrzanowskis DAS PSYCHOANALYTISCHE WERK VON ERICH FROMM (1998) ist auf deutsch zu finden auf der online-Seite des Erich Fromm-Archivs (auf <https://www.kobv.de/file/opus4>) oder google-Direktlink:

https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&ved=2ahUKewinne_BhO3pAhVuSBUIHWVgBPqQFjAQegQIChAB&url=https%3A%2F%2Fopus4.kobv.de%2Fopus4-Fromm%2Ffiles%2F7097%2FChrzanowski_G_1977.pdf&usg=AOvVaw2sPOwsQkWKiAS3Vd1SIBAL

Des weiteren gibt es einen Aufsatz von Andrea Huppke: GERARD CHRZANOWSKI – VON POLEN ÜBER DIE SCHWEIZ IN DIE USA. EIN FRÜHER VERTRETER DER INTERPERSONELLEN PSYCHOANALYSE; in: Ewa Kobylinska-Dehe, Pawel Dybel, Ludger M. Hermanns (Hrsg.): ZWISCHEN HOFFNUNG UND VERZWEIFLUNG. PSYCHOANALYSE IN POLEN IM POLNISCH-DEUTSCH-JÜDISCHEN KULTURKONTEXT 1900–1939 (Gießen 2018, Seite 205 - 214)

¹⁰⁷ Jan Foudraines bedeutender Darstellung zur Geschichte der Psychosenpsychotherapie (aus dem Blickwinkel seiner eigenen Erfahrungen): WER IST AUS HOLZ? (München 1973) ist zu entnehmen, daß in *Chestnut Lodge* (Rockville, Maryland), der ersten auf diese Arbeit spezialisierten (Privat-)Klinik, zwei MitarbeiterInnen auf einen Patienten kamen; bei den ÄrztInnen lag das Verhältnis bei 1:4. (Foudraine arbeitete 1956-65 dort.) In Großbritannien gab es in diesen Jahren *Kingsley Hall*, das experimentelle psychosentherapeutische Kollektiv um Ronald D. Laing und David Cooper. In dem Bericht der damaligen Patientin Mary Barnes wird ebenso deutlich, daß Psychosenpsychotherapie innerhalb einer regulär organisierten psychiatrischen Klinik ein Ding der Unmöglichkeit war (und ist). (Mary Barnes: MEINE REISE DURCH DEN WAHNSINN; München 1973)

shook her head. "No," she said. "I've read that shock treatments sometimes do that, but I want to know if it's temporary amnesia." – "You are become a doctor", he said. "You interest yourself in psychiatry." His voice was still very beautiful. No change of mood could coarsen so lovely a voice, but she sensed that he was displeased. "You dramatize", he said. "You recall something you have read and you attempt to fit the facts into the pattern. You remember everything, of course."¹⁰⁸ –

Dr. Kiks Versuchen, Schuldgefühle in Zusammenhang mit dem Tod ihres ersten Verlobten als (Mit-)Ursache ihrer psychotischen Episode zu interpretieren, kann Virginia bis zu ihrer Entlassung nichts abgewinnen.¹⁰⁹ Seiner Zugewandtheit steht Virginia oft eher mißtrauisch gegenüber. Die Kritik der Protagonistin an seinen ärztlichen Interventionen zieht sich von seinem ersten Auftreten an durch das Buch bis zur letzten Seite. Von einer Intention der Autorin, Dr. Kik als sensiblen Arzt und Psychotherapeuten zu porträtieren, ist beim besten Willen nichts zu finden. Rollengerecht weist die Autorin besonders kritische Bemerkungen allerdings Virginias Ehemann Robert zu. So veranlaßt dieser, daß sie einem anderen Arzt zugewiesen wird, weil Dr. Kik offenbar "too busy" ist: zu beschäftigt. Woanders läßt ihn in einem vielsagenden Halbsatz über Dr. Kik sagen: "*Manchmal denke ich ... – Nein, er ist natürlich ein großartiger Arzt. Jeder versichert mir das.*" Kaum mißzuverstehen ist seine Überlegung: "*Of course I don't know a damn thing about psychology, but I'd stake my life on Kik being wrong. Maybe he's right according to a book of theory, but he still doesn't know you. Why, you hear about psychoanalysis lasting over a period of years and he just had a few months of it with you.*"¹¹⁰ Im Abschlußgespräch mit dem Klinikleiter kommentiert Virginia für sich, ihr Mann sei keineswegs geneigt, "*to fabricate white lies on the subject of Dr. Kik*". (Sie selbst ist allerdings bereit dazu: "*He was always so kind.*" – Sie hält ihm zugute, daß er ein "Gentleman" blieb, obwohl Robert ihn in ihrem Interesse "*belästigt*" hat, und sucht jetzt alles zusammen, was für ihn spricht. "*We are grateful to him.*" Jedoch wird in dieser bedrückenden Szene auch deutlich, daß diese Affirmationen in ihrer Angst begründet sind, der Chefarzt könnte den Entlassungsschein nicht unterschreiben, falls sie zuviel Kritik an Dr. Kik äußert.)¹¹¹

Implizit spricht sich die Autorin in ihrem Buch gegen die Anwendung von Psychotherapie/Psychoanalyse bei psychiatrischen Erkrankungen aus. Nach den Erfahrungen der Protagonistin Virginia mit den entsprechenden Bemühungen des Dr. Kik ist das plausibel. Der seit den 50er Jahren schrittweise erst entwickelten (auch psychoanalytisch begründeten) Psychosenpsychotherapie wird die Einschätzung allerdings nicht gerecht.



Der Film *Die Schlangengrube* (Anatole Litvak, 1948) verbindet Motive des Buches (vor allem Szenen aus dem Klinikalltag, wobei die Dramatik psychotischer Symptomatik wie pflegerischer Unsensibilität hollywoodesk gesteigert wurde) mit einer unverbunden darübergelegten an sich durchaus plausiblen Skizze schwerwiegender Entwicklungsstörungen

¹⁰⁸ Taschenbuchausgabe 41949, S. 156. In der direkten Fortsetzung des Gesprächs präsentiert die Autorin den Arzt Dr. Kik unmißverständlich als letztlich nicht zugewandten Psychiater, der an ihr interessiert war nur insoweit sie seinen psychotherapeutischen Ehrgeiz zu bestätigen schien.

¹⁰⁹ Im Film nimmt sie seine (wesentlich umfassendere) Deutung dankbar an.

¹¹⁰ Taschenbuchausgabe 41949, S. 172.

¹¹¹ a.a.O., S. 182f.

der Protagonistin (als unglückliche Verkettung von Umständen), die der psychoanalytisch engagierte Psychiater – laut Aufschrift auf seiner Bürotür heißt er Mark H. Van Kensdelaerik, an der Wand seines Arbeitszimmers hängt ein Porträt Sigmund Freuds – herausfindet. Übrigens mithilfe einer Art Wahrheitsdroge, die der Patientin injiziert wurde, also keineswegs (nur) durch psychoanalytisch orientiertes Aufdecken unbewusster Inhalte.¹¹² Während die Protagonistin im Roman ausschließlich psychosenahe Symptomatik zeigt, stellt der Film bei ihr vorrangig psychotraumanaher Symptome vor, dies fast ausschließlich im Zusammenhang mit den Deutungen des Dr. Kik.

Als Anschauungsmaterial für therapiebedürftige psychische Probleme eignet sich der Film dezidiert nicht, ganz im Gegenteil zum Buch. Jedoch ist er ein zeittypisches Plädoyer für eine menschengemäße (insbesondere auch psychotherapeutische) Betreuung von PsychiatriepatientInnen. Allerdings wurde der Film – hollywoodtypisch – dichotomisch angelegt: auf der einen Seite die böse, unsensible Psychiatrie, auf der anderen Seite der idealistische Psychoanalytiker, der gegen die institutionalisierten Begrenzungen zu kämpfen versucht, um seine Patientin zu heilen. In einer Schlussszene stimmen die zurückbleibenden PatientInnen bei einer Veranstaltung einen ergreifenden säkularen Choral an, dann entläßt der gute Psychiater Dr. Kik das Ehepaar ins heimische Glück.

Zu gesellschaftlichen Wirkung von Film und Buch heißt es auf einer Film-Seite:

While *The Snake Pit* was in production, Harcourt Brace published Albert Deutsch's *THE SHAME OF THE STATES*, a searing indictment of state mental hospitals. Deutsch cited overcrowding and low recovery rates while pointing out that not a single state met the American Psychiatric Association's minimum recommendation to spend \$5/day on each patient's treatment, food and housing. The national average was just \$1.25/day. By his estimate, mental health cost the U.S. \$1 billion a year in treatment, lost wages and lost services.

As a result of *The Snake Pit*'s depiction of conditions in mental hospitals, 26 states passed legislation calling for reforms in procedures at state hospitals treating the mentally ill.

A 1952 screening at a Boston state hospital was reported to have a beneficial effect on the patients there. The depiction of de Havilland's recovery¹¹³ gave them hope that they, too, would someday be able to leave the hospital.

In the '90s, *The Snake Pit* began to draw fire from feminist film critics who felt that it conflated Virginia's recovery from mental illness with her willingness to return to her role as wife. This was part of a larger critique of Freudian psychoanalysis that, critics charged, equated mental health with adherence to the dominant culture's gender norms.



¹¹² Drogengestützte Psychotherapieversuche gab es zu dieser Zeit (und noch bis in die 60er Jahre) tatsächlich.

¹¹³ Olivia de Havilland, die die Virginia spielte, war eine der bekanntesten amerikanischen Filmschauspielerinnen dieser Jahre. Auch dies trug vermutlich erheblich zur Identifikation des Publikums mit dem Schicksal von Psychiatriebetroffenen bei.

Bewahrenswert ist der Roman als Zeitzeugnis der Erfahrungen einer weiblichen Angehörigen des US-amerikanischen Mittelstands (*"Eine Frau ohne Handtasche oder Puder oder Handschuhe, eine Frau ohne Hut und auch nur ohne Taschentuch ist ein verlorenes Wesen."*), die es in eine psychiatrische Klinik der Zeit um 1940 verschlägt. Wie nebenbei beginnen wir beim Lesen, uns in die für psychotische Episoden typischen Symptome einzufühlen. Während der Arbeit mit der amerikanischen Ausgabe empfand ich die flüssige, manchmal geradezu musikalische Komposition des Buches sowie seinen Sprachwitz. Insgesamt orientiert es sich am Genre der speziell für weibliche Leserschaft konzipierten intelligenten Unterhaltungsromane, mit einfühlsam dargestellten sozialen Nuancen, aber auch rollenspezifischen Vorurteilen und kleinen Gehässigkeiten unter Frauen. (Lustig ist auch die Schlangengrube der Normalität nicht; dies ist Thema vor allem ihres Romans *IT'S DIFFERENT FOR A WOMAN.*) Die bittere, beißende Kritik der Autorin an der Ignoranz der Gesellschaft gegenüber den Zuständen in damaligen Nervenheilstätten versteckt sich in kleinen Passagen und ironischen, bitteren Nebensätzen.

Für diese deutsche Neuauflage 2020 wurde die Übersetzung umfassend revidiert.¹¹⁴ Im Verlauf der Arbeit wurde deutlich, daß es in dieser Taschenbuchausgabe einige Streichungen gegenüber der mir nicht vorliegenden deutschen Erstausgabe gibt, deren Grundlage wohl die Erstausgabe 1946 war.

Mondrian Graf v. Lüttichau

¹¹⁴ Grundlage hierfür war *THE SNAKE PIT*, 41949: Signet Book.



Schutzumschlagbild (hinten) von It's DIFFERENT FOR A WOMAN (1952)

Literaturhinweise

Hier zunächst Hinweise auf Mary Jane Wards eigene Buchveröffentlichungen. Grundlage der Kurzbeschreibungen sind Rezensionen und Kommentare aus dem Netz, übersetzt und frei wiedergegeben durch den Herausgeber.

a) **The Tree Has Roots (1937)** befaßt sich mit dem Leben von Menschen, ohne die eine Universität nicht funktionieren könnte: Reinigungsteams, Nachtwächter, Kellnerin, Stenograph. Ward stellt die alltäglichen Frustrationen des Lebens unterprivilegierter Schichten während der Wirtschaftskrise (Great Depression) ab 1929 dar. In diesem ersten Roman zeigt sie sich als gute Handwerkerin, besonders geschickt im Dialog.

b) **The Wax Apple (1938)** berichtet vom Alltag zweier Familien in Chicago, über Jahrzehnte Nachbarn in einem Zweifamilienhaus. Weniger berührend als *The Tree Has Roots*, ist dies immernoch eine lesenswerte Chronik der ultimativen Frustrationen des Lebens.

c) **The Snake Pit (1946)**¹¹⁵ gilt allgemein als eine der genauesten und bewegendsten fiktiven Darstellungen von Wahnsinn. Das Buch berichtet vom Leben in einer Psychiatrischen Anstalt. Virginia Stuart Cunningham, Schriftstellerin und Ehefrau, hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten. Ein Zeichen für ihre Rückkehr zur Vernunft ist ihre zunehmende Aufmerksamkeit für die Ereignisse der Anstalt als Material für einen Roman. Obwohl Ward am Ende die Dienste der Ärzte begrüßt, macht die Geschichte deutlich, daß Virginias Genesung in ihrem eigenen Kopf geboren, geformt und verwirklicht wurde.

d) **The Professor's Umbrella (1948)** zeigt, daß Wards Fähigkeiten nicht beschränkt sind auf die Psychiatrie-Thematik und daß sie über anderes schreiben kann, ohne die Intensität von *The Snake Pit*, aber mit beachtlicher Leistung. Sie zeigt das Problem des Antisemitismus unter den Mitgliedern der Fakultät einer Universität des Mittleren Westens. Die intellektuelle Integrität wird von sozialem Opportunismus und Berufspolitik überschattet. Es geht um den Versuch eines jüdischen Hochschulprofessors, eine neue Berufsperspektive zu finden, nachdem er von seiner Lehrtätigkeit entlassen wurde auf Grundlage einer konstruierten Anklage, hinter der der Antisemitismus der Hochschulverwaltung steckt. Der Hochschullehrer Gregory Kitner ist jüdisch geboren, hat aber einen methodistischen Hintergrund im Mittleren Westen, wodurch er dem Antisemitismus nicht direkt ausgesetzt war. Seiner plötzlichen Entlassung steht er fassungslos gegenüber. Reaktionen seiner Freunde bleiben größtenteils unverbindliches Gerede; auch bei anderen Personen des akademischen Umfelds erkennt er jetzt antisemitistische und rein am Eigennutz orientierte Züge. – Allerdings schafft die Autorin in diesem Roman eher flache Typen als Charaktere.

¹¹⁵ Erschienen bei Random House, Inc. Das Buch wurde 1948 aufgenommen in die Taschenbuchreihe *Signet* der New American Library of World Literature, wo unter anderem auch der Roman *THE STREET* von Ann Petry erschien (deutsch 1982 und in Neuübersetzung 2020). Diese Taschenbuchausgabe war, in der 4. Auflage 1949, Grundlage der hier vorliegenden revidierten Übersetzung. – Die deutsche Erstausgabe erschien 1948 im Artemis Verlag Zürich. Grundlage der Wiederveröffentlichung 2020 ist die Lizenzausgabe für Deutschland bei der Keyserschen Verlagbuchhandlung Heidelberg (Ausgabe Herbst 1950).

e) **It's Different For A Woman (1952)** gilt manchen als Wards engste Annäherung an einen feministischen Roman. [In einer Rezension heißt es:] Sie dachten, *The Snake Pit*, der halbautobiografische Bestseller des Autors von 1946, der uns eine psychiatrische Klinik aus der Sicht einer Patientin zeigt, war erschütternd? Nun, machen Sie sich bereit für diese schreckliche Geschichte über die Irrfahrt einer vierzigjährigen Hausfrau zwischen den Gefahren des häuslichen Lebens in den Vororten. Der Klappentext versucht, diesen Roman als lustige, lebensechte Geschichte einer Jedermannfrau zu verkaufen, die mit bestimmten Kleingartenproblemen fertig werden muß, wie Schwiegereltern, verliebten Kindern und einem Ehemann mit umherstreifenden Blicken. Aber nur auf den ersten Seiten finden wir die arme Sally, die sich Sorgen macht über Themen wie Sehstörungen, Verdacht auf Kehlkopfkrebs und die Schwierigkeit, gute Brunnenkresse zu finden – und auf Drängen ihrer guten Freundin Patricia über eine Hysterektomie nachdenkt, um ihr jugendliches Aussehen zu erhalten! – Mary Jane Ward war keine Shirley Jackson¹¹⁶ – aber trotzdem sollten wir dieser fröhlichen Verpackung nicht vertrauen."

f) **A Little Night Music (1951)** – Elizabeth Chapin wird vierzig, fühlt sich als alte Musiklehrerin, die die Erinnerung an ihren Vater bewahrt und gegen die Extravaganzen ihrer Mutter kämpft, um ihre soziale Position zu erhalten und die Überreste ihres Vermögens zusammenzuhalten. Eine kleine Nachtmusik erzählt, wie sich Elizabeths ganzes Leben innerhalb von zwei Tagen verändert, indem sie sich von der toten Hand der Vergangenheit befreit und erfährt, daß das Leben mit vierzig immer noch das Versprechen von Erfüllung und Befriedigung birgt.

g) **Counterclockwise (1969)** zeigt einen psychischen Rückfall, der seine Heldin, die Autorin eines Bestseller-Romans über psychische Erkrankungen, in ein teures privates Krankenhaus zurückbringt. Das Buch steht im Kontrast zu *The Snake Pit*, denn die Heldin erhält die Art von Pflege, die Virginia Cunningham hätte zur Verfügung stehen müssen. Ward versucht zu zeigen, daß psychisch kranke Menschen bei richtiger Behandlung vollständig geheilt werden können und vor allem von der Gesellschaft weder gefürchtet noch abgelehnt werden müssen.

h) Weder so intensiv noch so konzentriert wie *The Snake Pit* ist **The Other Caroline (1970)**.¹¹⁷ Wiederum geht es um eine Behandlung und Rückkehr einer Frau aus dem Wahnsinn. Die Protagonistin ist überzeugt, daß ihr Gehirn in den Körper von Caroline Kincaid, "der anderen Caroline", transplantiert wurde. Im Rahmen ihrer Therapie schreibt sie einen fiktiven Bericht über das Leben dieser anderen Caroline. Die Autorin versucht auf diese Weise, Ursachen und Heilungsmöglichkeiten von Psychosen exemplarisch vorstellbar zu machen.

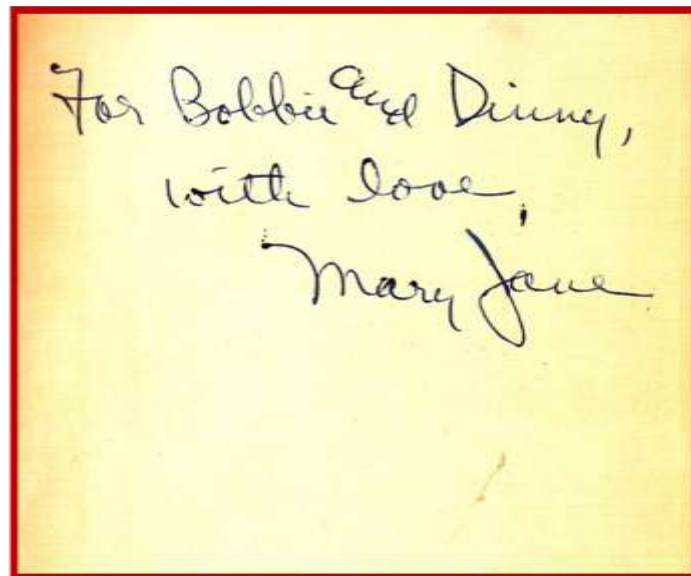
¹¹⁶ Shirley Jackson war eine bekannte amerikanische Autorin im Grenzbereich zwischen Psychiatrie, Psychotrauma und Gruselroman, die wohl derzeit wiederentdeckt wird.

¹¹⁷ DIE ANDERE CAROLINE (Wien 1972)

Weitere Literatur

- Herbert **ACHTERNBUSCH**: Ella (Berlin/DDR 1988)
- Silvano **ARIETI** /Gerard **CHRZANOWSKI** (Hrsg.): New Dimensions in Psychiatry: A World View (New York 1975)
- Sonja **ANDERS**: Zwischen Himmel und Hölle (Berlin/DDR 1990)
- Mary **BARNES**: Meine Reise durch den Wahnsinn. Mit Beiträgen des Psychiaters Joseph **BERKE** (München 1973)
- Petra **BERN**: Lisa und Ludwig. Novelle einer Monumentophilie (Berlin 2018: bei A+C online)
- Thomas **BOCK**: Lichtjahre. Psychosen ohne Psychiatrie. Krankheitsverständnis und Lebensentwürfe von Menschen mit unbehandelten Psychosen (Bonn 1997)
- Thomas **BOCK**: Eigensinn und Psychose. Noncompliance als Chance (Neumünster 2006)
- Jonathan **CAOUCETTE**: Tarnation (Autobiografischer Dokumentarfilm, 2003)
- Jonathan **CAOUCETTE**: Walk away Renee (Dokumentarfilm, 2011)
- Klaus **DÖRNER**/Ulla **PLOG** (u.a.): Irren ist menschlich. Lehrbuch für Psychiatrie und Psychotherapie (Wunstorf 1978, und spätere erweiterte Auflagen)
- Eric J. **ENGSTROM**: Zur Geschichte der Psychiatriekritik im 19. Jahrhundert, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2011, <www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1548>.
- Christa und Thomas **FENGLER**: Alltag in der Anstalt (Rehburg-Loccum 1981)
- Frieda **FROMM-REICHMANN**: Intensive Psychotherapie. Grundzüge und Technik (Stuttgart 1959)
- (Sonja **GERSTNER**.) Sibylle **MUTHESIUS**: Flucht in die Wolken (Berlin/DDR 1981 und später)
- Erving **GOFFMAN**: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen (FrankfurtM. 1972)
- Barbara **GORDON**: Ich tanze, so schnell ich kann (München 1980)
- Jan **FOUDRAINE**: Wer ist aus Holz? Neue Wege der Psychiatrie (München 1973)
- Kerstin **KEMPKER**: Mitgift : Notizen vom Verschwinden (Berlin 2000)
- Kerstin **KEMPKER** (Hrsg.): Flucht in die Wirklichkeit : Das Berliner Weglaufhaus (Berlin 1998)
- Ken **KESEY**: Einer flog über das Kuckucksnest (1962; deutsch 1972); Film von Milos Forman (1975)
- Ernst **KLEE**: Psychiatrie-Report (Frankfurt/M. 1978)
- Ernst **KLEE**: Irrsinn Ost, Irrsinn West (Frankfurt/M. 1993)
- Ronald D. **LAING**: Das geteilte Selbst : Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit u. Wahnsinn (Köln 1972)
- Ronald D. **LAING**: Knoten (Reinbek 1972)

Peter **LEHMANN** / Volkmar **ADERHOLD** / Marc **RUFER** / Josef **ZEHENTBAUER**: Neue Antidepressiva, atypische Neuroleptika – Risiken, Placebo-Effekte, Niedrigdosierung und Alternativen. Mit einem Exkurs zur Wiederkehr des Elektroschocks (Berlin 2017)
Mondrian Graf v. **LÜTTICHAU**: Therapie oder Leben? Begegnungen in der Akutpsychiatrie. Neuauflage Berlin 2018
(bei A+C online; mit einem Beitrag von Rosemarie **HAASE**, Leipzig)
Thomas R. **MÜLLER**/ Beate **MITZSCHERLICH** (Hrsg.): Psychiatrie in der DDR. Erzählungen von Zeitzeugen (Frankfurt/M. 2006)
Vera **STEIN**: Abwesenheitswelten : Meine Wege durch die Psychiatrie (Tübingen 1993)
Vera **STEIN**: Menschenfalle Psychiatrie (Heidelberg 2000)
Vera **STEIN**: Trotzdem : Behindert ist man nicht, behindert wird man (Oldenburg 2006)
Thomas S. **SZASZ**: Die Fabrikation des Wahnsinns (Freiburg/Br. 1974)
Klaus **WEISE**: Leipziger Psychiatriereform 1960 bis 1990 (in: SYMPTOM 6/2014; hrsg. Thomas R. Müller/Dyrk Zedlick für Psychiatriebetroffeneninitiative Durchblick e.V. u.a.)



Widmung in meinem Exemplar von *It's DIFFERENT FOR A WOMAN*

Anhang 1

When a novel changes a social system: Mary Jane Ward's *The Snake Pit* (1946) and the US state psychiatric hospital

By Jacqueline Hopson (TIME July 21/August 8, 2016)¹¹⁸

It is rare for a novel to radically affect the lives of hundreds of thousands of people, yet Mary Jane Ward's novel, *The Snake Pit* (1946), drew widespread critical attention to the plight of the mentally ill in American state asylums. It is not claiming too much to say that treatment of the insane began its long, unsteady road to improvement after Ward's fiction had reached out to a huge, popular audience, tackling a subject that had previously been taboo. Insanity in families had long been a shameful, hidden secret, with sufferers frequently cast out from society and incarcerated in vast remote asylums[1]. There they were largely forgotten both by relatives and government policy. Ward's novel broached a tremendously difficult subject, treated it with a complex narrative spoken by a mad protagonist, and achieved all this with an immediacy and humour which catapulted *The Snake Pit* into American consciousness. A great boost to the novel's impact was given by the major film of *The Snake Pit*, released in 1948; and a condensed version of the novel produced by *Reader's Digest* in the same year that Ward's best-selling novel appeared. The American public, it seemed, was hungry for information about the terrible conditions in its state asylums.

In the novel, Virginia, a young married writer, presents her confused perceptions of her treatment in the Juniper Hill Asylum. Virginia experiences life here as a series of punishments, meted out by a string of unspecified authority figures, for a crime she cannot identify. Terrifying treatments include electric shock, "packing" (the wrapping of a patient in cold, wet sheets) and water treatment in which the patient is tied into a tepid bath for hours. Restraints such as canvas straightjackets are used on troublesome inmates. There is not enough food and not everyone has a bed. There are pointless rules that must be followed if punishment is to be avoided. Patients are inexplicably transferred between wards, where new sets of rules must somehow be learnt. The nursing staff are stressed, overworked and ill-informed about treatments mandated by remote psychiatrists. The psychiatrists themselves are rarely in evidence and certainly not accessible to patients. Virginia eventually takes charge of her own recovery and, despite the experimental care of her remote psychiatrist, she achieves enough sanity for her to be discharged into her husband's care.

History had its part to play in the reception of this novel. World War II had produced a more compassionate attitude towards the mentally ill, with many servicemen suffering from serious psychiatric ailments. Indeed, recruitment to the armed services had thrown up unwelcome

¹¹⁸ <http://www.baas.ac.uk/usso/when-a-novel-changes-a-social-system-mary-jane-wards-the-snake-pit-1946-and-the-us-state-psychiatric-hospital/>

news about the nation's poor mental health. The old nineteenth century asylums were overcrowded and underfunded. Psychiatry, which had previously been firmly based within the large psychiatric hospitals, now wanted to carry out research into new treatments and improve its tarnished public image. The war had produced models of community-based care which appeared superior to the now largely discredited institutions and there was the promise of new, effective treatments. The success of germ theory in physical medicine could, perhaps, be matched with new psychiatric procedures that would bring psychiatry into modern medical science. To boost this expectation, the ground-breaking 1946 Mental Health Act included a research mandate. Now there was hope that psychiatry could move out of the asylums and into the community.

The Snake Pit set in train a series of other important, non-fiction publications too. Albert Maisel published, "Bedlam 1946: Most US mental hospitals are a shame and a disgrace" in *Life* in 1946. This article shocked readers with its frank photographs of naked patients in filthy conditions. Furthermore, Albert Deutsch's investigative reports into US asylums was published as *The Shame of the States* in 1948.¹¹⁹ These works of campaigning journalists were hugely important in the push for change in the way psychiatric patients were treated. However, it was the impact of Ward's fiction of the state asylum that took this subject matter to a massive audience.

The Snake Pit not only highlighted the terrible conditions within state asylums but also pioneered psychiatry as a popular new subject-matter for fiction. The book immediately became a best-seller, earning its author more than \$100,000 from the first month's sales.[2] Publishers Random House quickly chose Ward's novel as their Book-of-the-Month and a condensed version was published in May 1946 by *Reader's Digest*. The production rights were soon bought by 20th Century-Fox, and the subsequent film, directed by Anatole Litvak, was released in November 1948 and received several Academy nominations. *Time* ran a feature article on the film of Ward's novel and published a picture of Olivia de Havilland in character as Virginia on its cover. The *New York Times* reported in 1949 that, in Britain, psychiatric nurses attempted to have the film of *The Snake Pit* banned, concerned that the British public would "associate American treatment with British hospitals." 20th Century Fox felt British audiences should not be denied the chance to see the film and were quoted in the same *New York Times* article, arguing that "the whole American public has welcomed [the film] as a great stride toward breaking through the darkness that has clouded this theme."

Ward's real-life horror story came from her own direct experience of severe mental illness and hospitalization. This nightmare episode in her life produced a best-selling novel that spawned a major film and a *Readers' Digest* condensed book at a time when the cinema reached vast audiences and *Readers' Digest* had a circulation of nine million. Its appearance in 1946 came when US mental hospitals were perhaps at their lowest ebb and when the psychiatric profession, reacting to the impact of World War II, felt there were other, better ways forward for patient care. Office-based psychiatry and community care was to replace the vast asylums, built with enthusiastic optimism in the nineteenth century but now in overcrowded, neglected decline. The route towards progress was not a smooth one, with insulin therapy, malaria therapy, insulin coma therapy and lobotomy all having their brief but destructive

¹¹⁹ https://de.gwe.wiki/wiki/The_Shame_of_the_States

periods of optimism, winning two Nobel prizes along the way as they offered physical assault to mental patients instead of years of abandonment and imprisonment. However, thanks to Ward's fiction, Litvak's film and the Readers' Digest condensed book, the public at large was now informed of the appalling lives of many of the mentally ill. The days of exile from the world of ordinary, daily life into the abandonment of the terrifying and decayed asylums were now numbered. Ward's achievement as a novelist was of huge significance for the hundreds of thousands of inmates of the overcrowded and neglected asylums.

Footnotes

[1] For a general overview of the care of offered to the mentally ill in the United States at this time, see Gerald N. Grob, *The Mad Among Us: A History of the Care of America's Mentally Ill* (New York: The Free Press, 1994).

[2] Gail Hornstein, 'Narratives of Madness, as Told from Within', *Chronicles of higher education*, 48/20 (2002) 4

Bibliography

Primary sources:

Ward, Mary Jane. *The Snake Pit*. (New York: Random House, 1946)

The Snake Pit. Dir. Anatole Litvak. Perf. Olivia de Havilland and Leo Genn. Twentieth Century-Fox (1948)

Anon. "The Snake Pit: A Condensation from the Book by Mary Jane Ward." *Reader's Digest* (1946)

Secondary sources:

Anon. "British Nurses Seek Ban on 'the Snake Pit'." *New York Times*. (29 Mar. 1949) 23. ProQuest Historical Newspapers: *The New York Times* (1851-2009)

Anon. "Shocker." *Time* 20 Dec 1948. 44-52

Albert Deutsch, *The Shame of the States*. 1st ed. (New York: Harcourt, 1948)

Gail Hornstein, 'Narratives of Madness, as Told from Within', *Chronicles of higher education*, 48/20 (2002)

Gerald N Grob, *The Mad among Us : A History of the Care of America's Mentally Ill*. (New York London: Free Press of Glencoe, 1994)

Albert Q Maisel, "Bedlam 1946: Most Us Mental Hospitals Are a Shame and a Disgrace." *Life Magazine*, 20/18 (1946) 102-18.

David J Rothman, *The Discovery of the Asylum: Social Order and Disorder in the New Republic*. Rev. ed. (Boston: Little, Brown, 1990)

Jacqueline Hopson is a PhD candidate at the University of Exeter, exploring the depiction of psychiatrists in English and American fiction. She has a BA (Hons) in English from Durham University and an MA in Modern American fiction from Exeter University. Her interest in psychiatry stems from being a lifelong user of mental health services.

Anhang 2:

In Memoriam: Gerard Chrzanowski, MD, 1913–2000

By Carola Mann (Int Forum Psychoanal 10: (94-96), 2001)

Int Forum Psychoanal 10:(94-96), 2001

In Memoriam: Gerard Chrzanowski, MD, 1913–2000

Carola Mann, 27 West 72nd Street, New York 10023, New York, USA

Shortly before his incapacitating and final illness Jerry (as he was known to his friends and colleagues) had bought Milan Kundera's *The Book of Laughter and Forgetting*. What an appropriate title to catch Jerry's eye! He loved to laugh with his friends, his colleagues and his patients, and he considered "forgetting" not simply dissociation or repression. Instead he would say "you remembered to forget", thus affirming that even the "forgetful" make choices, albeit unconsciously, to forget.

If you could read some of the review comments quoted on the jacket of Kundera's book and also knew Jerry personally you would be struck by an almost uncanny parallel; the reviewers' descriptions of Kundera's style seem to be a fitting description of Chrzanowski and his work as well: "Deeply and impressively subversive. . . . [Kundera's] sympathy for those who create and suffer is deep" (K. Paul Gray, *Time Magazine*). Jerry was indeed "subversive" – he knew the conventional rules of psychoanalysis, but would flout them in the service of his patients whose sufferings he deeply understood. Another reviewer described Kundera's work as being "of immense wit, intelligence, and verve". No wonder Jerry felt drawn to Kundera; Jerry himself had been described by Rose Spiegel, his late colleague and collaborator, as intense, vibrant and stimulating (Unpublished Manuscript, 1996; comments made at the presentation of a Presidential Award of Appreciation to Chrzanowski by the American Academy of Psychoanalysis). That he could sometimes be infuriating in his intensity, and thus made enemies is not altogether surprising. Jerry's work was certainly characterized by tremendous intelligence, verve, energy and a sense of humor, which allowed him to look at human foibles in a way that affirmed the other person's humanity.

Gerard Chrzanowski was born in a part of Poland that kept changing hands over the years, and while he may have spoken Polish in the early years of his life he became more fluent in German.

He spent his early school years in a boarding school near Lake Luzerne in Switzerland, went to medical school in Zurich and got his psychiatric training at the Psychiatric University Clinic, the Burghoelzli, under Manfred Bleuler and Herman Binswanger. The mountains of Poland, Switzerland and eventually Vermont were to remain his passion, whether for winter skiing or summer hiking.

Dr. Chrzanowski came to the United States in 1940 for what was to be a brief visit, only to find that the second World War prevented him from returning to Europe. He made his home in New York where he forged his professional career as psychoanalyst. Having chosen to forgo orthodox analytic training he graduated in 1950 from the William Alanson White Institute where he had studied under Harry Stack Sullivan, Erich Fromm, Frieda Fromm-Reichmann and Clara Thompson. Jerry very much appreciated Sullivan's thinking regarding the importance of immediate experience in the here and now. To him it bore a close resemblance to the existential views of Heidegger, Medard Boss and Gion Condrau; throughout his life he was fond of quoting P. W. Bridgman and operationalism.

While not denying the importance of history in a person's development he agreed with Sullivan that there is a difference between the event and what a person remembers of the event. As a clinician the immediate experience of and with a patient was the center of his work, which was put into the service of expanding communication within the analytic relationship. In many ways Jerry went beyond Sullivan. He saw himself as being "an observing participant," not a "participant observer", thus stressing his involvement in the on-going experience between himself and the patient. Jerry was known to work with severely disturbed individuals with a dedication and level of commitment that is not always found in analytic circles and certainly not often in private practice settings.

© 2001 Taylor & Francis. ISSN 0803-5253

